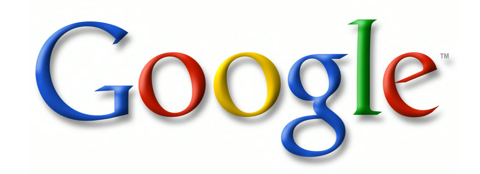
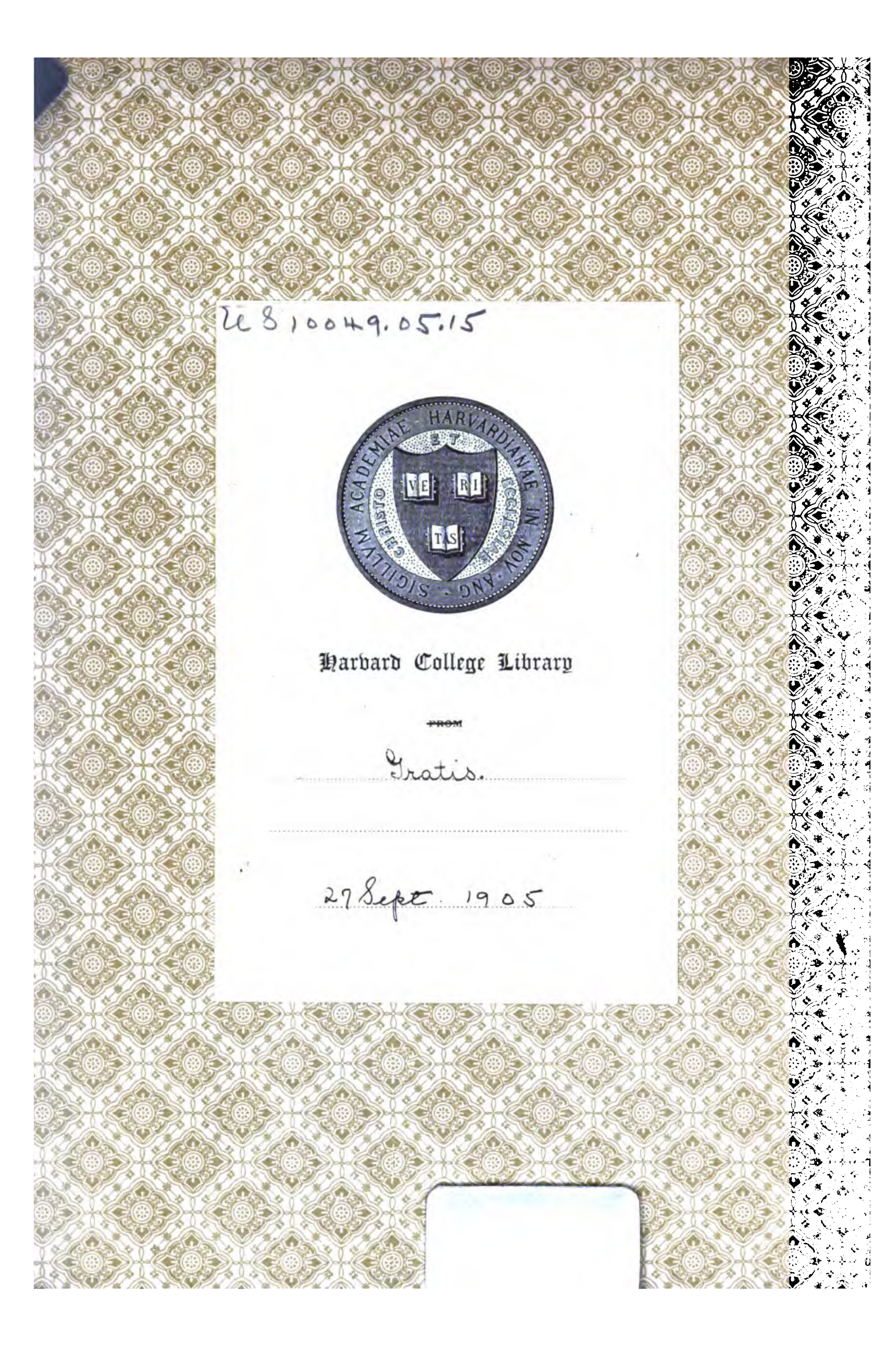
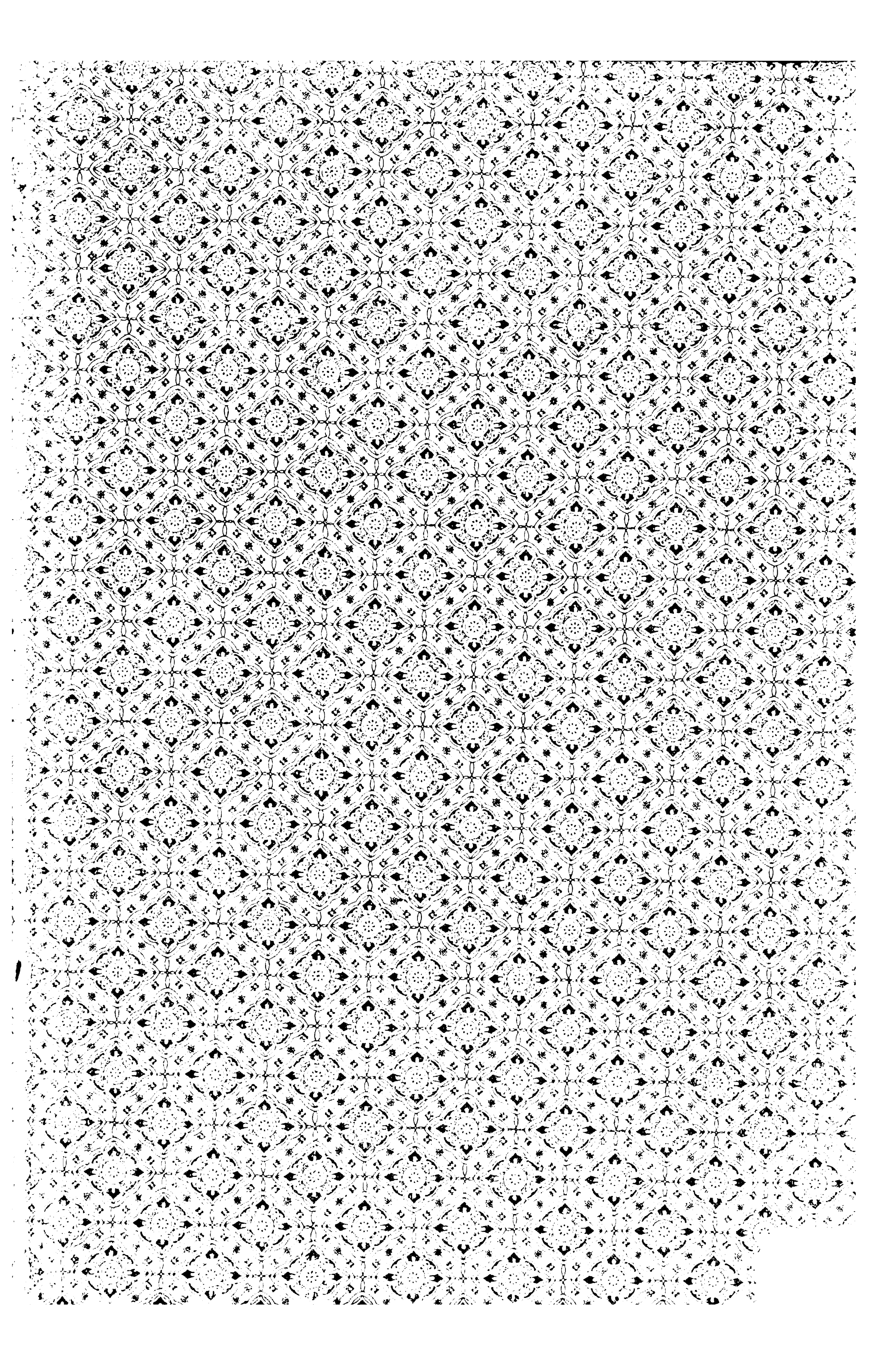


Carl Beck
Amerikanische Streiflichter

Leonhard Simion Nf.
Berlin SW.





To President Charles W. Eliot the Pillar of American Education
by the Author

see pag. 92.

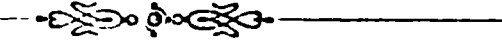
AMERIKANISCHE
STREIFLICHTER

In majorem Columbiae Gloriam!

von

CARL BECK
(New York)

Motto:
Laſs wehen über Dir des freien Landes Fahnen!
Sei stolz auf eignes Ringen und Vollbringen!
Die Kraft zum Können und Gelingen
Gab Dir die deutsche Heimat und der Geist
[der Ahnen.
Ernst von Bergmann.



BERLIN SW.48
VERLAG VON LEONHARD SIMION NF.
1905.



Vorrede.

Diese bescheidenen Skizzen sind ursprünglich fast ausschliefslich für die medizinische Fachpresse bestimmt gewesen und tragen demgemäfs eine hervorragend ärztliche Physiognomie. Namentlich die Münchener Medizinische Wochenschrift und die Deutsche Ärztezeitung veranlafsten mich zu feuilletonistischen Schilderungen, deren Hintergrund zumeist ein ärztlicher Kongrefs in einem der Zentren des grofsen amerikanischen Kontinentes bildete. Die akademischen Essays sind zum Teil in der Deutschen Monatsschrift der Gegenwart erschienen.

Wenn ich dieselben nun in Buchform veröffentliche, so geschieht dies auf den Wunsch derjenigen meiner Freunde, welche dem fachwissenschaftlichen Teil der Berichte fremd gegenüber stehen, meinen Bemerkungen über Land und Leute jedoch ein von mir kaum vorausgesehenes Interesse entgegenbrachten. So habe ich denn — nicht ganz ohne Gewissensbisse — die Berufsgefühle unterdrückt und den braven Vater Hippokrates in die Ecke gestellt.

Die Entwickelungsgeschichte des Büchleins deutet schon an, dafs es einen ausgesprochen persönlichen Charakter trägt und schon deshalb keinen Anspruch darauf erhebt, eine zusammenhängende und kritische Beschreibung, wie man sie etwa von einem Nationalökonomen oder einem Historiker zu erwarten wäre, zu geben. Zum gröfsten Teile handelt es sich um Reiseberichte, welche mir Gelegenheit gaben, meine Ansichten über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, seine Institutionen und seine Leute, einzustreuen.

Der Umstand, dafs ich seit nahezu einem Vierteljahrhundert in der Stadt New York dem ärztlichen Beruf obliege, gibt mir wohl das Recht, ein Urteil über die amerikanischen Verhältnisse zu äufsern. Meine Tätigkeit als akademischer Lehrer brachte mich mit den lernbegierigen Elementen, meine Kliniken mit der armen Arbeiterbevölkerung und meine Hospitalämter mit den oberen Klassen in häufige und direkte Berührung. Und wenn ich mir bis auf den heutigen Tag an den Stätten, wo das Elend in allen seinen verschiedenartigen Nuancen haust, die innere Heiterkeit bewahrt habe, welche Mühe und Arbeit als etwas köstliches empfinden läfst, so danke ich dies dem erhebenden Einflufs des grofsen und liberalen Zuges, welcher für die amerikanische Atmosphäre so charakteristisch ist.

Es ist mir deshalb immer ein Herzensbedürfnis gewesen, meine lieben deutschen Landsleute, welchen das Bild Amerikas oft mit so oberflächlichen oder gar verzerrten Pinselstrichen vorgeführt wird, diese meine Empfindungen mitzuteilen. Die Überzeugung, dafs die beiden gröfsten Kulturnationen der Welt dazu berufen sind, einander immer näher zu treten und sich zu ergänzen, um Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken zu fordern, nicht zum Kampfe, sondern um ihm die höchsten humanen Ziele zu diktieren, hat sich bei mir immer mehr befestigt. Und wenn es bei mir unverrückbar fest steht, dafs die alleredelsten und reinsten Ideale die deutsche Signatur tragen, so dünkt es mir zugleich, dafs dieselben in Amerika ihrer Vollendung am praktischsten entgegenreifen. Mögen diese Blätter ihr kleines Scherflein zum freundlichen Verständnis des Amerikanertums und damit zur Verwirklichung des Verbrüderungsgedankens beitragen.

New York, im Wonnemond 1905.

Carl Beck.

Inhalt.

I.

Vom Kongrefs der American Medical Association in Atlantic City (1900)

Der diesjährige Kongrefs der American Medical Association gestaltete sich zu einem noch nie dagewesenen Erfolg. Während die äthiopische Hitze in dem Temperenzstaat Ohio den wissenschaftlichen Enthusiasmus der vorjährigen Kongrefsler bedenklich „abgekühlt“ hatte, wurde die Begeisterung dieses Jahr durch die kühlen Brisen des Ozeans entschieden angefacht. Es war ein weiser Beschlufs gewesen, die über 20000 Mitglieder zählende Vereinigung nach Atlantic City, dem schönsten Seebadeort der Vereinigten Staaten, zu laden, und sie hatte der Einladung auch in unvorhergesehener Weise Folge geleistet. Rechnet man die unvermeidlichen kongrefslichen Familienanhängsel dazu, so kann man schätzen, dafs sich 22000 Seelen in das Vergnügen teilten, dem braven Vater Aeskulap nach den verschiedenartigsten und ergötzlichsten Methoden zu huldigen. Wer sich nicht am Strande belustigte, wo Männlein und Weiblein einträchtiglich mit einander sich in den Wellen tummelten, amüsierte sich auf dem Promenadenweg, welcher sich volle sechs Meilen lang an der Küste hinzieht. Zwar ist derselbe an Schönheit nicht mit der Promenade des Anglais in Nizza zu vergleichen, unter deren Palmen man bekanntlich nicht ungestraft wandelt, dafür aber hat man, wie beim Münchener Vogelschiefsen oder dem Kannstatter Volkfest, der lustigen Unterhaltung in den zahllosen Buden mehr als genug. Und in die kühlen gewölbten Grotten dieses „Boardwalk“ war die Erleuchtung aus Würzburg nicht nur in X-Strahlen, sondern auch in der nicht zu

verachtenden Form des Hofbräus gedrungen. Dafs dieselbe gehöriges Verständnis fand, konnte man des abends erschauen, wo die Kollegen beim Klang der Steinkrüge die Stadtväter feierten, welche panem et circenses in opulentester Weise spendierten. Wenn sich der Yankee nur nicht genierte — wie gern würde er unsere guten deutschen Sitten annehmen. Aber das könnte seiner Reputation bei Vetter John Bull schaden.

Übel sieht es aber nicht aus, wenn ein Amtsbruder aus dem wilden Westen ein schlecht übersetztes deutsches Studentenlied in seinen Bocksbart hineinbrummt und, dem edlen Bacchus opfernd, Grimassen schneidet, welche zwischen Ptosis und Verklärtheit schwanken.

Mit einem der bescheidenen deutschen Seebäder läfst sich Atlantic City übrigens nicht vergleichen. Zwischen Philadelphia und Baltimore dehnt sich die nicht unansehnliche Stadt mit ihren langen Avenuen meilenweit am Strande des Atlantischen Ozeans entlang, in welchen hinein sie sich sozusagen verlängert hat. Auf nahezu eine Meile weit in das Meer hinaus baute man breite Piers, welche nicht blofs das Auge durch ihre architektonische Schönheit entzücken, sondern vor allen Dingen dem ausgezeichneten Zwecke dienen, die überhitzten Nerven der Grofsstädter abzukühlen. So spaziert man denn weit hinaus, von der köstlichen Luft der göttlichen Salzflut umweht, und läfst seine im Strudel der Grofsstadt gepeitschten Ganglienzellen durch das Wogengeplätscher wie von einem Wiegenlied besänftigen. Auf den äufsersten Enden dieser in Europa völlig unbekannten, brückenartigen Piers befinden sich Hallen von ungeheuren Dimensionen, welche gewöhnlich als Ball- und Theatersäle dienen und dieses Mal — zum ersten Mal — ihre Türen zu medizinischen Sektionssitzungen öffnen mufsten. Einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Kollegen, der ebenso berühmte als beliebte Chirurg Keen aus Philadelphia, war zum Präsidenten der enormen medizinischen Menschenwoge erwählt worden, und der Empfangsabend, welcher ihm am Tage nach der Eröffnung gegeben wurde, war eine der glänzendsten Affären, deren Zeuge ich jemals war.

II.

Zum St. Pauler Ärztekongrefs und dem Yellowstone Park (1901).

Vom Hudson zum Mississippi.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!“

Was würde der ehrwürdige Vater Hippokrates gesagt haben, wenn er den eleganten Extrazug geschaut hätte, welcher seine Epigonen von Hudsonbabel zum Ärztekongrefs in St. Paul entführte! Mit allem, was modernes Raffinement bietet, wohl ausgerüstet, flogen die mit der Crême der New-Yorker Ärztegemeinde gefüllten Pullmannschen „Palastwagen“ dem Norden zu. Das elegante Milieu wäre eine sprechende Illustration zu dem „Dat Galenus opes“ gewesen, hätten derselben nicht die in lästigem Echo widerhallenden Klagen über die schlechten Zeiten als modifizierendes Corrigens entgegen gestanden.

Es war schon spät am Abend, als wir New-Yorker Delegierten, zum gröfsten Teil unter der Mentorschaft holdseliger Weiblichkeit, den Hudson entlang nach unserer Staatshauptstadt Albany — der ersten Station — gelangten. Feenhaft ergossen sich die Vollmondstrahlen auf den breiten Strom, den amerikanischen Rhein, welcher an Majestät sein deutsches Vorbild ebenso weit übertrifft, als er in der Romantik hinter ihm zurücksteht. In der Nacht passieren wir Utica, Rom, Syracus und Ilion.

Wie schade, dafs unser Schiller niemals Gelegenheit fand, in diesem urklassischen Dunstkreis neue Inspirationen zu schöpfen!

Gegen Morgen erreichen wir die berühmte Bierstadt Rochester, welche so durch und durch deutsch ist, dafs an

manchem Schaufenster angeschrieben steht: „Hier wird englisch gesprochen“. Deutsche Namen, wie Müller, Schulze, Wagner und Schmidt prävalieren durchaus auf den Geschäftsschildern.

Der erste Morgenstrahl trifft uns in der Büffelstadt (Buffalo) an den blauen Ufern des Eriesees. Die eben erst eröffnete panamerikanische Ausstellung veranlafst einen Teil unserer Gesellschaft zu einem vorübergehenden Aufenthalt. Das Areal der Ausstellung ist zwei ein halb Mal so grofs als dasjenige der Weltausstellung in Chicago. Die Ausstellungsgebäude sind in modernisiertem spanischen Renaissancestil gehalten und erinnern durch ihre prächtigen Farbenmischungen an ein grofses Spektrum, so dafs man die Ausstellung nicht ganz mit Unrecht die Regenbogenstadt taufte.

Die Nähe der Niagara-Fälle ermöglichte die Herstellung einer Elektrizitätsquelle, welche unerreicht dasteht, denn sie gewährt das unerhörte Schauspiel einer Konstellation von einer halben Million elektrischer Lampen nebst einhundert Scheinwerfern. Aufserdem ist noch genug Kraft für einen elektrischen Turm und einen ungeheuren Lichthof für elektrische Fontänen übrig geblieben, deren Farbenspiel einzig zu nennen ist.

Der hygienische Teil der Ausstellung ist ganz besonders sehenswert und übertrifft die der Chicagoer Weltausstellung, an welcher sich, beiläufig erwähnt, auch viele bekannte deutsche Instrumentenfirmen beteiligt hatten.

Das Entgegenkommen der West-Shore Eisenbahngesellschaft ermöglichte einen sechsstündigen Aufenthalt am Niagara, so dafs wir eines der gröfsten Naturschauspiele der Welt wiederum bewundern konnten. Es lohnt sich wirklich, nur um diese Fälle anstaunen zu können, eine Ozeanreise zu unternehmen. Eine Beschreibung sollte man garnicht versuchen, denn weder die Sprache noch der Pinsel sind imstande, auch nur entfernt einen Begriff von der unendlichen Gröfse und der beispiellosen Schönheit dieses Naturwunders wiederzugeben.

Wir amüsieren uns auf der kanadischen Seite der Fälle über unsere englischen Nachbarn, deren puritanische Denk-

weise sie doch nicht hindert, uns am heiligen Sonntag den unverschämten Brückenzoll von 15 Cent pro Kopf (60 Pfg.) abzufordern, worüber in allen möglichen europäischen und amerikanischen Idiomen weidlich raisonniert wurde.

Unser berühmter Landsmann Carl Schurz behauptete einmal, und nicht ganz mit Unrecht, dafs eine der bekanntesten deutschen Nationaleigenschaften die Lust zum Raisonnieren wäre. Hätte er an jenem Sonntagmorgen mit uns am Niagara gestanden, so würde er entdeckt haben, dafs auch andere Zungen in dieser manchmal recht erfolgreichen Charaktereigentümlichkeit ganz Erkleckliches leisten, denn wir hörten unter anderem Flüche, welche an den Kjölen ebenso heimisch sind, als andere am unteren Absatz des italienischen Stiefels.

Am Nachmittag ertönte das Abfahrtssignal. Leider mufsten wir den Kollegen Marston, einen unserer meist versprechenden jungen Orthopäden, im Hotel zurücklassen, da er in der Nacht plötzlich erkrankt war. Es entwickelte sich, wie wir nachträglich erfuhren, eine schwere Pneumonie.

Durch lachende Fluren, herrlich grünende Wälder, an tiefblauen Seen und freundlichen Dörfern und Gehöften vorbei trug uns das Dampfrofs nun weiter dem Norden zu.

Am Abend gelangten wir in das kanadische Städtchen St. Thomas, wo unser Maître de plaisir in einer eigenartig idyllischen Anwandlung den Abendimbifs bestellt hatte. Unsere Ankunft bedeutete für das kleine Nest ein Ereignis.

Die Sonntagsruhe in Kanada ist nämlich perfekt. Da der Gerechte sich bekanntlich seines Viehs erbarmt und man in Kanada sehr gerecht ist, so läfst sich im Dominium seiner britischen Majestät nur schwer am Sabbath ein Vehikel auftreiben. Es gab zwar in diesem arkadischen Viertel eine veritable elektrische Strafsenbahn, aber auch diese war am Sonntag an die Kette gelegt worden.

Einer so distinguierten Invasion konnten jedoch selbst die braven Kanadier, von welchen wir mit Unrecht in der Schule lernten, dafs sie „Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennten“, nicht widerstehen. Der hohe Magistrat der guten Stadt des heiligen Thomas hatte ein Einsehen, und so

vollzog sich dann das unerhörte Schauspiel, dafs die sämtlichen Tramwagen der Stadt — es waren 2 an der Zahl — mit ärztlichen Männlein und Weiblein zum Platzen gepfropft an dem tonangebenden Hotel der Stadt vorfuhren.

Dort hatte sich namentlich der weiblichen Insassen bereits eine erhebliche Aufregung bemächtigt. Hinter einem Dutzend langer, sauber gedeckter Tische standen ebenso viele weifsgekleidete Jungfrauen in jenem lieblichen Alter, von welchem zu schweigen eine des Berichterstatters angenehmster Pflichten ist. Nur an das Kopfende einer einzigen Festtafel hatte sich eine reizende blonde Kanadierin aufgestellt und im Nu, wer weifs wie das geschah, war sie dicht umschwärmt. Natürlich waren es die jüngeren Hagestolze, deren scharfer Instinkt ihnen sofort die pikante Richtung gezeigt hatte.

Unsere Sektion war weniger glücklich. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, lancierten wir uns unter die Aegide eines mittelalterlichen Mägdeleins, deren Formen einen Rubens mit nichten begeistert haben würden.

Ihren beinahe zahnlosen Mund — „nur eine morsche Säule zeugt von vergang'ner Pracht“ — umspielte ein holdseliges Lächeln, welches in grobem Gegensatz zu den sauer-süfsen Physiognomien unserer Tischgenossen stand.

Während in wüstem Herumrennen eine kongestionierte tellerbewaffnete Hebe auf die andere platzte, dafs es von zerbrochenem Geschirr regnete, suchten wir uns bei Roastbeef und Spargeln, deren spindeldürres Ansehen ein reizendes Pendant zu den Formen ihrer Spenderinnen bildete, mit unserem Schicksal zu versöhnen.

Geistigen Zuspruch gab es in diesem Mäfsigkeitsdunstkreis nicht, so dafs einige ihre Rechnung mit ihrem ärgsten Feind, genannt Aqua vulgaris, machen mufsten, um damit ihren steinharten Fisch und Ärger hinunterzuspülen.

Unsere Ceres bat übrigens in rührenden Worten um Entschuldigung für ihre Aufreguug, da sie zum ersten Mal in einer derartigen Gesellschaft servierte.

Am Tisch des blonden Titianköpfchens war es unterdessen gar wunderlich zugegangen und es schien, als ob es seine schwersten Batterien aufgefahren hätte. Schwer wurde die

Trennung empfunden, und junge und alte Nichtsnutze überboten sich in Kufshändchen.

Als wir zum Bahnhof zurückkehrten, hatte die gesamte Einwohnerschaft Spalier gebildet. Die jungen Burschen johlten und rosige Mägdelein schwenkten die Taschentücher und erröteten bis an die Fufsspitzen. Honny soit qui mal y pense!

Golden senkte die Abendsonne ihren Abschiedsgrufs auf die üppigen Kornfelder, als wir uns den grofsen Seen näherten, welche eine natürliche Grenzlinie zwischen dem Kronland und der grofsen Republik ziehen.

Bei der Grenzstadt Windsor schiffte sich unser Zug auf einem ungeheuren Fährboot ein, welches ihn zu dem gegenüberliegenden Detroit bringen sollte. Es war das erste Mal, dafs ich ein derartiges Trajekt sah und ich konnte nicht genug staunen über die Einfachheit und die Akkuratesse, mit welcher die Fergen diesen kolossalen Speditionsmechanismus bemeisterten. Wir verliefsen unsere Coupés und berauschten uns auf dem Verdeck der Fähre an dem feenhaften Anblick, welchen die Wasserfläche, begossen von dem Silber des Vollmonds und umrahmt von den Tausenden der elektrischen Bogenlichter, wie sie die Stadt Detroit ganz einzig aufzuweisen hat, gewährt.

Unter den Flügeln der Nacht durchquerten wir den Staat Michigan. Die meisten unter uns ruhten bald selig in Morpheus Armen. Die übliche Minorität liefs im Rauchsalon noch einmal die Ereignisse des Tages Revue passieren. Das Sujet waren natürlich St. Thomas mit den zwölf lieblichen Jungfrauen. Sauersüfs lächelnd ulkte ein Confrater den anderen an, nur ein junger Duckmäuser safs in tiefes Schweigen versunken in der Ecke und wischte sich stillvergnügt seinen schneidigen Schnurrbart.

Die rosenfingrige Eos leuchtete zu unserer Einfahrt in die grofse Stadt der Winde — Ihnen als Chicago bekannt — wo sich uns einige der Koryphäen am Michigansee zugesellten.

Noch zwei weitere Stunden Fahrt durch den urdeutschen Staat Wisconsin und die Bieressen Milwaukees grüfsten freundlich durch den dämmernden Morgen. Hier wurde

unser Sehnen nach einem soliden Speisewagen gestillt und ein vorzügliches Frühstück entschädigte uns für die wenig congenialen Fleischtöpfe Kanadas. Die letzteren hatten mehreren unserer verwöhnten New-Yorker so schwer im Magen gelegen, daſs um die Mitternachtsstunde eine förmliche Hedschra entstand. In die wenig sanftmütigen Kommentare der nächtlichen Wanderer mischte sich das verhaltene Kichern des resistenteren tertius gaudens. Quod dii bene vertant!

Um die Mittagsstunde erreichten wir den Mississippi. Seit der Kindheit fröhlichen Tagen, als ich die wundersamen Cooperschen Lederstrumpfgeschichten mit Heiſshunger verschlang, war es mir ein Herzenswunsch gewesen, den Vater der Ströme, diesen Brennpunkt indianischer Romantik, von Angesicht zu bewundern. Fürwahr, er ist es wert, in den Mittelpunkt poetischer Schilderungen gerückt zu werden! Seine ruhige Majestät, seine blaue Flut, seine geheimnisvollen Ufer verleihen diesem ungeheueren Strom, gegen welchen der alte Vater Rhein wie ein Waisenknäblein erscheint, ein unaussprechliches Gepräge und man wird von dem Gefühl andachtsvoller Bewunderung einfach überwältigt.

Interessant erscheinen die Mississippidampfer, deren gewaltiges Schaufelrad am Ende des Fahrzeugs angebracht ist. Hier auf der Route zwischen St. Paul und St. Louis, fand der geniale Humorist Mark Twain, als er in seiner Sturm- und Drangperiode den Posten eines Mississippisteuermannes bekleidete, die Anregung zu seinen reizenden Schnurrpfeifereien.

Von der Station La Crosse im ackerbauenden Staate Wisconsin spannt sich in ungeheuerem Bogen die berühmte Brücke nach Minnesota hinüber. Der Brückenbau, ein Triumph der Ingenieurkunst, war dadurch erleichtert, daſs der Mississippi der Bahngesellschaft die Gefälligkeit erwiesen hatte, sich hier in drei durch kleine Inselgruppen separierte Arme zu teilen, so daſs der Bau in drei einzelnen Etappen durchgeführt werden konnte.

In La Crosse wurde uns von einem alten schnauzbärtigen Bahnhofsbonzen ein Mittagsmahl verabreicht, dessen Vorzüglichkeit in umgekehrtem Verhältnis zu der eigenartigen

Derbheit seines Auftretens stand. Der Preis desselben war enorm niedrig, und es hieſs, daſs dieser sonderbare Kauz seine spezielle Hochachtung vor der medizinischen Fakultät auf diese merkwürdig interessante Weise dokumentieren wollte.

Zu unserer nicht geringen Freude brachte uns hier Herr Kollege Christiansen aus St. Paul den offiziellen Willkomm seiner Heimatstadt.

Nun ging es an den Ufern des Mississippi entlang, an blühenden Städten und bewaldeten Bergen vorbei, nach Hastings, wo unser getreuer Reisemarschall, der bekannte Gynäkologe Wiggin, noch einmal Revue passieren lieſs.

Wyeth, der Präsident der medizinischen Gesellschaft des Staates New-York, erlieſs nun eine seiner humordurchtränkten Mahnungen. Auf ein ungeheueres Bierfaſs nicht ohne gewaltige Anstrengungen kletternd, welches eigens zu diesem Zweck von einem Philanthropen dahin transportiert zu sein schien, gab er ein Resumé unserer so überaus befriedigend verlaufenen Reise und unserer mannigfachen Abenteuer. Das Leitmotiv derselben war natürlich wieder die pikante Episode in dem kanadischen Temperenzwinkel.

Ich bin tatsächlich noch nie Zeuge einer so einmütigen Übereinstimmung von Ärzten unter einander gewesen, als es auf dieser Wallfahrt der Fall war.

Unter mächtigen Hurras, an denen sich auch das sogen. schwache Geschlecht enthusiastisch beteiligte — ein Salamander konnte in Abwesenheit des nötigen Stoffes nicht gerieben werden — wurde Wyeth von seiner improvisierten Rostra heruntergeholt. Eine Stunde später dampften wir seelenvergnügt in die Bahnhofshalle von St. Paul ein.

In St. Paul.

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Ihr durchstudiert die grofs' und kleine Welt.“

Die Stadt des heiligen Paulus liegt malerisch an den linksseitigen Abhängen des Mississippi hingestreckt. Sie ist eine typische amerikanische Schöpfung. Vor zweihundert Jahren noch fanden hier die Kontrollversammlungen der Siouxlandwehr statt. Erst hundert Jahre später baute sich ein stabiles Indianerdorf an, welches vor wenigen Dezennien ebenfalls dem Ansturm der amerikanischen Völkerwanderung weichen mufste.

Vor sechzig Jahren hatte ein unternehmender Franzmann den Mut, eine Niederlassung neben den Wigwams zu gründen, welche dann bald von Kanadiern und französischen Schweizern derart bevölkert wurde, dafs man sechs Jahre darauf den kühnen Plan, ein Hotel zu errichten, tatsächlich ausführte. Bald gesellte sich hierzu der erste Schwarzrock, der Marchand tailleur, der erste Apotheker und last but not least der erste Aeskulap. So hatte sich im Jahre 1860 schon eine Gemeinde von zehntausend Einwohnern gebildet, welche bis zum heutigen Tage auf zweihunderttausend angewachsen ist.

St. Paul ist die Hauptstadt des Staates Minnesota und Wohnsitz des Gouverneurs. Es verfügt über 650 Fabrikanlagen, welche 25000 Arbeitern lohnende Beschäftigung bieten.

In der bekannten amerikanischen Liberalität steht St. Paul nicht zurück, denn es ist mit nicht weniger als zwanzig Hospitälern dotiert.

Die Stadt zerfällt in einen Geschäfts- und einen Wohnungsteil. In dem ersteren, welcher dem Ufer des Mississippi am nächsten liegt, befinden sich nur Geschäftshäuser und Hotels, alle in schönstem europäischen Stil erbaut. Sie würden gerade so gut Unter den Linden oder am Boulevard des Italiens stehen können.

St. Paul ist die grofse Avenue für den Handel des Nordwestens. Es ist also eine amerikanische Kaufmannsstadt im strengsten Sinne des Wortes. Damit ist aber keineswegs gesagt, dafs die Bevölkerung nur in merkantilen Bestrebungen aufgeht. Warm ist das Interesse für Kunst und Wissenschaft, wie in der ihr darin gleichenden süddeutschen Handelsstadt Mannheim, der Stadt eines Dalberg und Iffland, welche den Mut hatte, dem gröfsten Dichter aller Zeiten ihre Tore zu einer Zeit zu öffnen, als blinder Despotismus und törichter Kleinmut ihre Verfolgungsorgien feierten.

Es ist auf dem europäischen Kontinent Mode geworden, in dem Yankee nur eine geldmachende Maschine zu erblicken.

„Wirken und Schaffen, Schätze erraffen", das sei seine Parole, und wo bei anderen anständigen Leuten ein Herz zu schlagen pflegt, da soll wie bei dem Holländer Michel ein fühlloser Stein liegen. Nichts ist falscher als diese verbreitete Ansicht; der Vollblutamerikaner betrachtet das Geschäft mehr wie eine Art Sport und seine Geschäftsweise ist kurz und floskelfrei, zeichnet sich aber im Gegensatz zu der mehrerer anderer Nationen durch einen hervorragend noblen Zug aus.

Im Verhältnis zu der Prosperität der Einwohnerschaft steht der Wohnungstypus auf den lieblichen Anhöhen der Stadt.

Da ziehen sich hinter herrlichen Avenuen, geschmückt mit prachtvollen Kastanienalleen, die ebenso geschmackvoll als praktisch errichteten Wohnhäuser, zumeist von blühenden Gärten eingerahmt, hin. Selbst in den weiter landeinwärts gelegenen Arbeitervierteln dominiert das kleine Einzelwohnhaus mit Gemüsegarten.

Die öffentlichen Parke von St. Paul, von denen namentlich der Comopark hervorzuheben ist, sind grofs und schön. Die fernere Umgebung der Stadt bietet manches Pittoreske. So sind unter anderem mittels der elektrischen Strafsenbahn die durch Longfellows unsterbliche Dichtung bekannten Minnehaha-Fälle leicht erreichbar.

Mit St. Paul durch breite Brücken verbunden, liegt auf dem rechtsseitigen Mississippiufer, wie Kehl seinem schönen vis-à-vis Strafsburg, die Schwesterstadt Minneapolis. Dieselbe ist hervorragend Fabrikstadt und hat über hunderttausend Einwohner.

Man behauptet, dafs die beiden Schwestern grofse Rivalinnen wären, und böse Zungen gehen sogar so weit, zu imputieren, dafs man in Minneapolis aus purer Niedertracht die Bibel nicht lese, weil sie respektvoll von Sankt Paul spricht.

Solche Regungen sind bekanntlich den reinen Seelen der medizinischen Fraternität völlig fremd. Jedenfalls war die Aufnahme, welche wir seitens unserer nordwestlichen Kollegen fanden, eine überaus herzliche. Und fürwahr, es war keine kleine Aufgabe, für diese medizinische Invasion Sorge zu tragen. Von den 24000 Mitgliedern der American Medical Association waren über 3000 erschienen. Rechnet man dazu noch die braven Ärztefrauen und deren Appendicula, so belief sich die Zahl der Gastfreunde auf beinahe 7000. Und dafür erwiesen sich die Gasthöfe von St. Paul als beinahe zu klein, so dafs viele in Minneapolis untergebracht werden mufsten.

Es war ein heifser Sommermorgen, als der abtretende Präsident, Dr. Reed aus Cincinnati, die Versammlung im Opernhause von St. Paul eröffnete. Eine gewaltige Corona hatte sich hier zusammengefunden.

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen!“

Vom atlantischen bis zum stillen Ozean und von den oberen Seen bis hinunter nach Florida hatte fast jede Stadt der Union ihre Vertreter, darunter der Koryphäen unheimliche Schar, gesandt.

Die erste Botschaft des Präsidenten teilte uns mit, dafs der bekannte Millionär Rockefeller soeben der American Medical Association die Summe von 200000 Dollars (über 800000 Mark) behufs Gründung eines Privatlaboratoriums überwiesen hatte. Dasselbe sollte ausschliefslich einen experimentellen Charakter tragen. An seine Spitze wurde der

ausgezeichnete Baltimorer Pathologe Welch berufen. Man erzählt sich, dafs Rockefeller, als eines seiner Kinder dem Würgeengel Diphtherie erlag, empört über die Auskunft der behandelnden Ärzte war, welche anstandslos zugaben, dafs unser Wissen Stückwerk ist. Rockefeller meinte, es müsse mehr Licht in das Dunkel der Infektionskrankheiten geworfen werden, und so erblüht denn auf dem Grabhügel des kindlichen Opfers eine neue Veste der Wissenschaft. Sic mors gaudet succurrere vitae!

Am Nachmittag begannen die einzelnen Sektionssitzungen, welche stärker als je vorher besucht waren. Im ganzen bestanden 13 Sektionen.

Angesichts des weitgehenden Interesses, welches man auch in Laienkreisen der Entzündung des Wurmfortsatzes entgegenbringt, soll ein Teil meiner Bemerkungen hierüber in dieser Ausgabe verbleiben.

Die zur Erschöpfung bereits ventilierte Frage der Blinddarmentzündung wurde natürlich ebenfalls con amore nach allen Richtungen zerzupft, selbstverständlich mit demselben unbefriedigenden Resultat, wie bei den vorhergehenden Kongressen der amerikanischen sowohl als anderweitigen Ärztegesellschaften. Tout comme chez nous! konnte in diesem Jahre auch der deutsche Chirurgenkongrefs sagen.

Solange wir den entzündeten Wurmfortsatz bei der geräuschlosen Verrichtung seiner initialen Maulwurfsarbeit nicht belauschen können, so lange kein Röntgenstrahl sich unserer klinischen Unkenntnis erbarmt und ein pathologisch-anatomisches Konterfei produziert, das uns als Mentor dienen könnte, oder so lange die Vorsehung kein Fenster in der Darmbeingrube installiert, durch welches wir die einzelnen Stadien der Entzündung beobachten können, wird der Parteien Gunst und Hafs den Charakter dieser eminent wichtigen Erkrankung entstellen.

Wer häufig Gelegenheit fand, im Frühstadium — bei der Autopsie in vivo — die ausgedehntesten Zerstörungen des Wurmfortsatzes zu konstatieren, welche auch nicht im entferntesten Dignitätsverhältnis zu den leichten klinischen Erscheinungen standen, welche man zumeist mit mystischen Bezeichnungen zu benennen sich heutzutage bemüfsigt fühlt,

hat mehr Angst vor den Gefahren des Ansteckungsgiftes als denen seines erprobten aseptischen Scalpells.

Ja, wenn man einen verläfslichen Indikator hätte, welcher verkündete: bis hierher reicht der Ressort des Internen und darüber hinaus fängt die chirurgische Sphäre an! Aber wo ist dieser Daniel, welcher wagt, einen milden Verlauf und milde Anfänge mit Sicherheit zu prognostizieren? Wer bürgt ihm dafür, dafs hinter diesem milden oder, wenn wir es euphemistisch ausdrücken wollen, meinetwegen larvierten Bilde nicht schon die Keime vernichtender Virulenz sich bergen? Heute noch eine symptomlose chronische Entzündung der Schleimhaut, mag es morgen eine tiefgreifende Gewebsveränderung sein und durch Geschwürbildung das Leben vernichten.

Und andererseits, wer die stürmischsten klinischen Erscheinungen unter Opium und Eisblase verschwinden sah, glaubt ein Recht zu haben, den chirurgischen Draufgänger mit der Lauge seines Spottes zu begrüfsen, indem er hohnlächelnd auf die Fälle weist, die der Chirurg operieren wollte, und die er mit seiner feinen „Individualisierung“ rettend seinen Klauen entrifs.

Und ein Jeder hat ja scheinbar so recht! Auch für die nächsten paar Jahre kann man in bezug auf die Lösung der Indikationsstellung bei der Appendicitis, dieser permanenten Sphynx, die Inschrift auf Dantes Hölle beherzigen: Lasciate ogni speranza! Die Einen verwerfen die Operation, weil sie unnötiger Weise vorgenommen worden sein soll, und die Anderen verwerfen die abwartende Behandlung, weil sie einer Operation aus dem Wege geht, die notwendig war.

Die Exspektanten, man kann sie auch Nihilisten nennen, erheben die Klage, dafs man bei Darmaffektionen, wie bei einfachen Katarrhen, Kotstauung, Ptomainevergiftung und sogar bei Typhus im Wahn, einen entzündeten Wurmfortsatz zu finden, die Bauchhöhle mit und ohne letalen Ausgang eröffnet habe. Der Frühoperateur hinwiederum in seinem J'accuse behauptet, das man in vielen Fällen die Diagnose auf die genannten Krankheiten und andere gestellt habe, und die Autopsie habe ergeben, dafs es sich um eine Appendicitis

mit nachfolgender Peritonitis handelte, welche durch Frühoperation zweifellos verhindert worden wäre. Dazu kommen noch die Lauwarmen, welche jammern, dafs die Patienten so selten mit der Operation einverstanden wären, und sie deshalb blutenden Herzens gezwungen würden, gegen ihre bessere Überzeugung exspektativ zu verfahren. Als ob Patientenlaunen und Wissenschaft etwas mit einander zu tun hätten. Die Patienten tun im grofsen und ganzen immer, was die Ärzte vorschreiben, wohlgemerkt, wenn die letzteren sich völlig geeinigt haben. Was kann man aber vom Publikum verlangen, wenn der eine Arzt das Gegenteil des anderen anrät?

Da ist nun z. B. Senn, einer der gröfsten lebenden Chirurgen, welcher konservativer Weise den Degen einsteckt, während Deaver, der treffliche Chirurg des deutschen Hospitals in Philadelphia, ihn bei der leisesten Provokation zückt. Les extrêmes se touchent. Im allgemeinen jedoch ist die Strömung der amerikanischen Kollegen, wie sich auch auf dem Kongrefs ersehen liefs, überwiegend zu gunsten der Frühoperation.

Eine sehr merkwürdige Diskussion spielte sich am Ende der allgemeinen Sitzungen ab, als die zu gleicher Zeit in St. Paul tagenden Frauenrechtlerinnen die American Medical Association offiziell ersuchten, in der in den letzten Monaten brennend erörterten Frage der sogen. Armeekantine Stellung zu nehmen. Der Appell wurde von einer ansehnlichen Zahl von Ärztinnen, welche zu diesen „Women Suffragists“ gehörten, vor das Forum gezerrt. Es ist geradezu unglaublich, dafs die erlauchte Körperschaft des Senats der freien Republik sich von diesen Repräsentantinnen des zarten Geschlechts derart ins Bockshorn jagen liefs, dafs sich tatsächlich in einer schwachen Stunde eine Majorität willig finden liefs, die Armeekantine abzuschaffen. Und der Kongrefs sagte Amen dazu. Das Kapitol war also wieder einmal gerettet und die gefiederten Moralwächterinnen durften ihren Triumph urbi et orbi vorschnattern.

Nun läfst sich das amerikanische Volk, gerade wie der deutsche Michel, gar mancherlei gefallen, aber das ging ihm doch über das Bohnenlied, und ein Sturm der Entrüstung

brach im ganzen Lande los. Man erinnerte sich, dafs dieselben Vokative, welche jetzt die Verfolgung predigten, Hannibal ante portas! schrien und sich verkrochen, als Gerüchte von der Nähe eines spanischen Kriegsschiffes durch die Luft schwirrten. Man rief sich ins Gedächtnis zurück, dafs der rauhe Krieger, als das Vaterland in Gefahr schwebte, als der Inbegriff vollendetster männlicher Tugend strahlte; dasselbe Individium, welches doch auch den Herd dieser von Bemutterungsgefühl überlaufenden Agitatorinnen vor wenigen Jahren mit tapferer Hand schirmte, sollte nun auf einmal nicht mehr im Stande sein, seinen Leidenschaften zu gebieten, und müfste deshalb von dieser Bekehrungskorona am Gängelband geführt werden.

Zur Ehre des regulären amerikanischen Soldaten soll es gesagt sein, dafs er, obgleich de facto Miethling, eine Bavour an den Tag legte, welche man sonst nur bei solchen Kriegern zu finden gewohnt ist, welche für die eigene Scholle kämpfen. Die meisten sind ausgezeichnete Schützen, wie es die stolzen Hidalgos zu ihrem grofsen Leidwesen erfahren mufsten, während von den amerikanischen Soldaten nur 97 während des ganzen Krieges dem erratischen spanischen Blei erlagen. Uncle Sams Blaujacken sind den mittelalterlichen Landsknechten im besten Sinne des Wortes nicht unähnlich und der wackere Georg v. Frundsberg würde an ihnen seine helle Freude gehabt haben. Diesen braven Jungen also vergällt ein fanatisches Consortium generis feminini schnöde ihr Schnäpslein, und, nicht damit zufrieden, sollte auch die American Medican Association das Sigill ihrer Approbation auf diese Vergewaltigung drücken.

Die Sprecherin der Frauenliga, eine spindeldürre Kassandra, nahm einen schneidigen Anlauf und malte die Schrecken des Pokulierens in den düstersten Farben.

Der treffliche Oberstabsarzt Seaman, durch seine Arbeiten auf militär-hygienischem Gebiet vorteilhaft bekannt, war ihr jedoch durchaus gewachsen. Seaman glaubt noch an die Weisheit des Dogmas: „Mulier taceat in ecclesia“. Er wies an der Hand eines ungeheuren Materials nach, dafs seit der Insuffizienz der Markedenterei die geheimen Sünden sich kolossal vermehrt hätten und dafs die kriegsgerichtlichen Ab-

urteilungen wegen Trunkenheit nunmehr gerade zehnmal so oft vorkämen, als zu einer Zeit, wo man dem Soldaten unter Aufsicht seiner Vorgesetzten in der Kaserne einen Trunk in Ehren gestattete und ihm einen besseren Stoff kredenzte, als er ihn namentlich in den kolonialen Fuselspelunken erhält.

Seaman behauptet auf Grund seiner reichen Erfahrung: Wenn der Soldat nicht sein Glas Bier oder leichten Wein in der Kantine erhalten kann, so sucht er sich in der nächsten besten Kneipe schadlos zu halten. Die verbotene Frucht lockt nur umsomehr. In Porto Rico erhält er Wein, der mit Fuselöl versetzt ist, in den Philippinen den „Vino“, welcher, horribile dictu, aus einer Art Holzspiritus besteht, und in China den „Samshu“, ein Reisprodukt, welches ein derartiges Gift enthält, dafs ein oder zwei Gläser davon „sein Gehirn fortstehlen“, wie der drastische Amerikanismus lautet. Und in der süfsen Heimat ist es auch nicht der beste Whisky, den er sich hinten herum erschleichen mufs. Was sind die Folgen? Trunkenheit, Insubordination und Desertion!

Der Rapport des zwölften Infanterieregiments zu Panique auf den Philippineninseln zeigt in den Monaten Februar und März des Jahres 1900 die Zahl von 150 kriegsgerichtlichen Verhandlungen. Vier Fünftel derselben waren durch Trunkenheit (durch Philippinenwein) veranlafst.

Von nun an wurde eine Kantine eingerichtet, welche bis zum Februar 1901 ihr freundliches Dasein fristete. Während dieser Zeit war die höchste Zahl der Kriegsgerichte 20, die kleinste 8. Darunter waren niemals mehr als zwei Fälle von Berauschung durch Philippinenwein.

Auch anderweitige, dem Militärleben nicht fremde Exzesse verdoppelten sich nach Abschaffung der Kantine.

Dafs die Ansicht Seamans, welche sogar von einer grofsen Zahl abstinenter Offiziere geteilt wird, von der American Medical Association indossiert wurde, konnte man aus dem ungeheuren Applaus entnehmen, welcher seiner unerschrockenen Darlegung folgte. Der Appell der Frauenliga, welche zuguterletzt noch alle hosentragenden Individuen am liebsten in eine Zwanksjacke steckt, wurde, wie zu erwarten war, von der Versammlung einstimmig abgelehnt.

Statt Gesetze zu machen, die von Hysterie und Fanatismus inspiriert werden und die Soldaten nur verbittern, sollte man durch freundschaftliche und kluge Reformbestrebungen in den Soldaten das Interesse an harmlosen Vergnügungen (Sport, Lesezimmer und dergleichen in den Freistunden) zu erwecken suchen.

Es würde zu weit führen, von all' den vielen Geistesblitzen zu berichten, welche auf die andachtsvolle Menge herniederfuhren. Nur sollen aus diesem Embarras de richesse noch einige gesellschaftliche Episoden hervorgehoben werden.

Da wäre vor allem noch der lukullischen Diners zu gedenken, welche die Stadt St. Paul den einzelnen Sektionen gab. Das besuchteste und wohl auch ausgesuchteste war das gemeinschaftliche Liebesmahl der chirurgischen, gynäkologischen und dermatologischen Sektionen, bei welchen Wheaton, einer der ausgezeichnetsten Chirurgen des Nordwestens, mit schneidiger und humorvoller Virtuosität den Vorsitz führte.

Der Bankettsaal des Ryan Hotel war kaum im stande, die sechshundert trinkfesten Medici zu fassen, welche sich an den Schnurren ihrer Koryphäen nicht wenig ergötzten. Von Abstinenz war hier nicht das geringste Symptom zu entdecken und die reizende Bedeutung des uralten „Dulc' est desiper' in loco“ zeigte sich auch seitens der sonst so seriösen Zierden des Katheters in seinem liebenswürdigsten und unterhaltendsten Lichte.

Am folgenden Abend war grofser Empfang auf dem Campus der Universität von Minneapolis. Viel wäre von der praktischen und opulenten Einrichtung des pathologischen Instituts daselbst zu sagen; der Festesjubel war jedoch so grofs, dafs man sich gar nicht zu ernster Überlegung aufschwingen konnte. Die Armory (Zeughaus), welche ebenfalls auf dem Gelände der Universität steht, war brillant dekoriert und bald strahlten tausende von elektrischen Lichtern auf den glänzenden Reigen der tanzenden Menge. Die Äskulapjünger stellten ihren Mann und die schönen Augen mancher reizenden Holdseligkeit ruhten mit Wohlgefallen auf ihnen. Die Amerikanerinnen haben ein angeborenes Talent, hübsch auszusehen, und dem europäischen Auge fällt namentlich ihr schlanker Wuchs und die natürliche Grazie ihrer Bewegungen auf.

Die Damen St. Pauls entwickelten überhaupt im Gegensatz zu den geschilderten asketischen Zelotinnen eine äufserst liebenswürdige Tätigkeit. In den Vormittagsstunden wurden gemeinschaftliche Ausflüge unternommen, zu denen sämtliche Damen der Kongrefsgäste eingeladen waren. Ein Ausflug nach den romantischen Minnehaha-Fällen, der ausschliefslich von Damen unternommen wurde, erfreute sich eines besonders enthusiastischen Kommentars.

An den Nachmittagen fand regulärer Empfang in mehreren der fashionablen Villen statt. Die Gemahlinnen der Drs. Wheaton und Store gaben den ärztlichen Damen noch eine Soirée in ihrem palatinalen Heim.

So flogen denn die vier Tage des Kongresses im Nu herum, ein grofses Material angenehmster Erinnerungen zurücklassend, an denen man ein ganzes Jahr lang zehren kann. Als nächstjähriger Versammlungsort wurde der berühmte New-Yorker Badeort Saratoga, das Karlsbad Amerikas, erkiesen.

Von St. Paul zum Yellowstone Park.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Tal, in Wald und Feld.“

Am Abend des 7. Juni, des letzten Kongrefstages, bestiegen wir den Spezialzug, welchen die grofse Northern Pacific Railway Company uns zur Verfügung gestellt hatte. Von seinen prachtvollen Vestibülen sollten wir die Merkwürdigkeiten des wilden Westens schauen.

Unser Kontingent rekrutierte sich aus 158 Ärzten mit ihren weiblichen Adnexa, nebst 3 Chemikern, im ganzen 282 Personen. Der illustren Namen waren gar viele. Da war Keen, der treffliche Philadelphiaer Chirurg, welcher von seinen beiden tapferen Töchtern begleitet, zugleich eine Reise

um die Welt antrat. Da er mein unmittelbarer Bettnachbar war, so hatte ich Gelegenheit, den fröhlichen alten Herrn aus nächster Nähe zu beobachten und amusierte ich mich immer über die Sorgfalt, mit welcher er des Abends in dem engen Raume seines sogen. Schlafkabinets seine Toilette verrichtete, gleich als ob es sich um die Vorbereitungen zu einer hochaseptischen Operation handelte.

Andere hinwiederum glaubten mit der Entledigung von Rock und Hemdkragen den Anforderungen der Nachttoilette Genüge getan zu haben und plumpsten dann wie die Mehlsäcke in das Kissenkonvolut ihrer Schlafkommode, aus denen sonore Schnarchquartette bald von der Euphorie der leicht beschwingten Schläfer laute Kunde gaben.

Da kann man überhaupt die merkwürdigsten Beobachtungen machen. Der amerikanische Schlafwagen steht unter der Ägide des farbigen Tyrannen, Porter genannt; dieses stets grinsende koboldartige Individuum drückt dem ganzen Milieu ein demokratisches Gepräge auf, denn kein Rang und Name ficht ihn an — vor ihm sind alle Schläfer gleich, es sei denn, dafs der eine oder andere Homo sapiens schon im Frühstadium der Reise durch Verleihung einer grofskalibrigen Denkmünze sich in eine höhere Rangstufe bei ihm einschlängelte. Dann tut er auch wohl ein übriges. Um die Geisterstunde schreitet er durch die düsteren Reih'n gleich einem Alt-Nürnberger Nachtwächter. Mit geschicktem Griff entwickelt er die Stiefel unter der Bettdecke, ohne mit Morpheus in Streit zu geraten, mit kundiger Hand beherrscht er die Ventilation und geräuschlos knöpft er die Vorhänge fest, „dafs niemand kein Schade geschicht“.

Von anderen hervorragenden Repräsentanten der Zunft mögen noch Hotchkifs und Jeliffe (New-York), Eschner (Philadelphia) und Newman und Simmons (Chicago) genannt werden. Simmons hat durch seine vielseitigen Talente das Journal of the American Medical Association in wenigen Jahren zu hohem Ansehen gebracht. Wie sehr dasselbe gewürdigt wird, geht aus der hohen Abonnentenzahl von 24000 hervor. Simmons ist aber kein „Mitternachtslampenölhämorrhoidarier“ geworden, auch ist er nicht wie andere Redak-

teure gefürchtet, denn er ist was man in Deutschland ein fideles Haus nennen würde.

Dafs es nicht immer vorteilhaft ist, eine Gröfse zu sein, erfuhr Kollege Gould (Philadelphia) zu seiner Unfreude.

Die Pullmannschen Betten waren nämlich blofs auf 6 Fufs berechnet und der biedere Gould, ein Goliath im literarischen sowohl als im körperlichen Sinne, hatte dieses Mafs um der Zolle etzliche überschritten. So mufste denn der illustre Herausgeber der verbreiteten Ärztezeitung American Medicine, die Embryonallage nachahmend, seine Nächte bei einer erheblichen Überbürdung der Beugemuskulatur seiner unteren Extremitäten zubringen. Es hat ihm jedoch die gute Laune keineswegs verdorben, denn wo sich ein Kreis bildete, aus dem sein joviales Gesicht um Haupteslänge hervorragte, da war eitel Lust und Sonnenschein.

Ein grofser Teil der Kollegen nannte den Nordwesten seine Heimat. Da war neben Chicago noch Milwaukee, St. Paul, Minneapolis, Oshkosh und Duluth vertreten. Auch Cincinnati, Columbus, Toledo und sogar Neumexico hatten Teilnehmer entsandt.

Man hatte uns in 13 grofsen und eleganten Pullmannwagen untergebracht. Für die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse dienten 2 Speisewagen. Von vornherein sei es gesagt, dafs dank der Zuvorkommenheit der Eisenbahngesellschaft unsere Tafelfreuden nichts zu wünschen übrig liefsen.

Die Northern Pacific Railway, die ungeheure nördliche Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, ist die ureigenste Schöpfung unseres berühmten Landsmannes Heinrich Villard, welcher in der alten Kaiserstadt Speyer geboren und erzogen, als junger Mann nach Amerika auswanderte. Seine Karriere ist selbst hierzulande eine aufserordentliche zu nennen. Villards Vermögen, genialen Blickes, soweit es menschlicher Berechnung gelingen mag, in die Zukunft zu schauen, realisierte sich bald in einem fabelhaften Erfolg seiner kühnen Geschäftstransaktionen, die ihn zum vielfachen Millionär machten.

Die Erwägung, dafs die gewaltigen Länderstrecken des Nordens nur deshalb brach lagen, weil keine Eisenbahnverbindungen vorhanden waren, liefs Villard den Plan fassen, die-

selben mittels eines Schienenweges von den grofsen Seen an bis zur Küste des pacifischen Ozeans zu erschliefsen und so wurde, teilweise mitten durch die Wüste, die Nordpacifische Eisenbahn gebaut. Vor fünfzehn Jahren wurde sie, die einen neuen Kullurfortschritt verzeichnet, eröffnet und hatten sich viele hervorragende deutsche Landsleute eingefunden. Ich nenne darunter unter anderen Paul Lindau, welcher bei dieser hochinteressanten Jungfernreise Stoff zu mehreren seiner mit Realistik und Sentimentalität so geschickt gemischten Romane fand.

Enorme Summen mufsten für die Anlagen von Niederlassungen entlang der neuen Heerstrafse verwendet werden, aber die Herren Ansiedler liefsen lange auf sich warten und mittlerweile erschöpften sich die Fonds des kolossalen Unternehmens, welches mit so grofsem Elan aus der Taufe gehoben worden war.

Das Ende war ein totaler Krach. Zu Ehren Villards sei es gesagt, dafs er ohne Zögern sein letztes Kleinod hergab, so dafs seine Gläubiger so gut wie gar nichts an ihm verloren.

Der auf dem Blachfeld der Börse ergraute Feldherr wurde aber durch sein grofses Unglück nicht zu Boden gedrückt. In der Tiefe des Unglücks zeigt sich oft die Höhe des Genies. Von der Pike auf abermals dienend, erholte er sich langsam und stetig wieder und als er im vorigen Jahre sein müdes Haupt zur Ruhe legte, war er doch im stande gewesen, seiner geliebten Pfalz sowohl wie den deutschen Hospitälern New-Yorks ansehnliche Legate zu hinterlassen.

Der Zug von Osten nach Westen, welcher in den letzten Jahren eine immer gröfsere Ausdehnung gewann, kam auch schliefslich der Schöpfung Villards zu gute und macht sie heutigen Tages zu einem gewinnbringenden Unternehmen. Villard hatte also recht behalten; aus dem Samenkorn mufste ein herrlicher Baum hervorgehen, nur hatte er sich die Zeitdauer seiner Entwicklung zu kurz vorgestellt und an diesem kleinen Rechenfehler sollte er sich verbluten.

In der Nacht durchquerten wir die fruchtbaren Gelände von Minnesota. Gern hätten wir einen Blick auf die wildromantische Umgebung des Leech Lake geworfen, welcher sich

in den Vereinigten Staaten eines vortrefflichen klimatischen Rufes erfreut. Zu den herrlichen Fichtenwäldern, welche die Seen so freundlich umrahmen, findet jeden Sommer eine Wallfahrt von Bronchitikern und Asthmatikern statt. Man behauptet, dafs hier völlige Immunität herrsche.

Diese Gegend war früher der Schauplatz jahrelanger Kämpfe zwischen Ojibway- (Chippewa) und Dakotaindianern (Sioux). Die Ojibways behaupteten schliefslich das Feld und ihre Epigonen sind überall in den sogenannten Indianerreservationen von Leech Lake Country zu finden. Die Namen der Flüsse, Seen und Inseln, alle verraten sie noch einen indianischen Beiklang. Da und dort sieht man eine Rothaut in einem Boot von Birkenrinde den See durchfurchen, aber seine Haltung ist zahm und statt des Skalpmessers dräut er höchstens mit der Schnapsflasche.

Am frühen Morgen blicken wir, behaglich unser Frühstück in angeregter Gesellschaft verzehrend, durch die hellen Scheiben des Speisewagens auf die Weidegründe des Staates Norddakota. Wo sich früher eine ungeheure Einöde dehnte, sind dank der Villardschen Schöpfung eine Reihe wohlbebauter Niederlassungen entstanden.

Die einzelnen Farmen liegen zum Teil sehr weit auseinander. Man kann mitunter viele Meilen weit fahren, ehe man auf menschliche Wohnungen stöfst.

Da und dort gelang es der Energie unermüdlicher Pioniere der Agrikultur, dem Boden meilenweite Kornfelder abzuringen. Dazwischen liegt unerschöpfliches Weideland. Bis zum heutigen Tage werden an arme Einwanderer bis zu 125 Acker derartigen Landes von der Regierung verschenkt. Der Applikant hat weiter nichts zu tun, als seine Bereitwilligkeit, amerikanischer Bürger zu werden, zu dokumentieren und mufs das Land selbständig bebauen. Hat er diese Verpflichtung 5 Jahre lang zufriedenstellend erfüllt, so wird ihm eine Besitzurkunde ausgestellt. Fürwahr, eine unerhörte Freigebigkeit! Wie mancher Mühselige und Beladene hat sich aus seinem deutschen Schiffbruch hierher gerettet und ist zu guterletzt noch stolzer Latifundienbesitzer geworden.

Die grofsen Weidestrecken beherbergen Tausende von Viehherden. Die meisten derselben bereiten sich hier zu ihrer Be-

stimmung, vom gefräfsigen Osten verschlungen zu werden, cum dignitate vor.

Einen geradezu wunderbaren Anblick gewährten die Cowboys in ihren malerischen Kostümen, wie sie unter den Herden dahinjagten und da und dort den obligaten Lazo schwingend, einen renitenten Bullen zur Raison brachten.

Bisweilen begegneten wir einem jener Präriezüge, wie sie uns in die patriarchalischen Zeiten des alten Testamentes zurückversetzen. Voraus der Pater familias, die Peitsche schwingend, dahinter ein vorsintflutlicher Wagen, auf dessen Mitte ein veritables Holzhaus derart lose stand, dafs es jeden Augenblick losgekoppelt und heruntergeholt werden konnte, um seinem wohnlichen Zweck zu dienen. Auf dem Vorplatz des Wagens war die Familie verstaut. Da waltet die Hausfrau mit züchtigen Blicken und lehret die Mädchen und wehret den Knaben. Diese wagenburgähnlichen Vehikel wurden von 6 Ochsen gezogen und waren von einer ansehnlichen Zahl von Kühen, Kälbern und Schafen umgeben. Wo das Land eine gute Weide verspricht, wird die Hütte aufgesetzt und die Kolonie organisiert sich.

Nach langer Fahrt durch die Prärie erreichten wir den Missouri, dessen lehmige Wassermasse sich langsam dem Süden zuwälzte. Als Vorbote der Zivilisation und gewissermafsen als Atrium der Stadt Bismarck grüfste uns eine Brauerei an seinen kahlen Ufern.

Die amerikanischen Kollegen warfen mir als gutem Deutschen sofort verständnisinnige Blicke zu.

Bismarck ist die Hauptstadt des Staates Norddakota. In diesem Namen liegt eine gewaltige Anerkennung für den Baumeister des Deutschen Reiches. Freilich weist die ganze Stadt nicht mehr als ein Dutzend Backsteingebäude auf. Alle übrigen sogen. Häuser sind Wigwams und aus elenden Holzbrettern dürftig hergerichtet. Man mufs eben bedenken, dafs vor 15 Jahren noch hier eine völlige Wildnis war und nach weiteren 15 Jahren schon mag Bismarck vielleicht mit den grofsen Metropolen des Ostens konkurrieren. Die Bewohner Bismarcks scheinen sich einer geradezu ärztefeindlichen Gesundheit zu erfreuen. Das schöne Geschlecht ist übrigens dort nicht dazu angetan, die Dichter Dakotas zu begeistern. Freilich wird

auch für die männliche Bevölkerung der Apfel des Paris keine Verwendung gefunden haben. Wir benützten den kurzen Aufenthalt, um eine Postkarte zu expedieren, damit meine Kinder des Vergnügens teilhaftig werden sollten, eine Postkarte von „Bismarck“ zu erhalten. Leider war auf dem Zentralbahnhof der Staatshauptstadt weder Bank noch Tisch aufzutreiben, so dafs ich die Karte auf dem Rücken meiner Frau schreiben mufste.

Bald verlassen wir das Gebiet des Missouri und nun fahren wir mitten durch die Berge, welche mit ihren teils spitzen, teils kuppelförmigen Häuptern einen aufserordentlich merkwürdigen und pittoresken Anblick gewähren. Viele derselben enthalten grofse Tropfsteinhöhlen.

In der Nähe des Little Horn River berühren wir einen historischen Fleck, das sogen. Custerschlachtfeld. Vor 25 Jahren war es dem verschlagenen „Kollegen“ und Indianerhäuptling Sitting Bull gelungen, den tapferen Reitergeneral Custer in die Schluchten dieser Bergkette zu locken, wo er mit seiner sechsfachen Übermacht ihm und seinen 600 Getreuen ein jämmerliches Ende bereitete.

Diese Tragödie soll seiner Zeit grofses Aufsehen hervorgerufen haben und auch in strategischen Kreisen Deutschlands gab sich damals ein lebhaftes Interesse kund. Der bekannte militärische Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“, welcher sich bei früheren Indianerfeldzügen durchaus bewährt hatte, sollte sich in diesem Fall verhängnisvoll erweisen. Sitting Bull war ein strategisches Genie. Er hatte durch seine Kundschafter erfahren, dafs General Custer seine Streitkräfte in vier Kolonnen geteilt hatte, welche das Indianerlager am Flusse gleichzeitig von einer Seite angreifen sollten. Seiner Geschicklichkeit war es ferner gelungen, die Amerikaner über die Gröfse seiner eigenen Streitmacht zu täuschen, so dafs Custer dieselbe völlig unterschätzte.

Durch geschicktes Manöverieren lockte er zunächst Custer mit den 225 Reitern der einen Kolonne bei einer Krümmung des Little Hornflusses in einen Hinterhalt, so dafs er in dieselbe Lage kam, wie seiner Zeit die Franzosen in der Schleife der Maas beim Dörfchen Illy, deren strategische Bedeutung dem deutschen Generalstab besser bekannt war, als ihnen

selbst. Dieser geographische Schnitzer half das Wort Sedan in die Weltgeschichte schreiben. Ähnlich ist die Ätiologie der häfslichen Bezeichnung „Custermassakre“ in den Annalen der amerikanischen Indianerkriege. Der einzige Ausgang, welcher Custer blieb, wären die Hügelketten gewesen, die Pferde scheuten jedoch, als sie dieselben erklimmen sollten und so endeten die von Custer angeführten Kolonnen bis auf den letzten Mann unter den Tomahawks der erfolgtrunkenen Rothäute. Von den anderen Abteilungen teilten zwei das nämliche Schicksal, nur eine einzige schlug sich unter ungeheueren Verlusten durch. Hunderte von Marmorsteinen bezeichnen heute die Stelle, wo die Braven ihren Tod fanden.

Nunmehr erhebt sich hinter denselben eine grofse Niederlassung von Siouxindianern, welche friedlich mit den Blafsgesichtern verkehren. Auf dem Indianerdorf weht heute die amerikanische Flagge. Das Kriegsgeheul ist verstummt und das Feuerwasser hat seine Mission, den edlen Sohn der Wildnis in einen degenerierten Erzhallunken umzuformen, getreulich erfüllt. Tempora mutantur! Uncas und Chingachgook, sie sind alle in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Des grofsen Geistes Speeresschaft ist vor des jungamerikanischen Wälsungen Stahl zersplittert und der kupferfarbene Barde singt schwermütige Klagelieder von der indianischen Götterdämmerung.

In anmutigen Windungen zieht sich der Flufs, wie eine grofse Silberschlange, durch die Wiesengelände, ein Bild tiefsten Friedens. Auf seine lieblichen Ufer schauen die baumlosen Hügel mit denselben phantastischen Physiognomien, wie da sie noch den Rothäuten Unterschlupf gewährten. Hier in der „Crow Indian Agency“ wohnen sie unter dem Schutz der Sterne und streifen eng zusammen mit den früher so verhafsten Blafsgesichtern und liefern ihnen Pfeil und Bogen — als Spielzeug. Der ehrwürdige Pater familias raucht zwar noch die alte tönerne Indianerpfeife, aber sein Anzug ist modern und nur sein Ehegespons kleidet sich und ihr strampelfrohes Baby noch nach dem altindianischen Modejournal.

In der Nähe von Medora erreichen wir die sogenannten Bad Lands (schlechtes Land), eine Wüste von Ton und Ge-

stein. — Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchrinnt den Sand.

Nicht geringes Interesse erregen in dieser amerikanischen Sahara die in Scharen auftretenden Präriehündchen (Cynomys Ludovicianus, Cynomys = Hundemaus und Ludovicianus, weil zuerst in der Nähe der Stadt St. Louis entdeckt).

Diese urkomischen Tierchen haben mit dem ihnen eigenen Geschick ganze Tonstädte angelegt, indem sie den Boden nach allen Richtungen hin wie die Maulwürfe unterminierten. Zu ihren unterirdischen Vorratskammern führen eine Menge von Tunnels, bei denen man sie herdenweise aus- und einhüpfen sieht. Man kann sich über die Sprünge, Grimassen und Stellungen dieser mausähnlichen, an Gröfse einem Schofshund gleichkommenden Tiere halb tot lachen.

Dieses amerikanische Kynoskephale und seine Katakomben dehnt sich eine ansehnliche Strecke der Bahn entlang. Die Fenster der Eisenbahnwagen waren minutenlang mit lachenden Gesichtern gefüllt.

Bevor wir den Staat Montana erreichten, sollte uns noch eine Überraschung eigener Art werden. In richtiger Würdigung des Interesses, welches wir Ärzte an merkwürdigen Naturphänomenen zu nehmen gewohnt sind, hatte die Bahnverwaltung es so eingerichtet, dafs wir auf offener Strecke halten durften, um die berühmten versteinerten Wälder aus der Nähe in Augenschein nehmen zu können. Da sah man nun Baumstrünke von der Dicke grofser Schwarzwaldtannen, welche völlig petrifiziert waren. Die Struktur der Holzfasern liefs sich noch deutlich verfolgen, die Schichten selbst aber waren zu hartem Gestein geworden.

Am Abend berühren wir den Staat Montana, das Dorado der Minenindustrie, wo alljährlich Millionen von Edelmetallen zu Tage gefördert werden. Mancher arme Teufel verdankt einem einzigen glücklichen Ruck seiner Wünschelrute einen Schatz, der ihn auf einen Schlag aller Sorgen für dieses Erdendasein enthob.

In der Frühe — es war ein herrlicher Sonntagmorgen — liefs es uns nicht lange auf dem Lager. Der Ruf „Die Rocky Mountains!“ liefs uns emporschnellen und uns an dem

prachtvollsten Panorama ergötzen, das man sich nur vorstellen kann.

Im goldenen Licht der Morgensonne glitzerten die altehrwürdigen schneebedeckten Häupter der Riesen des „Felsengebirges“, welches den Westen der Vereinigten Staaten in einer schiefen Linie, so zu sagen in zwei ungleiche Längshälften, teilt. Da sehen wir sie aufmarschiert in endloser Kette, die Giganten der neuen Welt, an Ausdehnung die Alpen weit hinter sich lassend und an Schönheit ihnen kaum etwas nachgebend. Die Vergleiche drängen sich unwillkürlich auf. Mir war's als fuhren wir durch das Lauterbrunnertal und als müſsten wir bald die Gutturaltöne draller helvetischer Sennerinnen vernehmen. Aber das unmelodische Ausrufen amerikanischer Zeitungsträger riſs uns bald aus diesen Träumen und verkündete, daſs wir in Livingston, unserer letzten Hauptbahnstation, angekommen waren. Dort zweigt sich die Seitenlinie durch den Yellowstonepark rechtwinkelig nach Süden gehend, von der in Portland am Stillen Ozean auslaufenden Northern Pacific Railway ab. Der Glocken froh Geläute in Livingston versetzt uns in eine feierlich sonntägliche Stimmung und erinnert fern von der Heimat gar lebhaft an die seligen Tage der Kindheit, „als man aus dem vergriffenen Gebetbüchlein Gebete lallte“.

Durch lachende Wiesen, am reiſsenden Fluſs und unter einem Strich blauen Himmels, welchen die hochragenden Gebirgsgiganten gerade noch zum Anschauen übrig gelassen hatten, ging es nun entlang. Die Lokomotiven keuchen, denn die Steigung wird immer bedeutender und das Gefälle der tosenden Bäche immer gröſser. Wir sind im Höllental von Montana, 4000 Fuſs hoch über dem Meeresspiegel. Kurz vor der Mittagsstunde erreichen wir das Städtchen Cinnabar (Zinnoberstadt), den Terminus der Zweigbahn. Dort begann alsbald ein reges Leben. Wie die Fürsten wurden wir von einer Leibgarde der Vereinigten Staaten Kavallerie empfangen, welche sich ein Vergnügen daraus macht, uns durch allerlei Pirouetten auf ihren prachtvollen Schimmeln zu imponieren. Es ist ihnen dies auch in vollem Maſse gelungen, denn es war ein Anblick für Götter, diese schlanken Jungens auf ihren Kentuckypferden nach allen Richtungen der Windrose und in

allen möglichen Stellungen dahinsausen zu sehen. Allen Respekt vor unserer deutschen Kavallerie, aber solche Kunststücke macht selbst ein Ziethenhusar einem rauhen Reiter Onkel Sams nicht nach. Rofs und Reiter scheinen völlig mit einander verwachsen zu sein. Man erzählte mir, dafs die Zuneigung zwischen Mensch und Tier geradezu rührend sei, dafs Soldat wie Pferd an Heimweh kranken, wenn man sie voneinander trennt.

Ein junger Fähnrich aus dem Silbergrasstaat Kentucky, welcher sich bekanntlich der schönsten Frauen, der edelsten Pferde und des besten Whiskys rühmt, ritt neben unserem Wagen her, als wir auf engem Pfad neben gähnenden Abgründen in unserem Sechsgespann den Berg hinaufrasten. Er fühlte sich geschmeichelt durch das Interesse, welches ich an ihm und seinem prachtvollen Hengst nahm und erzählte uns, während er uns eskortierte, von den Wundern, die zu schauen uns vorbehalten war. Wir beschworen ihn an den engen Stellen nicht neben unserem Wagen herzutraben, er versicherte uns jedoch lächelnd, dafs sein Pferd keinen Fehltritt mache und er schien wirklich recht zu haben. Es war auch, als ob das treue intelligente Tier den Sinn völlig verstände.

Das Städtchen Cinnabar, der Schlüssel zum Yellowstonepark, ist schon an und für sich eine Merkwürdigkeit. Das Gros seiner Einwohnerschaft besteht aus Minenbesitzern und -gräbern. Weder die Physiognomien noch die Haltung der letzteren haben etwas sympathisches, manche gleichen den berüchtigten Bassermannschen Gestalten. Der Wunsch, einmal in Gemeinschaft mit einem dieser verwegenen Kleeblätter den stillen Freuden eines Skatspieles zu fröhnen, ist, so viel ich glaube, in keinem von uns rege geworden.

Bowiemesser und Revolver wohnen hinter dem Ledergürtel eng bei einander und ihre Nutzniefsung bedarf keiner besonderen Vorbereitungen.

Nicht weit vom Bahnhof entdeckten unsere Späheraugen ein sogen. Restaurant, dessen weithin leuchtende Inschrift: „Bier am Zapf!“ uns wie eine Offenbarung erschien. Es bedurfte keiner grofsen Ueberredung, einen Trupp Kollegen nach dieser Oase zu dirigieren und mit Wollust schlürften wir eine nicht unansehnliche Quantität von diesem langent-

behrten schaumgeborenen Nafs. Der Wirt war ein Schlauberger: Er hatte von der Ankunft der Galene gehört und kannte seine Pappenheimer.

Nachdem unsere Effekten registriert waren, wurden wir mit denselben auf 30 sechsspännigen Wagen, welche den alten Thurn- und Taxisschen Postwagen nicht unähnlieh waren, zusammengeschachtelt.

Unser Kutscher, ein Cowboy vom reinsten Wasser, schwang seine ungeheure Peitsche und nun begann die wilde Jagd bergauf. Die Männer johlten und einigen Frauen entfuhren bange Rufe des Schreckens, bis sie sich zuletzt an das Springen über Stock und Stein gewöhnt hatten. Die Gebirgsgegend nahm einen immer wilderen Charakter an. Die Felsformationen schienen sehr merkwürdig: viele glichen Basteien und Schlössern. Eine dieser Formationen erinnerte mich an die Ruine Dilsberg, welche allen denen, welche so glücklich waren in Alt-Heidelberg studieren zu können, wohl bekannt ist.

Nach einstündiger Fahrt verliefsen wir den Staat Montana. Eine Grenztafel bezeichnete unsern Eingang in den Staat Wyoming und damit das Betreten des Yellowstone Nationalparkes. Nach einer im Ganzen zweistündigen Fahrt, während welcher wir den Wolken um ganze 2500 Fufs näher gerückt waren erreichten wir unsere erste Station, Fort Yellowstone.

Im Yellowstone-Nationalpark.

> Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,
> Das Unbeschreibliche, hier ist es getan.

Der Yellowstonepark ist mit Recht das Wunderland geheifsen. Bevor die Eisenbahn auch dieses Gebiet der Kulturforschung erschlossen hatte, klangen die Berichte der wenigen Reisenden, welche sich den ungeheuren Strapazen einer Exploration des Yellowstonepark unterzogen, wie Märchen, und

der Geist des hochseligen Freiherrn von Münchhausen drohte vor dem Leser in bedenklicher Naturtreue aufzusteigen. Eine Beschreibung dieses märchenhaften Parkes, denn märchenhaft ist er auch heute noch, kann sich nur in dem Rahmen eines sehr bescheidenen Essays bewegen. Denn vereinigten sich auch die edle Plastik eines Phidias, die glühenden Farben eines Tizian, der eherne Griffel eines Shakespeare und die göttliche Inspiration eines Beethoven zu einer ungeheuren Symphonie zum Preise der Majestät dieses einzigen Naturwunders, sie könnten demselben trotz ihrer unvergleichlichen Bemeisterung menschlicher Ausdrucksfähigkeit doch nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Was die unsterbliche Phantasie eines Richard Wagner geschaut, hier ist es zur Wirklichkeit geworden. Die Montsalvat, Klingsors Zaubergarten, Fafners Höhle, Nibelheim, der Walkürenfels, der Feuerzauber mit der „wabernden Lohe", sie liegen alle vor dem entzückten Auge in leiblich-nüchterner Vollkommenheit da.

Tausende von Geysern senden ihre kochenden Säulen zum Himmel empor und lassen ihre Kollegen auf Island an Zahl wie an Pracht weit hinter sich zurück. Die Terrassen, welche durch die mineralischen Niederschläge der heifsen Quellen nach Art des Karlsbader Sprudels gebildet werden, übertreffen an Grofsartigkeit und Schönheit der Färbung alles Bekannte. Das Farbenspiel, welches das 10 Meilen lang sich hinziehende Grand Canyon darbietet, wird allgemein als das merkwürdigste und eindruckvollste aller Landschaften der Erde angesehen. Ueber veritable Glasberge, ungeheure Wasserfälle, versteinerte Wälder und an unheimlich knurrenden Vulkanen vorbei führt den staunenden Touristen der Pfad. Tausende von Merkwürdigkeiten gebieten ihm Halt auf seiner Wanderung durch die herrlichen Täler und über die tiefblauen Seen, auf welche die mit ewigem Schnee bedeckten Riesen des Felsengebirges mit sublimer Ruhe herniederschauen. Drei der gröfsten Ströme Amerikas, der Missouri, Yellowstone und Columbiaflufs, nehmen hier ihren Ursprung, die ersteren, um sich nach dem Atlantischen, und der letztere, um sich nach dem Stillen Ozean zu wenden.

In verständnisvoller Würdigung der Bedeutung dieses Nationaljuwels wurde der Yellowstonepark durch einen besonderen Beschlufs vom Senatus Populusque zum Nationaleigentum dekretiert und dem Ministerium des Innern direkt unterstellt. Hierdurch wurden die so beliebten Aspirationen unästhetisch gesinnter Grundeigentumsspekulanten sofort im Keime erstickt, so dafs der Park in seiner ganzen ursprünglichen Schönheit dem Publikum zugänglich bleiben wird. Um die Integrität des Parkes zu wahren, ist es sogar verboten, Holz abzuschneiden, Mineralien aufzuheben u. dergl. Das Jagen von Tieren irgend welcher Art ist ebenfalls untersagt. Wilde Tiere dürfen nur dann getötet werden, wenn nachweisbare Lebensgefahr vorhanden ist. Das Tragen von Feuerwaffen ist nur mit Einwilligung des Parksuperintendenten gestattet. Angelfischen ist erlaubt, Netzfischen nicht.

Obgleich sämtliche Tiere, darunter Bären und Panther, sich frei im Park herumtummeln, wurde doch noch nie von einem Angriff derselben auf Menschen berichtet. Die Theorie, dafs wilde Tiere im allgemeinen nur dann den Menschen anfallen, wenn sie gereizt werden oder vom Heifshunger getrieben sind, findet hier ihre Bestätiung.

Aufser den genannten lieblicheu Raubtierchen birgt der Park auch Büffel, Elche, Hirsche, besonders Wapitihirsche, Gemsen, Bergschafe, Hyänen, Wölfe, Waschbären, Füchse (rote, graue und schwarze), Biber, Stachelschweine, Ottern, Marder, Zobel, Sumpfratten, Hermeline, Nörzwiesel, Dachse, Murmeltiere, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen verschiedener Art, Moschus- und, mit Respekt zu sagen, auch Stinktiere.

Von den geflügelten Bewohnern des Parkes wären zu nennen, Adler, Geier, Habichte, Eulen, Schwäne, Pelikane, Kraniche, Gänse, Enten in endloser Varietät, Krähen, Raben, Elstern, Lerchen, Finken, Blaumeisen und Robine. Reptilien zählen zu den Seltenheiten. Man trifft in einigen Abhängen des Parkes Klapperschlangen, jedoch nur unter der Höhe von 6000 Fufs.

Von den Bewohnern des feuchten Elementes zeichnet sich die Bach- und Seeforelle durch häufiges Vorkommen aus.

Die herrlichen Waldungen zeigen die schönsten Zedern, Tannen und Fichten. Aufserdem stöfst man häufig auf Eschen, Zwergahorn und wilde Kirschbäume.

Dazwischen wuchern merkwürdige Gräser von über Mannshöhe, darunter das bekannte Sweet Gras, welches die Indianer vielfach zu Korbflechtereien verwenden, ferner Salbeibüsche und wilder Thymian. Aufserdem erfreuen zahlreiche Sorten wilder Blumen das Auge des Wanderers. Sie zeichnen sich durch grofse Resistenz gegen Frost aus, ja gerade die schönsten werden direkt unter der Schneelinie getroffen.

Der Yellowstonepark hat einen Längsdurchmesser von 75 und einen Querdurchmesser von 65 englischen Meilen, und entspricht somit ungefähr dem Areal des Grofsherzogtums Baden. Er liegt im Staate Wyoming, seine Grenzen reichen jedoch östlich einige Meilen weit nach Montana und westlich in den Staat Idaho, des vorletzten vor dem stillen Ozean. Er wird am 15. Juni geöffnet und am 15. September geschlossen. In Rücksicht auf die Kongrefszeit hatte die Regierung eine Ausnahme gemacht und uns schon am 9. Juni den Zutritt erlaubt.

Das niedrigst gelegene Tal des Yellowstoneparks befindet sich auf der Höhe von 6000 Fufs. Die umgebenden Berge erheben sich zu 10 000 bis 14 000 Fufs über dem Meeresspiegel. Die Vegetation ist überreich und trifft man merkwürdigerweise noch die schönsten Tannenwälder bis zur Höhe von 10 000 Fufs.

Der Park steht unter dem Schutz eines Kapitäns der Vereinigten Staaten-Kavallerie, welcher den Titel Parksuperintendent führt. Derselbe residiert in der Kommandantur, einem malerisch am Abhang des Berges hingegossenen Steingebäude, welches mit allem modernen Luxus ausgestattet ist und von einem grofsen schönen Garten umgeben wird, den die merkwürdigste Einfriedigung einschliefst, die ich je gesehen. Dieselbe besteht nämlich aus Hunderten von grofsen Hirschgeweihen, so dafs einem Vollblutnimrod bei ihrem Anblick das Wasser im Mund zusammenlaufen kann. Die Garnison, welche aus 2 Eskadronen leichter Reiter besteht, ist in Baracken untergebracht. Einzelne kleine Detachements sind rings im Park zerstreut und besorgen den Patrouillen-

dienst. Das Garnisonslazarett, welches unter der Aegide eines Stabsarztes steht, trägt ein hervorragend chirurgisches Gepräge und nährt sich sozusagen nur von Traumen, denn die rauhen Reiter erfreuen sich in der herrlichen Luft einer so unverschämten Gesundheit, dafs die wenigen Bakterien, welche sich nach dieser Höhe verirren, einen sehr ungünstigen Nährboden für die Ausübung ihres schnöden Gewerbes finden. Herr Stabsarzt Ferguson hatte die Liebenswürdigkeit, mit uns durch die Baracken zu wandern und uns im Offizierskasino die interessante Waffensammlung zu zeigen, an welche sich allerlei Erinnerungen merkwürdiger Verwundungen knüpften.

In unmittelbarer Nähe der Kommandantur befindet sich das Mammoth Springs Hotel, ein grofses Holzgebäude, dessen behagliche Einrichtung in angenehmem Gegensatz zu seinem unschönen Äufseren steht. Es ist wie die übrigen Herbergen im Yellowstonepark nach modernen Prinzipien eingerichtet. Alle diese Hotels enthalten einen Maschinenraum zur Erzeugung von elektrischem Licht, sind mit Badezimmer etc. versorgt und gehören der Regierung.

Das Diner, zu welchem wir nach der steilen Bergfahrt einen Wolfshunger mitbrachten, war vorzüglich, was um so mehr anzuerkennen ist, als in unmittelbarer Nähe der Hotels nichts Efsbares gepflanzt oder gezogen wird. Das gute Wild darf ja nicht geschossen werden.

Am Nachmittag machten wir uns auf den Weg nach den berühmten Terrassen der Mammoth Hot Springs. Dieselben bestehen, wie bereits angedeutet, aus den mineralischen Niederschlägen heifser Quellen. Das Gebiet dieser Quellen umfafst 170 Acker und zählt 50 Quellen und 13 einzelne Terrassen. Zwischen denselben befindet sich eine Anzahl ausgebrannter Krater und Höhlen. Die letzteren kann man wegen des Vorhandenseins von giftigen Gasen nicht betreten.

Im Vordergrund des imposanten Emporiums hebt sich die sog. Minervaterrasse heraus, welche allein schon ein Areal von nahezu $^3/_4$ Ackern einnimmt und deren Gipfel eine kochende Quelle von 20 Fufs Durchmesser entströmt. Die Temperatur am Ufer dieses kochenden Teiches beträgt 154° Fahrenheit. Das überlaufende Wasser fällt 40 Fufs tief her-

unter und bildet während des Ablaufens viele merkwürdige, namentlich stalaktitartige Gebilde, deren verschiedene Farbennuancen vom delikatesten Lilienweifs am Gipfel bis zum tiefsatten Orangengelb an der Basis variieren.

Unter günstigen Umständen setzt die Therme binnen eines Zeitraumes von 4 Tagen eine Schicht von der Dicke zweier Millimeter ab. Steckt man eiserne, gläserne oder überhaupt harte Gegenstände in den Sprudel, so sind sie ähnlich wie in Karlsbad gar bald mit einer weifsen krystallenen Kruste überzogen.

Das Thermalwasser selbst ist durchsichtig blau und erinnerte mich sehr an die blaue Grotte von Capri.

Die Jupiterterrasse ist die gröfste der Gruppe und zieht sich etwa 100 Fufs über der Minervaterrasse in einer Ausdehnung von 2000 Fufs den Berg entlang. Ihr Hintergrund wird in malerischer Weise von dunklen Fichtenwäldern gebildet.

Seitlich von der Jupiterterrasse befindet sich die „Pulpit" (Kanzel), vor welcher unser Künstler uns abkonterfeite. Ebenso interessant in ihrer Art ist die Cleopatraterrasse. Die Devils Kitchen (Teufelsküche) ist der einzige Krater, in welchen man ohne Risiko für sein junges Leben hinabsteigen kann. Auf einer Leiter wagt man sich in das feuchtwarme, leicht dampfende Loch, aus welchem so plötzlich als möglich wieder herauszukommen man alsbald ein starkes Sehnen verspürt.

Zwischen den einzelnen Terrassen befinden sich kleine Geyser, welche lustig brodeln und spuken.

Kurz bevor wir unsere zweistündige Wanderung durch diese merkwürdige chemische Naturwerkstätte beendigt hatten, fing es an zu schneien, allerdings nur auf wenige Minuten. Nach einer vergnügten Rutschpartie, an den Abhängen der Minervaterrasse vorbei, gelangten wir wieder in das Hotel zurück, um uns für die Strapazen der bevorstehenden fünftägigen Wagenfahrt vorzubereiten.

Nach dem Souper wurde in dem grofsen Foyer des Hotels Cercle gehalten, neue Bekanntschaften gemacht und alte erneuert und die Erlebnisse des Tages ausgetauscht.

Vor der weiten Rotunde des Hotels waren am nächsten Morgen 38 schwere Gebirgswagen mit Vierspännern angeschirrt (der Stall des Hotels enthält 600 Pferde) und nun formierten sich die einzelnen Gesellschaften zu sechsen und achten pro dosi. Aufser meiner Gattin und mir waren nur 2 deutsche Familien in der Karawane, die Chemiker Dr. Schweitzer und Stiefel nebst Gemahlinnen, und so war es natürlich, dafs wir für die Fahrt durch die Wildnis uns als eine Art Familie Buchholz konstituierten. Um sieben kam unsere Karosse angefahren, geleitet von einem tannenschlanken Jüngling, welcher seine 4 Braunen mit Meisterschaft tummelte. Dieser Junge war ein Prachtkerl. Aus seinem dünnen, kerngesunden Gesicht leuchtete ein intelligentes blaues Augenpaar und das Prinzip des Nil admirari war ihm auf die braune Stirne geschrieben.

Um den Hals hatte er eine lange graugrüne Kravatte geschlungen, die er wohl in einem Hinterwalddorf seiner Heimat Nebraska um einen Silberling erstanden haben mochte und die ihm, wenn sie im Winde vor ihm herflatterte, ein künstlerisch geniales Aussehen verlieh. Schwang er aber mit unnachahmlicher Grazie seine mehrere Meter lange Geifsel um die Nüstern der vordersten Pferde, dann erschien er in seiner ganzen Glorie. Was uns besonders an ihm gefiel, war der Umstand, dafs er die Vorschriften seiner Vorgesetzten auf das Strikteste befolgte und sich durch keinerlei Lockungen unsererseits davon abbringen liefs. Er hatte in der Tat ein strammes moralisches Rückgrat und hat uns auf der Reise teils mit, teils ohne Absicht viel Vergnügen bereitet.

Es war ein kühler Morgen, als wir uns langsam die Schneckenlinie hinaufwanden, welche uns der Golden Gate zuführt, die das 7100 Fufs hoch gelegene Hochplateau des Gardinerflusses erschliefst. Die Felsen steigen in schroffer Höhe rings um den Engpafs empor und ihre goldgelb schillernde Farbenpracht hat den Namen „Goldenes Tor“ mit Recht inspiriert. Was mich nicht wenig freute, war, dafs der schönste im Weichbild von Mammoth Springs gelegene Berg nach meinem unvergefslichen Lehrer Bunsen genannt war. Wir konnten es uns nicht versagen, auszusteigen und den Manen des grofsen Chemikers hoch oben in der Wildnis ein

donnerndes Hoch auszubringen. Der Mount Bunsen ist 8775 Fuſs hoch und ist übrigens leichter zugänglich, als es der weiland völlig unbeweibte Erfinder der Spektralanalyse war.

An einem steilen Bachabhang gewahre ich den ersten interessanten Quadrupeden der Wildnis. Es war ein kleiner Waschbär, der, auf einem braunen Felsstück kauernd, uns mit dem blöden Blick eines Cretins nachglotzte. Wir suchten ihn auf allerlei gemeine Weise anzuulken, aber er lieſs sich durch nichts aus seiner serenen Ruhe bringen. Wir gelangen nun der Hochebene des Gardinerflusses entlang durch einen herrlichen Tannenwald. Frau Stiefel beginnt mit ihrer glockenreinen Altstimme das Lied: „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut“ zu singen, was uns in derartige Begeisterung versetzte, daſs wir bald unsere rauhen Kehlen ebenfalls in Bewegung setzten. Unsere Vorläufer, es waren unsere Milwaukeer Kollegen und deren Lebensversüſserinnen, schlossen sich uns auch bald an und so stieg zuguterletzt ein antediluvianischer Cantus zum Himmelsgewölbe empor, bei dem sich der selige Mendelssohn im Grabe herumgedreht hätte. Gegen 11 Uhr wurde mitten im Walde Halt gemacht. Im Dickicht sprudelte eine kohlensaure Quelle, die man nach ihrem in allen Hotels der Welt unvermeidlich gewordenen Vorbild „Apollinaris“ getauft hatte. Wir nippten an dieser kastalischen Quelle, ohne ein besonderes Verlangen nach Excessen im Genuſs derselben zu verspüren. Einige der Kollegen aber schienen Spezialisten im Wassertrinken zu sein und verschlangen ungeheure Mengen. Dazu pflegt sich ein ehrlicher deutscher Magen, wenn er noch so amerikafreundlich gesinnt ist, nun doch nicht herzugeben.

12 Meilen oberhalb der Mammoth Hot Springs berühren wir den Obsidian Cliff, aus dessen Fuſs man eine 1000 Fuſs lange Chaussee auf ingeniöse Weise herauskünstelte. Dieser ganze Berg besteht aus rein vulkanischem Glas, dessen pentagonale Blöcke wie Tausende von Spiegeln in der Sonne glitzerten. Der gröſsere Teil dieses Glasberges ist schwarz gefärbt, einige Formationen sind rot und auch gelb. Die Herstellung einer Straſse durch diesen hart an einen See (Bibersee) grenzenden Berg war tatsächlich ein Kunststück. Reguläre Sprengungsarbeiten konnten hier gar nicht in Betracht

kommen und so nahmen die Ingenieure ihre Zuflucht zu einem merkwürdigen Mittel. Sie legten grofse Feuer um die einzelnen Glasblöcke, die sie, sobald sie sich durch die Hitze ausgedehnt hatten, mit Strömen kalten Wassers übergossen, wodurch sie in kleinere Fragmente zersprangen. So fuhren wir denn über eine veritable Glasstrafse, wohl die einzige ihrer Art in der Welt. Man erzählt uns, dafs die Indianer seiner Zeit den Obsidian Cliff als Arsenal für ihre Pfeilspitzen benützt hätten. Hier war absolut neutraler Boden, welcher selbst den mit einander im Kampfe liegenden Stämmen als heilig und unverletzlich galt, ebenso wie das „Tonpfeifenrevier“ in Minnesota. Man findet noch überall Reste von indianischen Pfeilspitzen um den Cliff zerstreut. Dafs wir alle auf derartige Reliquien nicht wenig erpicht waren, läfst sich wohl vorstellen.

Die Strafse zieht sich in kühnem Bogen um den Beaver Lake herum, auf welchem wir eine grofse Biberwohnung bemerkten. Leider waren die Insassen nicht für uns zu Hause; wir bemerkten aber ihr Waldweben an den vielen ab- resp. zugenagten Baumstämmen, scharf zugespitzt mit den Rattenzähnen, welche die wohnungssuchenden Biberfamilien für ihren Bedarf einheimsten.

Wir nähern uns nun dem Norris Geyser Basin, dem höchst gelegenen Geyserrevier des Parkes. Als Vorbote grüfst uns die Devils Frying Pan (des Teufels Bratpfanne), welche lustig brodelt und dampft.

Am Eingang befindet sich die erste sog. Lunch Station, die wir mit um so gröfserer Freude begrüfsten, als ein Schneegestöber schlimmster Sorte die Gemütlichkeit in unserem offenen Wagen zu stören begonnen hatte. Der Ort, wo wir unser Gabelfrüstück einnahmen, hätte gerade so gut in dem finstersten Winkel der Abruzzen liegen können, und wenn Rinaldo Rinaldini höchstselbst bis auf die Zähne bewaffnet aus dem Convolut der leicht gebauten Zelte getreten wäre, welches man so euphemistisch als Restaurant bezeichnet hatte, so würde uns das kaum in Verwunderung gesetzt haben. In dem Eingangszelt, welches das Atrium zum „Speisesaal“ vorstellte, drängte sich nun die ganze Wagenburgsippe, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, zusammen. Wer

einen Platz an der Ofenbank erhaschen konnte, schätzte sich glücklich, und bald war der Ofen ringsherum mit einem Kranz nasser menschlicher Pedale umgeben. Das starke Geschlecht hatte die Mäntel festumschlungen und weibliche Reize verdeckten sich gänzlich unter Kapuzen und dicken Tüchern, so dafs von der vielgerühmten amerikanischen Grazie verteufelt wenig mehr zu entdecken war.

Der sogen. Ofen bestand aus einem unschönen, eisernen Trichter, welche auf Sand lose aufgesetzt und mit einer Lehmeinfassung umgeben war. Den Schlot stellte eine meterhohe Röhre vor, welche durch das Zeltdach wie ein verkrüppelter Riesendaumen herausragte. So sah dieser mit Menschendunst gesättigte Schlupfwinkel aus wie eine Räuberhöhle comme il faut. Die Stimmung, welche vorher so freudig gehoben war, geriet etwas ins Wanken und da und dort wurde der Wunsch nach geistigem Zuspruch laut. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn dieser, ein ganymedisches Genie; liefs ein Raketenfeuer von mehr oder minder passenden Witzen los, dafs man den unliebenswürdigen Himmel bald wieder vergafs.

Am Norris Geyser Bassin trennen sich die Heerstrafsen. Links zweigt sich die Route nach dem Grand Canyon, rechts die reguläre nach dem Fountain Hotel ab. Da die Kapazität der Parkhotels der Zahl unserer Gesellschaft kaum zur Hälfte gewachsen war, so teilten wir uns in zwei grofse Abteilungen, deren jede den Zirkulus nach entgegengesetzter Richtung antrat. Unserer Karawane wurde die reguläre Route zugeteilt, und so fuhren wir dann neugestärkt und halbgetrocknet den grofsen Geysern zu.

Die Mixtur von Regen- und Schneewetter hellte sich zum Glück wieder in Wohlgefallen auf, so dafs wir den Mifsmut des Mittags bald wieder vergessen hatten.

Zum Glück hatte ich mich, der besseren Einsicht der Hausfrau nachgebend, auch mit Sommer- und Winterüberzieher versehen, sodafs ich gegen das nafskalte Wetter einigermafsen gewappnet war. Dennoch froren die Füfse so, dafs zur Vervollständigung unserer Pedalbekleidung auch noch die Strümpfe unserer Begleiterinnen herangezogen wurden. Aber das erwärmte immer noch nicht genug, so dafs wir mit

Wonne des Tröpfleins gedachten, das uns ein fürsorglicher Freund zu St. Paul in den Tornister gepackt hatte. Wir konnten uns sonst nicht für Whisky begeistern, aber in der schüttelfrostigen Atmosphäre unserer ersten Tagefahrt im Yellowstonepark lernten wir auch seine guten Eigenschaften schätzen. Freilich, ne quid nimis? Auch die Frauen, horribile dictu, nippten mit schamhaftem Lächeln.

Bald nachdem wir den irländischen Eulenspiegel in der Dejeunercaverne verlassen hatten, drängte sich uns der Eindruck auf, als beträten wir das Weichbild einer Fabrikstadt, denn es fing nun an, sehr geräuschvoll zu werden. Dumpfes Rollen, ein grollender Donner und brausendes Zischen, wie es beim Entweichen von Dampf vernehmbar ist, mischten sich mit einem ganzen Orchester unsichtbarer Pfeif- und Blasinstrumente. Nun stiegen Dampfwolken vor uns auf, so dafs sich uns ein gewisses Gefühl des Unbehagens aufdrängte. Dicht am Wege gewahrten wir nun einen tiefen, schwarzen Kessel, einem grofsen Schornstein vergleichbar, welcher lustig brodelte und eine immense Dampfsäule zum Himmel emporsandte. Bisweilen spritzte eine hohe Wassersäule zwischen Dampfwolken hindurch. Währenddem war in dem Kessel ein unheimliches, gurgelndes Geräusch wahrzunehmen, welches manchmal auch ein brummendes Timbre annahm. Einer der ersten Erforscher des Parkes gab diesem grofsen Kochtopf, vielleicht in wenig angenehmer Erinnerung genossener Gardinenpredigten, den Namen Black Growler (der schwarze Brummer), und diese Bezeichnung ist offiziell auf die Nachwelt übergegangen. Dem Tal des Gibbonflusses entlang, passierten wir eine grofse Anzahl dieser Geyser, deren verschiedene und chamäleonartig wechselnde Färbungen uns aus dem Bewundern gar nicht herauskommen liefsen. Die schönsten derselben sind neben dem Brummer der Congrefs, Constant, Monarch, New Crater und Emerald Pool Geyser. Dieselben sind von kleinen Teichen umgeben, durch welche das Wasser abfliefst, welches bei einigen klar und durchsichtig ist, bei anderen wieder milchweifse Tinten zeigt. Und alles dies siedet und zischt beständig. Dabei nimmt man ab und zu einen penetranten Schwefelgeruch wahr, welcher in mir wenig angenehme Reminiscenzen an den Vesuv weckte.

Der Monarch ist der gröſste Geyser des Norris Basin. Er besteht aus zwei Kratern, von welchen der gröſsere allein 20 Fuſs lang und 3 Fuſs breit ist. Er ist von einer Korona prächtig schillernder Felsen umgeben. In Intervallen von etwa 12 Stunden erfolgen ruckweise Explosionen, während welcher ungeheure kochende Wassermassen etwa 100 Fuſs hoch in die Luft geschleudert werden.

Wir wenden uns nun nach Elk Park, einem reizvollen Tal, welches von Tannenwäldern dicht besetzt ist, und gelangen drei Meilen unterhalb des Norris Geyser Basin in den Gibbon Canyon.

Dieser romantische Engpaſs bildet den einzigen Ausweg aus dem Norris Basin und führt den zahlreichen und kühnen Windungen des Gibbonflusses entlang, zwischen hohen und wild zerklüfteten Felsmassen. Die steil abfallenden Wände erheben sich teilweise mehr als 2000 Fuſs hoch über den Weg. Auch hier begegnen wir einem berühmten Landsmann, dem Mount Schurz, genannt nach Karl Schurz. Schurz verdient es auch, also geehrt zu werden, und Deutschland und Amerika haben allen Grund, stolz auf ihn zu sein. Er ist heute noch ein deutscher Student im edlen Scheffelschen Sinn und hat auf seine amerikanische Umgebung einen unverkennbaren idealistischen Zug übertragen. Wie er im idealen Feuer als junger Bursch seinen Freund Kinkel aus dem Kerker befreit, wird seiner Zeit mit ebensoviel schwärmerischer Romantik umgeben werden, wie die Geschichte von Richard Löwenherz und seinem treuen Blondel. Je mehr wir uns nach Süden wenden, desto zahlreicher werden die heiſsen Quellen, welche von den hohen Fluſsufern entspringen. Eine dieser Quellen, Beryll genannt, hat 15 Fuſs im Durchmesser, ist direkt am Fahrweg gelegen und macht sich schon von weitem durch das Zischen ihrer Dämpfe dem Auge und Ohr bemerkbar.

Im Gibbonfluſs befinden sich viele Forellen und was sonst sehr leicht als Jägerlatein angesehen werden möchte, wird hier zur realen Wirklichkeit, nämlich daſs man einen Fisch fangen und, ohne seine eigene Stellung zu verändern, auch gleich kochen kann. Man braucht, neben einer der heiſsen Quellen am Fluſs stehend, nur die Angel zu drehen und den

zappelnden Fisch in den natürlichen Kochtopf hinein zu praktizieren.

Eine reizende Erscheinung in diesem Engpafs sind die sogen. Gibbon Paint Pots (Gibbon Farbentöpfe), veritables Anstreichmaterial, welches fix und fertig aus dem Boden quillt. Diese merkwürdigen Behälter bestehen ans vielfarbig schimmerndem Ton und zeigen infolge ihrer zerklüfteten Formen die allermerkwürdigsten Physiognomien; manche gleichen dem Gesicht einer Katze oder eines Hundes, andere dem einer alten Frau u. dergl. Einer dieser Riesenfarbentöpfe raucht gemütlich am Abhang des Flufsufers, etwa 50 Fufs über dem Flufsspiegel. Er fällt durch seinen trichterförmigen Krater auf, dessen farbenprächtige, ebenfalls aus Ton bestehenden Wände ihn um 6 Fufs überragen. Aus diesem quillt in regelmäfsigen Zwischenräumen eine Dampfwolke, welche sich nach 2 Sekunden verflüchtigt, so dafs man einen kurzen Blick in den brodelnden Brei dieser Hexenküche werfen kann. Derselbe nimmt, mirabile dictu, bei jedem frischen Dampfspasmus [die unverkennbaren Formen einer schönen, aufgeblühten Rose an.

Spät am Nachmittag gelangen wir an die Gibbon Falls (Gibbonfälle), die grofsen Wasserfälle des Gibbonflusses. Da ergiefsen sich die mächtigen Wassermassen im wilden Bogen in den Abgrund, aus dem das vergewaltigte Element noch einmal hoch aufschäumt. An silberglänzenden Kaskaden entlang geht nun unsere Wanderung, bis wir das Tal des Firehole River (Feuerlochflufs) erreichen. Dieser vereinigt sich kurz darauf mit dem Gibbon, jener mit dem Madison River, welcher einen der Hauptflüsse des Missouri darstellt. Hier hat ein kleines Piket der Vereinigten Staaten-Kavallerie ihr malerisches Sommerbiwak bezogen. Kurz bevor wir am Ende unserer 40 Meilen langen ersten Tagereise anlangten, harrte unser eine kleine Ueberraschung. Als wir uns dem östlichen Arm des Fire Hole River näherten, rief plötzlich unser Schwerenöter von Kutscher, als ob er „Augen links“ hätte kommandieren wollen, dafs wir unsere unteren Extremitäten auf den Wagensitz heraufziehen sollten, was wir automatisch und nicht ohne Anstrengung taten. Gleich darauf setzten unsere Rosinanten mitten in den Flufs, die Peitsche knallte lustig

drauf los, die Räder platschten durch das Wasser, welches ungeniert in den Boden unseres hochgebauten Wagens eindrang, und ehe wir herzhaft fluchen konnten, da waren wir wieder um eine neue Erfahrung reicher. Hohnlächelnd schaute sich der Rosselenker um und fragte, wie uns die Wasserfahrt gefallen hätte, während wir uns mit verdutzten Gesichtern anglotzten und nicht wuſsten, ob wir ihm für seine naive Keckheit etwas an seinen dreieckigen Kopf werfen oder ihm unsere Bewunderung für seinen gelungenen Handstreich ausdrücken sollten. Eine Meile weiter erreichten wir unsere erste Ruhestation, das Fountain Hotel.

Das Fountain Hotel (nach seinem Ragazer Vorbild mögen wir es mit Quellenhof übersetzen) ist eine durchaus nach modernen Prinzipien restaurierte Herberge und erscheint in jeder Beziehung eleganter, als das Mammoth Spring Hotel. Seine Badeappartements zeichnen sich dadurch aus, daſs sie direkt von den heiſsen Quellen der Nachbarschaft gespeist werden.

Trotz unserer halberfrorenen Füſse machten wir uns sogleich auf den Weg nach dem in der nächsten Nähe befindlichen Lower Geyser (unteres Geyserbassin). Das Areal dieses ungeheuren Kochofens umfaſst gegen 40 englische Quadratmeilen und zählt 693 heiſse Quellen und 17 Geyser. Die Höhe beträgt durchschnittlich 7250 Fuſs; die Umgebung, welche ihm einen herrlichen Rahmen verleiht, besteht aus Hügelland, welches fast ausschlieſslich von grünem Tannenwald bedeckt ist. Ungefähr einen Büchsenschuſs vom Hotel entfernt, befinden sich die Mammoth Paint Pots, welche die oben beschriebenen Gibbon Paint Pots sozusagen en gros darstellen. Dieser gigantische Farbentopf ist wirklich einzig in seiner Art. Er hat einen Längsdurchmesser von 60 und einen Durchmesser von 40 Fuſs. Seine Umwallung, bestehend in einem 5 Fuſs hohen Tonkranz, hat er sich im Laufe der Zeit selbst angesetzt. In diesem rosagrauen Farbentümpel geht es merkwürdig zu. Da sieht man eine weiſsliche breiige Masse in beständigem lebhaften Durcheinander. Ueberall heben sich teigige Blasen, ähnlich wie Seifenblasen empor, die unter hörbarem Ruck wieder verplatzen. Dieselben sind bald drei- oder viereckig, bald wieder rund und murmeln ein

weithin hörbares, eigenartiges Geräusch, welches ungefähr wie ein heiser geflüstertes plop klingt. In dem umgebenden Wall bildeten sich im Laufe der Zeit einige 40 kleine Farbentöpfe von Rosafarbe. Die Annäherung ist nicht blofs schwierig, sondern auch gefährlich, da die natürliche Toneinfriedigung sehr schlüpfrig ist. Wir hatten wegen des grofsen Schmutzes Gummiüberschuhe angezogen, dieselben blieben aber mit hörbarem Suctionsgeräusch in dem zähen Tonpudding stecken. Der geniale Stiefel wufste jedoch Rat und band unsere Galoschen mit dicken Schnüren fest, so dafs unsere Untergestelle wie die abruzzischer Räuber aussahen.

Wenige Wochen nach unserem Besuch verunglückten an dieser Stelle zwei Brooklyner Damen, die Gattin und Schwiegertochter eines Kollegen. Die Mama war in den Krater geglitten und die wackere Tochter geriet bei dem Versuch, sie herauszuziehen, tief in den kochenden Schlamm. Zum Glück war alsbaldige Hilfe vorhanden und kamen die Damen mit dem Leben davon. Dafs diese Farbensuppe sich auch praktisch verwerten läfst, zeigen die Wände des Fountain Hotel, die damit gestrichen sind.

Einige hundert Fufs davon entfernt befindet sich der Great Fountain Geyser. Derselbe enströmt einem 10 Fufs im Durchmesser haltenden Krater und „spukt“ alle 10 bis 12 Stunden auf etwa eine halbe Stunde lang. Dem Eruptionsstadium geht höflicherweise eine Art Inkubationsstadium voraus, welches sich in immer höherem Anfüllen und endlichem Ueberlaufen des kochenden Wassers anmeldet.

Plötzlich schiefst dann eine ungeheure, glänzend weifse Wassergarbe zischend in die Höhe. Um den grofsen Geyser, „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“, gruppieren sich eine Menge kleiner Trabanten, welche sich auch den Spafs gelegentlichen Expektorierens in kleinem Mafsstabe leisten und das Terrain ringsherum derart bewässern, dafs man gut tut, wasserdichtes Schuhwerk zu tragen. Von weiteren Geysern, die sich im Dunstkreis des Grofsmoguls des unteren Geyserbassins befinden, sind wegen ihrer Schönheit noch der White Dome (Weifser Dom), Surprise (Überraschung), Fire-hole Spring (Feuerlochquelle), Mushroom (Pilz — wegen seiner Form) und die Buffalo Spring (Büffelquelle) hervorzu-

heben. Die letztere Bezeichnung rührt davon her, dafs einer der ersten Parkerforscher das weifsglänzende Skelett eines Bergbüffels in derselben gefunden hatte. Das Tier war jedenfalls bei einem Fehltritt vor Jahren schon hineingefallen. Aufserdem gibt es noch eine grofse Anzahl wundersam geformter Fontänen, deren Beschreibung den Rahmen dieses Berichtes überschreiten würde.

Die geradezu erdrückende Menge von Sehenswürdigkeiten des ersten Tages hatten jedoch noch lange nicht ihren Abschlufs erreicht. Nach dem opulenten Abendessen folgten wir der grofsen Schar der zum Teil ungläubig dreinschauenden Gesellschaft zu einem begrasten Hügel, der sich an der Lisière des Waldes, etwa ½ Meile hinter dem Hotel hinzieht, um die Bären bei ihrem Souper zu belauschen. Ich versichere bei dieser Gelegenheit denjenigen meiner lieben deutschen Kollegen, welche beim Lesen meines Berichtes mich in dem schnöden Verdacht haben sollten, dafs ich mir das Späfschen herausnähme, ihnen einen Bären aufbinden zu wollen, dafs die Bären im Yellowstonepark wirklich frei herumlaufen. Es heifst, dafs sie sich ebenso wie die aristokratischen Raubtiere höherer Gattung, wie die Panther z. B., fast nur in den dichtbewaldeten und wenig zugänglichen Teilen des Waldes aufhalten und auf den Fahrwegen deshalb nicht gesehen werden. Ich mufs nun offen gestehen, dafs ich doch schon aus diesem Grunde niemandem anrate, auf eigene Faust Explorationen im Yellowstonepark vorzunehmen, und man folge deshalb auch lieber hier dem allgemeinen menschlichen Herdentrieb. Wie schon oben erwähnt, befleifsigt man sich einer weifsen Prophylaxe. Man plaziert um die Abenddämmerung hinter den Hotels Küchenabfälle, besonders Fleisch, an einer bestimmten Stelle. Die Tiere wissen dies, stellen sich regelmäfsig ein und befriedigen ihren Appetit, so dafs ihnen die Versuchung auf Menschenfleisch nicht kommt.

Also nach etwa 15 Minuten langem Warten sahen wir einen schwarzen Bären aus dem dunklen Tannendickicht bummeln und langsamen und gemessenen Schrittes auf seine Frafskatakombe zutreten. Mit einem Blick unsäglicher Verachtung schaute Meister Petz auf uns herunter, und ohne Hast und mit Würde verschlang er seine Dosis. Im ganzen

verweilte er etwa 10 Minuten, ungefähr 200 Fufs von uns mehr oder weniger erregten Beschauern entfernt, und dann trollte er ebenso langsam und feierlich in den Forst zurück. Was mir besonders auffiel, war das herrlich glänzende schwarze Fell, wie ich es bei keinem seiner Cousins in der Menagerie je gesehen hatte. Überhaupt gewährt ein Tier in der Freiheit einen ganz anderen Anblick. Es ist nicht blofs das Gefühl der Furchtbarkeit, welches sich unserer bemächtigt, sondern man wird auch zum Anstaunen der Schönheit des Tieres gezwungen. Kaum war Atta Troll verschwunden, da stürzte ein gelbgraues Tier von der Gröfse eines grofsen Schäferhundes auf den Speisehügel zu. Im Gegensatz zu der Ruhe und Bedächtigkeit seines Vorgängers warf dieser flinke Geselle ängstliche Blicke um sich, rifs hastig seinen Bolus heraus und verschwand im Nu wieder im Wald. Wir hatten kaum Zeit, ein dreieckiges, hundeähnliches Gesicht zu erkennen und einen sehr schönen, langen und buschigen Schwanz zu bewundern.

Meine Frau meinte, es wäre ein grofser Reinecke gewesen, ich aber hielt es für einen Wolf, und da niemand uns belehren konnte, so wird diese Frage nach Nam' und Art wie so manche andere auf ewig ungelöst bleiben.

Während wir noch unter dem tiefen Eindruck des Gesehenen standen, sahen wir unter uns auf der Wiese ein merkwürdiges Schauspiel. Es sah sich dasselbe nämlich gerade so an, als ob ein Mann sich mit zwei Frauen herumraufte. Als wir näher kamen, erklärte sich dieser scheinbare Skandal einfach dadurch, dafs sich kleine Geyserembryonen unter der trügerischen Grasfläche gebildet hatten und eine der gar zu kühnen Damen hatte sich zu weit vorgewagt und war durchgebrochen. Eine nahestehende Dame war beim Versuch, ihr herauszuhelfen, ebenfalls eingebrochen und als nun ein Eingeborener denselben heraushalf, so entwickelte sich das merkwürdige Bild des „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“. Der Unfall hatte übrigens keinerlei ernstliche Folgen.

Ein Spafsvogel hatte, als Meister Petz eben verschwunden war, im Geheimen den ungeheuerlichen Vorschlag gemacht, dafs einige der jüngeren Aeskulape sich in Bärenfelle stecken und hinter das Buschwerk kriechen sollten. (Es werden

überall Bärenfelle verkauft.) Im gegebenen Moment sollten sie dann hervorstürzen, und zwar, man höre und staune, auf die Damen und dieselben zärtlich umarmen. Die Sache kam aber zuletzt selbst diesem Verwegenen zu riskant vor, denn der Raub der Sabinerinnen wäre heutzutage doch keine so einfache Sache mehr, und so begnügten sie sich mit dem phantasiereichen Ausmalen aller möglichen Eventualitäten. Einige unserer Mitglieder, und zwar keineswegs Repräsentanten des schwächeren Geschlechts, sollen beim Anblick des Bären doch die Angst gehabt haben, dafs dessen Appetit bei ihrem Anblick gereizt werden würde, und ein feister Kollege soll sogar, dem Grundsatz folgend, dafs der Tapfere mutig zurückweicht, ängstlich seine prächtige Sitz-Muskulatur befühlt haben.

Leider war ich nicht so glücklich, während der Reise noch mehr Bären in der Nähe zu sehen, dagegen erzählten uns mehrere Kollegen, dafs sie öfter, und einmal sogar ein Rudel von vieren, zusammen beobachtet hätten. Darunter waren auch graue Bären gewesen. So wundersam es auch klingen mag, Tatsache ist es, dafs man nie von einem Angriff auf den Menschen im Park gehört hat.

Nachdem wir wie die Murmeltiere geschlafen hatten, rief uns früh am Vormittag das Abfahrtssignal zu neuen Taten. Siegreich hatte die Sonne die Wolken des gestrigen Tages verscheucht und weckte in unser aller Brust die frohe Stimmuug, wie sie sich so leicht und spontan bei schönem Wetter in einer unternehmungsbeflissenen Gesellschaft entwickelt.

Unser nächstes Ziel war das 10 Meilen entfernt liegende Upper Geyser Bassin, die Pièce de résistance der Yellowstonegeyser. Der zumeist durch Tannenwälder führende Fahrweg ist fast überall mit dampfenden Quellen und kleinen Geysern umrahmt und bedeutet schon für sich allein eine Merkwürdigkeit.

Das obere Geyserbassin selbst hat eine dreieckige Form und nimmt einen Flächenraum von 4 Meilen ein. Ihm entquellen 26 Geyser und über 400 einzelne heifse Quellen. Innerhalb des verhältnismäfsig kleinen Flächenraums einer Quadratmeile drängen sich die gröfsten und herrlichsten Geyser zusammen, welche die Welt kennt.

Schwere Dampfwolken hängen über der ganzen Gegend und rufen von weitem den Eindruck hervor, als wäre eine grofse Stadt in den Erdboden versunken und ihre Dächer stünden in Flammen. Die Vegetation ringsum ist ausgestorben, der Gesang der Vöglein verstummt. Statt dessen hört man ein Toben, dafs die Erde unter den Füfsen erzittert. „Und es brauset und siedet und kochet und zischt, als ob Wasser mit Feuer sich menget.“ Das ganze Terrain ist von kieselartigen Niederschlägen bedeckt, aus welchen sich die Geyserwände wie ungeheure weifse Katafalke herausheben. Wenn man, sich vorsichtig vorbeugend, über diese Wandungen hineinblickt, so gewahrt man eine in den merkwürdigsten Farben schillernde, undulierende Wasserfläche. Die vorherrschendsten Farben sind milchweifs, rosa und himmelblau. Plötzlich schiefst aus einer dieser Flächen eine kochende Wasserhose empor, senkt sich wieder, um kurz darauf zu Kirchturmhöhe emporzusausen.

Man vergifst beinahe zu atmen, denn in das Staunen mischen sich doch auch unheimliche Empfindungen. Wir stehen mitten im Feuerzauber, alles um uns her dampft und zischt, wir erkennen unsere Nachbarn manchmal nur als Silhouetten durch den Dampf hindurch.

Die Eruptionsperioden der einzelnen Geyser sind verschieden, manche schicken ihre glitzernden Fontänen alle halbe Stunden, andere blofs alle drei Tage zum Himmel empor.

Der verläfslichste ist der Old Faithful Geyser (der alte zuverlässige Geyser!), welcher alle 63 Minuten erscheint. Man kann sich darauf so bestimmt verlassen, wie auf einen königlich preufsischen Registrator, und hat man im Buffet der Frühstücksstation sogar eine Uhr, welche den nächsten Ausbruch des Geysers auf die Minute im voraus verkündet. Die ganze Gesellschaft umstand unter der Leitung eines Führers im Halbkreis den brodelnden Tümpel des alten getreuen Spritzteufels und wir bemerkten zunächst nur einige spasmodische Zuckungen seiner brodelnden Wasserfläche. Wenige Minuten vor dem Ausbruch fingen die Wasserbogen an, über den Rand des Kraters hinauszuschwellen.

Dieser mifst in seinem Längsdurchmesser 6 Fufs und in seinem Querdurchmesser 2 Fufs nach innen, während sich aufsen 8 Fufs im Längen- und 4 Fufs im Querdurchmesser ergeben. Die Farbe des Kraters gleicht der einer Perle.

Ziemlich unvermittelt wurde nun plötzlich eine Wassersäule zu einer Höhe von 150 Fufs hinaufgeworfen. Der Anblick war unvergefslich. Die Sonne stand hell am Firmament und in ihren Strahlen brachen sich nun die Millionen kochender Tropfen in den schönsten Regenbogenfarben. Die vorherrschendsten Tinten waren milchweifs, safran- und orangegelb, rosa, grau und braun. Auf dieser Höhe hielt sich die Fontäne etwa 3 Minuten, dann war wieder alles wie vorher.

Eine halbe Meile vom Old Faithful entfernt und in dichter Nähe des Fircholeflusses befindet sich der Giant Geyser, dessen 10 Fufs hohe Umfriedigung wie ein grofses Grabmal uns schon von weitem entgegenleuchtete. Dieser Gigant macht sich rar und tritt nur zweimal wöchentlich auf. Wie nicht anders zu erwarten war, tat er uns jedoch den Gefallen, heute zu debütieren, und so waren wir Zeugen des erhabenen Schauspiels, eine ungeheure Wassermasse zu der Höhe von 250 Fufs emporgeworfen zu sehen.

Von den anderen Geysern verdient der Bee Hive (Bienenstock), der Grand und Splendid Erwähnung, welche sämtlich einen Wasserstrahl von 200 Fufs Höhe emporschleudern. Die merkwürdige Form des Bee Hive, welche tatsächlich wie die eines Bienenstocks aussieht, gab ihm den Namen. Andere merkwürdige Ornamente zeigte der Sponge, welcher seine Bezeichnung seinen badeschwammähnlichen Konturen verdankt. Sehr merkwürdig sahen der Grotto-, der Fan- (Fächer) und Mortar- (Mörser) Geyser aus. Wir erwähnen ferner die Punch Bowl- (Punschterrine) und die Morning Glory-Quelle. Letztere sieht wirklich wie eine vollaufgeblühte hellblaue Winde aus.

Die gröfste natürliche Einfriedigung besitzt der Castle Geyser (Schlofsgeyser), seiner hohen und starken Wände wegen, die an eine Felsenburg erinnern, so benannt.

Nicht zu vergessen ist das Biscuit Basin, welches aus Hunderten kleiner symmetrischer Erhebungen von Biskuitform besteht. Dieselben sind von olivengrüner Farbe.

Am Upper Geyser Basin befindet sich kein Hotel, sondern nur eine sogen. Lunchstation. Dieselbe ist etwas weniger primitiv als das Zeltlager am Norris Basin. Die Mittelfront ist aus kleinen Baumstämmen gezimmert, während die Seitenflügel ebenfalls aus Segeltuchen bestehen. Die daselbst gereichten Mahlzeiten sind einfach, aber gut.

In diesem weltentlegenen Fleck erlebte ich eine Episode, welche mir beinahe noch wunderbarer dünkt, als die vielen Merkwürdigkeiten, deren Augenzeuge ich am vorhergehenden Tage war, und die zeigt, wie klein doch eigentlich die Welt ist.

Die Wirtin des urwäldlichen Restaurants berichtete uns nämlich, dafs sich vor einer Woche ein Deutscher im Old Faithful Geyser schwer verbrüht habe und nunmehr in einem improvisierten Chambre garni zu Bette läge. Da sie von der Ankunft der Ärzte gehört hätte, so wäre die Frage gestellt worden, ob sich nicht auch ein Deutscher unter denselben befände. Ich liefs mir dies natürlich nicht zweimal sagen und suchte meinen unglücklichen Landsmann hinter der rotgeblümten Bettgardine, welche ihn von dem Gewühl im „Empfangszimmer“ trennte, auf. Ich fand einen älteren bebrillten Herrn, welcher mir nun schilderte, dafs er ohne Führer sich an den Old Faithful herangewagt hätte, dafs plötzlich ein Windstofs gekommen sei und ihm einige Wasserpartikel in's Gesicht gepeitscht hätte, so dafs er erschrocken zurückwich. In Folge seiner Kurzsichtigkeit bemerkte er einen dicht daneben befindlichen kochenden Tümpel nicht und fiel bis an die Hüften hinein. Er behauptete, sich leidlich wohl zu befinden, und was hingebende Pflege leisten kann, ist auch in der Tat seitens der einfachen braven Leute in diesem Fütterungswinkel vollauf geschehen. Die ärztliche Behandlung jedoch bestand in dem Applizieren von Vaseline. Darüber kam ein Watteverband, welcher von einem Medizinstudenten der Minesotaer Universität täglich gewechselt wurde.

Dieser Studio befand sich noch im ersten Semester und fungierte, das Utile cum dulci verbindend, während des Sommers als Kellner im Restaurant. Ich hatte nachher Gelegenheit, ihm meine volle Hochachtung zu schenken. Ich wagte nun allerdings, immer noch unter dem Eindruck stehend,

mich einem Laien gegenüber zu sehen, einzuwenden, dafs man aus dem Vaseline zwar sehr nützliche Sälblein bereiten könnte, aber die moderne Chirurgie verfüge doch über Besseres, worauf der Patient mir in medizinischen Ausdrücken erwiderte, dafs er sich vom guten Aussehen der Wunden überzeugt habe etc.

Nun erst dämmerte mir der Gedanke, dafs ich einen Kollegen vor mir habe, und wie grofs war mein Erstaunen, als ich in demselben meinen früheren Vorgesetzten, den Generalarzt Sellerbeck aus Berlin erkannte. Welch ein Zusammentreffen nach einem Vierteljahrhundert!

Das hätte sich der gute S. auch nicht träumen lassen, als ich, ein junger Springinsfeld, noch vor ihm die Beine stramm zusammenzog und er mir in seiner stabsärztlichen Würde den Standpunkt klar machte, dafs ich auch einmal den Stiel herumdrehen könnte.

Ich hielt es nun für meine Pflicht, trotz seiner optimistischen Versicherungen, die Beine genau zu inspizieren, was er, in richtiger Witterung der folgenden Ereignisse, nur widerstrebend duldete. Ich fand nun das eine Bein in einem leidlich guten Zustand, zumeist nur die Erscheinungen einer Verbrennung ersten und zweiten Grades darbietend. Das andere Bein jedoch sah abscheulich aus. Namentlich am Unterschenkel waren talergrofse Nekrosen, die sich tief ins Muskelgewebe fortsetzten. An einer Stelle, nahe dem Knie, war sogar ein handtellergrofser grünschwarzer und übelriechender Hautlappen. S. hatte dieselben infolge seiner Kurzsichtigkeit nicht gut erkennen können und der junge Studiosus glaubte, dafs dies zu einem ordentlichen Wundverlauf gehöre. S. war auch in den ersten Tagen unter dem Einflufs des gewaltigen Shocks gewesen. Ich erklärte nun, dafs diese nekrotischen Fetzen entfernt werden müfsten, wogegen er die Zuversicht aussprach, dafs sich dieselben exfoliierten.

Nun schleuderte ich ihm aber die chirurgischen Kriegsartikel ins Gesicht, ihm besonders vorhaltend, dafs, wenn er sein eigener Patient wäre, er doch sicherlich die Exfoliation der Zeit nicht überlassen würde und so einer mehr als wahr-

scheinlichen Sepsis in die Hände arbeitete. Ja die Ärzte sind doch zu komische Leute, wenn sie selbst Patienten sind. Nun, der wackere S. wurde aber auch schliefslich mürbe und so vereinbarten wir die Operation auf den folgenden Morgen.

Ich telegraphierte an den Kollegen Ferguson in dem 50 Meilen entfernten Fort Yellowstone, Äther und Jodoformgaze durch einen Kurier zu senden. Wir kehrten nun auf demselben Wege in das Fountain Hotel zurück, von wo wir, um uns der Karawane wieder anschliefsen zu können, schon um 5 Uhr Morgens abfahren mufsten. Unsere Wagengenossen liefsen es sich trotz der frühen Stunde nicht nehmen, mich zu begleiten. Wir trafen unser liebes Brandopfer bei bestem Humor. Der medizinische Ganymed hatte alle Vorkehrungen getroffen. Steriles Wasser konnte ich ja an den Geysern leicht bekommen. Der sehnlichst erwartete Kurier war noch nicht eingetroffen und so mufsten wir uns ohne Narkose und mit hydrophiler Watte behelfen. Zum Glück hatte Herr Dr. Schweitzer eine ganze Flasche Europhen bei sich, welche uns nun sehr zu Gute kam.

Ich entfernte nun unter nicht unansehnlicher Blutung die mortifizierten Gewebsteile, was der brave S. mit heroischem Mut ertrug. Wie gut, dafs ich, meinem Prinzip getreu, stets mein chirurgisches Taschenetui mit mir führte!

Mit schweren Herzen verliefsen wir unseren tapferen Patienten, welcher 2 Tage später dann von einem Kollegen der anderen Partie besichtigt wurde. Wie aus den täglichen telegraphischen Bulletins zu ersehen war, war die Heilung ohne Störungen des Wundverlaufes vor sich gegangen. Freilich mufste er noch beinahe drei Monate dort verbleiben und während der Abfassung dieses Berichtes befindet sich S. — völlig hergestellt — auf der Reise nach New-York. S. hatte eine Reise um die Welt gemacht, hatte alle Fährlichkeiten des damals brodelnden chinesischen Kessels umsteuert, um nun auf dem Wege über San Francisco beim Old Faithful einen so merkwürdigen Schiffbruch zu erleiden.

Die Wirtin erzählte uns, dafs im vergangenen Sommer ein Medizinstudent — wie merkwürdig, dafs die medizinische Fakultät so hervorragend in der Verbrühungsgeschichte des Yellowstonepark figuriert — ebenfalls seine Beine verbrannt

hat. Sie behandelten ihn ebenfalls mit Vaseline. Nach zwei Monaten, als er beinahe geheilt gewesen sein sollte, „hätte sich die Wunde auf dem weiten Eisenbahntransport erkältet“ und da hatte man dann zu Hause die Amputation vornehmen müssen. Sapienti sat! Der Ärmste hat jedenfalls eine Verbrennung 3. Grades erlitten und die Zersetzung der nekrotischen Fetzen hatte Sepsis der Extremität herbeigeführt.

Ich konnte mir nun eine Wüstenpredigt über einen aseptischen Text nicht versagen und hinterliefs der wackeren Frau geschriebene Vorschriften für Wundbehandlung in solchen Fällen; auch meldete ich die Angelegenheit an das Ministerium mit dem Vorschlag, die in der Nähe der Geyser beamteten Personen, namentlich Soldaten, einen antiseptischen Verbandkurs durchmachen zu lassen, wodurch derlei traurige Eventualitäten künftig vermieden werden möchten. Es ist überhaupt nach meiner Ansicht tadelnswert, dafs man die Besucher häufig ohne Führer herumgehen läfst und die gefährlichen Stellen nicht einfriedigt.

S. ist des Lobes voll über die freundliche Sorgfalt seiner Umgebung. Mir imponierte S. nicht wenig durch seine aus Toussaint-Langenscheidt geschöpfte Kenntnis der englischen Sprache: So etwas bringt doch nur ein Deutscher fertig!

Wir schlossen uns nun der mittlerweile herangekommenen Gesellschaft, welche natürlich grofses Interesse an unserem lieben Patienten nahm, an, um unserem nächsten Ziel, dem Yellowstone Lake zuzusteuern. Wir berühren auf dieser Fahrt den Madison River, und gelangen nach erheblicher Steigung auf die Wasserscheide, welche die Flüsse des Atlantischen von denen des Stillen Ozeans trennt. Die Fahrt durch diesen Gebirgspafs ist wildromantisch und kann sich keine schweizerische hohle Gasse, sei sie noch so halsbrecherisch, mit demselben vergleichen.

Wir verlassen die Geysergegend und klimmen die von grünenden Tannen besetzten Bergabhänge empor. Es ist eine wunderbare Erscheinung, diese dunkelgrünen Koniferen noch in einer Höhe von 10000 Fufs gedeihen zu sehen, während man in der Schweiz bei 4000 Fufs Steigung fast nur mehr auf Strauchwerk stöfst.

Gegen Mittag — es war am 12. Juni! — fing es an, lustig zu schneien. Wir versetzten uns in die schöne Weihnachtszeit, denn die Tannen waren ringsherum mit glänzendweifsem Schnee bedeckt. Ja, unter dem saftigen, grünen Gras lugten überall die schönsten Blumen zwischen den Schneemassen hervor. Die Schneeflocken flogen durch den Wagen und setzten sich rücksichtslos auf unsere Gesichter, aber sie störten unseren Komfort nicht wie das kalte Regenwetter von vorgestern. Unserer Route entlang zeigen sich vielfach zwischen den Bäumen und Felsmassen grofse, zum Teil gletscherartig vereiste Schneeschichten. Bald sind wir auf der Höhe des Passes, 8400 Fufs über dem Meeresspiegel, angelangt. Wenn wir rückwärts schauen, so trifft unser Auge den Yellowstoneflufs, welcher sich dem Mississippi zuwendet, während wir nach vorn die Anfänge des Snake River (Schlangenflusses) wahrnehmen, welcher sich in den grofsen Columbiaflufs, der dem Stillen Ozean zugehört, ergiefst.

Auf dem Gipfel machen wir Halt. Wir sind, wie schon früher angedeutet, dicht hinter dem Wagen unserer Milwaukeer Kollegen. Dort herrschte eine ausgelassene Lustigkeit, trotzdem, wie uns versichert wurde, das Feuerwasser längst ausgegangen war.

Einer derselben, sein Name klang ungefähr wie Fips, vertrieb uns die Zeit in origineller Weise. Von kurzer, gedrungener Gestalt und angetan mit einem bis an den Boden reichenden Vollkaftan, tanzte er vor uns einen Cancan, wie er an der Seine nicht fashionabler hätte improvisiert werden können. Wie er die Beine durch die Luft schlenkerte, so dafs sie aus seinem schneebedeckten Mantel wie zwei lange Perpendikel aus einem alten Schwarzwalduhrkasten herausfuhren, war in der Tat ein Anblick für Götter.

Ich las einmal die Geschichte eines alten Hagestolzen, der an einem Retropharyngealabscefs derart litt, dafs seine Verwandten glaubten, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Um ja noch etwas zu erhaschen, eignete sich jede dieser edlen Leidtragenden ein Wertstück an. Als der Lieblingsaffe des bedauernswerten Erbonkels nun so manches Prachtstück verschwinden sah, gedachte er auch nicht leer auszugehen und holte sich einen grofsen farbigen Zylinderhut, den er unter

allerlei Grimassen vor dem Spiegel mit geziemendem Anstand aufprobierte. Diese komische Situation wirkte auf die Lachnerven des vermeintlichen Todeskandidaten so elementar, dafs die vorher starr gewesene Abscefswand den Erschütterungen einer Lachsalve nachgab, so dafs die Atmung frei wurde und der zu früh Beraubte wie ein zweiter Telemach die Schmarotzer zum Hause hinausspedieren konnte.

Wackerer Kollege Fips, wenn mein Hals je, was Gott verhüte, der Schauplatz einer derartigen Leukozytenverirrung werden sollte, ich glaube, wenn ich Deiner unsterblichen Sprünge im Schneegestöber auf der Wasserscheide des Felsengebirges gedächte, so werden sie mir das Skalpell ersparen!

Jenseits des Berggrates geht es an schwindelnden Abgründen vorbei bergab. Die Aussicht über die schneebedeckten Berge und ihre dazwischen grünenden Wälder ist herrlich.

Unser Rosselenker läfst die Pferde in scharfem Galopp den Berg hinunterrasen. Uns vergeht Hören und Sehen. Eine Fahrt im Engadin ist auch keine Kleinigkeit, aber was will seine wohlgeschützte und regelmäfsig sich dahinwindende Poststrafse gegen diese abnorm abschüssige und nur an einigen wenigen Stellen eingefriedigte Passage heifsen! Und wenn eines unserer Pferde stürzte, so käme die hinterdrein sausende wilde Jagd auf unseren Rücken und aus wär' es gewesen. Durch Zufall hatte ich noch dazu in Erfahrung gebracht, dafs nur das eine Handpferd zuverlässig war, die übrigen waren frische Ranchos und erst kurz vor unserer Reise in der Prärie aufgefangen worden. Man kann sich vorstellen, dafs diese Information, welche ich vorläufig für mich behielt, keineswegs zum ungestörten Genufs dieser wilden Strecke beitrug. Es lief aber alles gut ab und mit einem überlegenen Lächeln stieg der edle Rosselenker vom Wagen, als wir unten am Yellowstone Lake anhielten. Derselbe tat sich plötzlich vor unseren Augen auf, wie eine Fata morgana. Erst noch inmitten des schneeigen Hochgebirgwaldes und nun eine unendlich schöne, tiefblaue Flut, von den mit ewigem Schnee bedeckten Riesen der Rocky Mountains eingerahmt. An Schönheit steht er dem Vierwaldstädter oder Genfer See sicherlich gleich, an Grofsartigkeit der Umgebung aber über-

trifft er sie. In der Mitte des herrlichen Panoramas steht der Grand Teton, welcher eine Höhe von 13 654 Fufs besitzt und in seiner Form der Jungfrau gleicht. Er ist wie diese mit ewigem Schnee bedeckt. Rings herum befinden sich Berge von 10 bis 12 000 Fufs Höhe. Das Niveau des Sees selbst ist 8000 Fufs über dem Meeresspiegel gelegen. Seine Länge beträgt 20 und seine Breite 15 Meilen und er ist mit kleinen Inseln besät, welche eine üppige Vegetation tragen. Auf einer derselben befindet sich die einzige sich noch der Freiheit erfreuenden Büffelherde. Dieselbe kann man von dem vorbeiführenden Dampfer aus beobachten. Der Yellowstone-See bildet wegen seines grofsen Fischreichtums den Gipfelpunkt des Entzückens der Fischamateure. Einige der Kollegen fingen in wenigen Minuten eine Legion mehrpfündiger Seeforellen und die Speisung der 5000 Mann wäre hier kein Wunder zu nennen gewesen.

Unsere sehr ermüdeten Pferde wurden an der am Eingang des Sees befindlichen Thumb Ray Lunch Station untergebracht Der Name derselben rührt von dem daumenförmigen Wasserstreifen her, welcher sich vom See aus weit ins Land hineinzieht.

Kurz bevor wir ankamen, begegneten wir unserer entgegengesetzten „Hälfte“, welche gerade mit ihrem Mittagsmahl fertig geworden war. Unter lauten Begrüfsungen fuhren wir aneinander vorüber und die eine Hälfte schrie der anderen zu, dafs sie den schöneren Teil durchwandert hätte.

Unser Lunch, der eigentlich ein sehr verspätetes Mittagsessen war, lief in diesen engen Räumen des „Daumenrestaurants“ nicht so gemütlich ab, wie bei seinen gleichgestimmten Vorbildern, Wir wurden mit Fischen abgefüttert, trotzdem es keineswegs am Freitag war, und dann war das Drängen unangenehm. Einige unserer Kollegen schifften sich auf dem kleinen Dampfer ein, welcher sie in schnurgerader Richtung bald nach dem am anderen Ende des Sees gelegenen Lake Hotel brachte, während wir es vorzogen, die reichliche Zahl der kleinen Geyser und heifsen Quellen am Uferrand zu besuchen. Auch begegneten wir mehreren rosenfingrigen Farbentöpfen, deren schmatzende Musik schon von weitem

hörbar war. Dieselben gleichen denen des Lower Basin und wird ihnen von manchen Reisenden die Palme zuerkannt.

Im Ablauf des Geyserwassers beobachteten wir langsam faulendes Holz, um welches sich zwischen Silikaten und kohlensauren Depositen moosartige Gebilde geklammert hatten; es ist zu verwundern, dafs deren Leben nicht durch den hohen Temperaturgrad erlosch.

Spät am Nachmittag setzten wir unsere Reise um den See herum fort. Gegen Abend fing es an zu schneien, nachdem über die Mittagszeit die Sonne nur zu warm auf uns heruntergebrannt hatte. Seitlich im Gehölz trafen wir auf einige prachtvolle Damhirsche, welche uns mit kindlich erstaunten Blicken ansahen. Die Tiere scheinen zu wissen, dafs man ihnen nichts anhaben darf. Auf dem See bemerkten wir Scharen wilder Enten und Gänse, auch fiel uns eine erkleckliche Zahl von Adlern auf, welche über der Wasserfläche kreuzten.

Kurz vor Einbruch der Nacht langten wir im Lake Hotel (Seehotel) an. Eines unserer Pferde war gestürzt, ohne glücklicherweise Schaden zu nehmen. Es war dies auch nicht zu verwundern, denn sie hatten eine Strecke von 48 Meilen über wilde, unregelmäfsige Gebirgspfade an diesem einen Tage zurücklegen müssen.

Im Hotel harrte unser eine unangenehme Überraschung. Dasselbe erwies sich nämlich für unsere grofse Gesellschaft als zu klein und so hatte unsere Wagengefährten das Loos getroffen, mit anderen zusammen ihr Zimmer zu teilen. Dem widersetzte sich namentlich Frau Stiefel mit grofser Emphase, und ihre lebhaften, von ihrem Regenschirm wirkungsvoll unterstützten Gestikulationen setzten dem unglückseligen Buchhalter des Seehotels derart zu, dafs er doch für beide Paare separate Zimmer herausrückte. Wie Bellona auf dem Siegeswagen schritt die wackere Ehefrau von dannen und nahm huldvoll die Komplimente der staunenden und weniger glücklichen Gastfreunde entgegen.

Bei Tisch servierte unser getreuer Begleiter, ein kleiner junger Neger, welcher eine uns unerklärlich gebliebene Zuneigung zu mir gefafst hatte. Ich hatte ihm seiner Zeit einen Vierteldollar versprochen, wenn er den ersten Vers eines

Nadlerschen Gedichtes nachsprechen würde, wozu er die komischsten Anstrengungen machte. Obgleich er mit nichten erfolgreich war, so gaben wir ihm doch ein Douceur und seitdem sorgte er immer dafür, dafs wir gute Plätze bei Tisch bekamen und dafs da und dort ein extra guter Brocken für uns abfiel. Er wurde mit dem merkwürdigen Namen Opodeldoc belegt, womit wir ihn auch anredeten. Aus seinem grinsenden Lächeln konnten wir entnehmen, dafs er seinen Spitznamen für eine äufserst schmeichelhafte Bezeichnung ansah. Opodeldocs Reminiszenzen an das Lake Hotel waren nicht von angenehmer Natur. Er beklagte sich beim Frühstück bitter darüber, dafs man ihn wegen Platzmangels in den Keller gesteckt habe, wo er infolge der Lebhaftigkeit lieber, kleiner Haustierchen kein Auge hätte zutun können. Er guckte dabei Frau Stiefel wehmütig an, dafs es ihr tief ins Herz schnitt, so dafs wir wieder ein gemünztes Pflaster auf sein wundes Herz hefteten.

Die Abende verliefen sämtlich in höchst gemütlicher Weise und konnte man einen tiefen Blick in die Eigenart der westlichen Kollegen in den Plauderecken am Kamin tun.

Die meisten Kollegen nebst ihren Frauen machten bei oberflächlicher Bekanntschaft keinen erwärmenden Eindruck auf ein deutsches Gemüt. Die nachlässige Haltung, welche dem ganzen Habitus den gewissen herausfordernden Zug des Horazschen Nil admirari verleiht, wie er in der Provinz vielfach auch dem Berliner imputiert wird, und die lauten Konversationsmanieren, wie sie beiden Geschlechtern in graduellen Variationen eigen sind, haben selbst für den, welcher jahrelang in den Vereinigten Staaten ansässig ist, nichts Sympathisches. Hat man sich aber erst mit diesen, nur an der Oberfläche des Charakters haftenden Eigenschaften abgefunden, so wird man durch allerlei lobenswerte Charakterzüge dieser, sozusagen noch in den Kinderstrümpfen der Kultur spazierenden Menschen gefesselt. Ich mufs gestehen, dafs ich durch die nähere Bekanntschaft mit diesen westlichen Kollegen meine Vorurteile gründlich bereute und ich gedenke jeder einzelnen dieser offenen und weitherzigen Seelen mit ihrem scharfen, gesunden Menschenverstand, welcher ihnen so oft die Gelehrsamkeit ersetzt, mit Achtung und Liebe. Nur mit

einem mache ich eine Ausnahme. Es war ein Kollege von europäischer Abstammung natürlich, welcher in einer Ecke, in die ich mich behufs Aufzeichnungen in mein Tagebuch retiriert hatte, ein wissenschaftliches Attentat auf mich ausübte, so dafs ich in meiner ungemütlichen Stellung, worin er mich weidlich schwitzen machte, sehr deutlich in meine Examina zurückversetzt wurde, und das Unglück wollte, dafs ich bei ihm auch noch gründlich durchfiel. Zuerst quetschte er alle Für und Wider in der Appendicitisfrage aus mir heraus und dann wollte er die verschiedenen Nahtmethoden des Bauchfells von mir gewürdigt wissen. Er warf dabei mit allen möglichen chirurgischen Namen um sich, und trotzdem mir der eine oder der andere bekannt vorkam, so konnte ich mich doch nicht entsinnen, dafs die betreffenden Biedermänner besonderere Nahtmethoden angegeben hätten. Ich bedeutete ihm, dafs ich eben meine Nähte einfach so anlegte, wie es mir mein sog. gesunder Menschenverstand eingab, was ihn derart von meiner krassen Unwissenheit überzeugte, dafs er empört die Ecke freigab und sich auf ein anderes Inquisitionsopfer stürzte. Während der ganzen Reise umkreiste er mich dann in weitem Bogen, und ich fürchte, dafs er meiner mit sehr mangelnder Hochachtung gedenkt.

Ein sehr beliebtes Thema waren die europäischen Hochschulen. Das Hauptinteresse nahmen Berlin, Wien und Paris in Anspruch. London scheint seine frühere Anziehungskraft für Amerikaner ziemlich eingebüfst zu haben. Die deutschen Koryphäen erwiesen sich als sehr bekannt und hochgeachtet. Die beliebtesten amerikanischen Lehrbücher sind ja auch von deutschen Gröfsen geschrieben und ins Englische übersetzt.

Ein im allgemeinen vernichtendes Urteil wurde über das Mensurwesen gefällt, zu welchem Gesprächsgegenstand die Stammbuchverse, welche man mir seiner Zeit in meine Physiognomie gekritzelt hatte, den Anlafs lieferten.

Ich suchte nun den Kollegen zu erklären, dafs man nicht Jugend und Weisheit zu gleicher Zeit besitzen könne und dafs, wenn doch einmal gerauft sein mufs, dies besser unter allgemein respektierten und kavaliermäfsigen Regeln vor sich geht, als das in Amerika beliebtere Boxen. Ich konnte es mir auch nicht versagen, ihnen von dem idealen Geist der

deutschen Universitäten zu sprechen, der grofsen Begeisterung, die in scheinbar kalten Naturen oft nur latent existiert, aber bei der ersten besten Gelegenheit in helle Flammen angefacht wird. Als ich ihnen von der traurigen Epoche erzählte, in welcher der grofse Usurpator den Fufs auf den Nacken des deutschen Volkes setzte, so dafs es aussah, als solle es sich nimmermehr erheben, und als ich ihnen klar machte, dafs es der ideale deutsche Burschengeist war, der durch die deutsche Volksseele zog, dafs es sich wieder aufrichtete und sogar seinen verzweifelnden König mitrifs, da fingen sie doch an etwas andere Saiten aufzuziehen. Ich schleuderte ihnen den Kantschen Imperativ ins Gesicht, die Vis a tergo, die den alten Marschall Vorwärts die Kanonen durch den tiefen Schmutz vor Belle-Alliance zaubern liefs; das eiserne Pflichtgefühl, welches die deutschen Studenten seiner Armee so glühend beseelte, dafs der entfesselte Furor teutonicus selbst gewöhnliche Naturen mit sich zog und die schon schwankenden Flügel der grofsen Schlachtlinie wieder festigte. Wo wäre der Ruhm eines Wellington geblieben, wenn nicht deutsche Begeisterung ihm im kritischen Moment zu Hilfe gekommen wäre! Es war wohl Einer, der mich an den Verkauf der Hessen an die Engländer erinnerte, damit sie gegen Washington kämpfen sollten, aber ich erinnerte sie an die moralische Unterstützung der jungen amerikanischen Republik durch Friedrich den Grofsen und an die Verurteilung dieses Landeskinderverkaufs durch Schiller in seinem bis auf den heutigen Tag unnachahmlich gebliebenen Schauspiel „Kabale und Liebe“.

Die anderen aber fingen als Zeichen ihrer Zustimmung an kollossal zu fluchen und zu schwören, dafs sie auch noch einmal deutsche Studenten werden wollten. Wenn's noch eine Weile so weiter gegangen wäre, glaube ich, wäre noch allgemeine Bruderschaft getrunken worden, trotzdem das im Englischen, wo man Jedermann sozusagen duzt, seine technischen Schwierigkeiten gehabt haben würde.

Diese Erfahrung zeigte mir aber wieder, wie begeisterungsfähig der scheinbar so kühle Yankee ist, wenn man erst sein Vertrauen geniefst und ihm mit Ernst und ohne Furcht ins Gewissen redet.

Die östlichen Kollegen unserer Reisegesellschaft waren ausnahmslos hochgebildete Männer und hatten sämtlich denjenigen Erziehungsgrad, welcher in Deutschland für die Zulassung zum ärztlichen Studium obligatorisch ist, aus eigenem Antrieb genossen. Die Vorkenntnisse, welche in den östlichen Staaten heuzutage nötig sind, entsprechen der Obersekunda eines deutschen Gymnasiums; in wenigen Jahren wird jedoch, wie es jetzt schon in Harvard (Boston) und John Hopkins (Baltimore) der Fall ist, das Abiturientenexamen verlangt werden. Das ärztliche Staatsexamen ist nun dem deutschen so ziemlich gleichwertig.

In der Nähe des Hotels besichtigten wir einen jungen Elch, der gerade mit Milch gefüttert wurde. Das Alter dieses unbeholfenen Babys, dem man gestern seine Mutter geraubt hatte, war auf 10 Tage geschätzt worden. In der Nacht hörten wir die Schreie von Hirschen in nächster Nähe und Herr Dr. Schweitzer hatte im Zwielicht des Morgens Gelegenheit, 5 Hirsche direkt vor der Hotelpiazza zu sehen und zu photographieren.

Am folgenden Morgen fuhren wir den Ufern des Yellowstoneflusses entlang, unserem letzten grofsen Schaustück, dem Great Canyon zu.

Wir passieren auf dem 17 Meilen langen Weg den Sulphur Mountain (Schwefelberg), dessen zum gröfsten Teil aus Schwefel bestehende Felsen in wüstem Durcheinander liegen. Da und dort steigen Dämpfe empor, die einen stechenden Schwefelgeruch verbreiten. Etwa 5 Meilen vom See entfernt treffen wir die Mud Volcanos (Schlammvulkane), welche in ihrer Konstruktion dem Vesuv ganz ähnlich sind. Statt der emporgeworfenen Steine aber sieht man hochaufsteigenden kochenden Schlamm. Der eine dieser Vulkane hat einen 30 Fufs tiefen, trichterförmigen Krater, welcher von einem bleifarbenen, mooràhnlichen Teig gebildet wird, der sich bei seinen wiederholten Eruptionen ansetzte.

Das Geräusch der kochenden Schlammlava in den Kratern hat einen eigentümlichen gurgelnden Charakter und ist ähnlich wie das des Vesuvs weithin vernehmbar.

Wir können wiederum, nur mit Gummischuhwerk geschützt, herantreten. Die Abwesenheit jeglicher Schutzmafs-

regeln glaube ich an diesem gefährlichen Territorium einer Kritik unterziehen zu müssen.

Die Reinigung des Schuhwerks nahm, ehe wir wieder in unseren Wagen stiegen, geraume Zeit in Anspruch und verlief nicht ohne tragikomische Zwischenfälle.

Der Charakter der Gegend ändert sich nun sehr. Zwar sieht man vereinzelt noch einige kleine Geyserbabys ihre dünnen Rauchsäulchen emporwinden, die Tannenwald- und Wiesengelände prädominieren jedoch jetzt wieder und der breite Hayden Valley erinnert uns an die Sommerau im Schwarzwald. In der Nähe kampieren ganze Familien in ihren malerischen Zelten. Besonders Lungenkranke suchen den Sommer in der reinen Luft dieser wundervollen Gegend zu verbringen und leistet die Regierung diesen Ärmsten jede erdenkliche Hilfe. Kurz nach Mittag erreichen wir das Canyon Hotel, in dessen nächster Nähe wir einen grofsen Waschbär behaglich auf einem Felsen sitzen sehen. Diese vorzügliche Herberge befindet sich auf einer steilen Anhöhe, von welcher man auf die grofsen Fälle des Yellowstoneflusses hinabsieht.

Man mufs etwa 1000 Fufs hinabsteigen, um die Fälle aus der Nähe bewundern zu können. Dieselben sind kleiner als die Niagarafälle, aber ebenso schön. Der erste Teil der Fälle läfst eine Riesenkaskade von 180 und der zweite eine solche von 360 Fufs in den gähnenden Abgrund hinabstürzen. Die Grofsartigkeit dieser Fälle weicht übrigens zurück vor dem unvergleichlichen Anblick der sich an dieser Stelle auftuenden Grand Canyon (Grofse Schlucht), welche der Flufs nach seinem jähen Absturz durchjagt.

Die Wände dieser Schlucht steigen 1200 Fufs über dem Flufs, welcher fast nur noch wie eine Silberschlange in der Tiefe aussieht, empor, und bestehen aus ungeheuren Felsmassen, deren Grundfarbe orangegelb ist, wodurch wohl der Name Yellowstone (Gelbstein) entstand. Dazwischen mischen sich hunderterlei verschiedene Tinten, welche der sich 10 Minuten weit fortsetzenden Schlucht ein höchst merkwürdiges Ansehen verleihen. Tief unten sieht man die samtenen Draperien der grünen Moose, zwischen denen schneeweifse Felsen sich hervordrängen. Darüber wieder blutrotes und braunes Gestein. Man könnte denken, tausend Regen-

bogen wären vom Himmel gefallen und hätten das Gestein bedeckt. Tatsächlich gewinnt man den Eindruck, die ganze Schlucht stände in Flammen. Das Farbenspiel wird von allen Weltreisenden als das grofsartigste, und wohl mit Recht, gepriesen. Wir haben stundenlang wortlos am Point Lookout gesessen, demjenigen Aussichtspunkt, der uns am schönsten dünkte. Wenn wir alle die vielen schönen Szenerien rekapitulierten, die wir in 3 Erdteilen gesehen hatten, so konnten wir uns doch nicht an ein Bild erinnern, dafs einen so tiefen Eindruck auf uns hervorgerufen hätte. Die Formationen der Felsen sind einzig. Dort glaubt man eine alte Ruine am Rhein zu sehen, dort eine Bastei, da wieder eine Kathedrale im vollsten Glanz. Wenn eine Walküre hinter einem dieser Felsendome auftauchte, man würde sich ebenso wenig wundern, als wenn Wotan selbst einen nach Wallhall entböte. Und über all diesem unheimlich prächtigen Naturschauspiel eine unendliche hehre Stille. Selbst der wild tosende Flufs läfst von der ungeheuren Tiefe herauf nichts von sich hören, wir sehen nur da und dort ihn sich auftürmen, wie er sich in enger Klause über die Felsen bäumt. Niemand ist imstande, dieses Naturwunder mit dem Pinsel festzuhalten, und alle Versuche von Künstlerhand haben nur einen schwachen Abglanz dieser Pracht zur Anschauung zu bringen vermocht.

Was uns abermals unangenehm auffiel, waren die geringen Vorsichtsmafsregeln. Zwar sind einige Kavalleristen in der Nähe, haben aber keinerlei prophylaktisches Verständnis. Dafs Herrn Dr. Schweitzer nichts passierte, ist blofs zu verwundern, denn er kletterte überall herum, um sich eine Sammlung von mehreren hundert Photographien anzulegen.

Am Abend erlebten wir die Freude, einige Graubären jenseits auf der unzulänglichen Seite der Schlucht durch unser ausgezeichnetes Zeifssches Fernrohr beobachten zu können, ferner ein Rudel Hirsche und eine ganze Herde von Bergschafen, die nicht weit von den letzteren ruhig grasten.

Am anderen Morgen brachen wir bei herrlichem Sonnenschein auf und warfen noch einen letzten Blick auf die unvergefsliche Canyon, an deren Zacken sich die Sonnenstrahlen wie an tausenden von leuchtenden Prismen brachen. Tief unter uns sehen wir auf einer schornsteinähnlichen

Felsensäule einen Adlerhorst und erkennen durch das Fernrohr, dafs sich Junge in demselben befinden.

Durch den nicht ohne Fährlichkeiten zu überwindenden Aufstieg hinter dem Hotel gibt uns der Superintendent der Canyon das Geleite. Er erinnert mich, wie er mit unendlich wichtiger Miene seine Mähre durch den aufgeweichten Weg traben läfst, an den tapferen Kellermeister Spazzo im Ekkehard, wie er, des roten Meersburgers voll, auf seinem Röfslein Falada das Schlachtschwert zückt und Vince luna schreit.

Also hob der Schluchtgewaltige seine grofse Reitgerte und fuchtelte uns in der Absicht, auf den oder jenen Punkt aufmerksam zu machen, derart vor der Nase herum, dafs wir vor beständigem Blinzeln fast gar nichts sehen konnten.

Wir legten den 12 Meilen weiten Weg nach dem Norris Basin durch prächtige Tannenwaldungen in fröhlichster Stimmung zurück. Da und dort bemerkten wir Hirsche, ruhig grasend. Durch Baum und Busch hüpften und flogen blaue, rote und gelbe Vögelein und schmetterten ihre Preislieder in dies Waldweben hinein. Es war, als wären wir wieder in der lieben alten Heimat und die Fahrt über die grofse Pfütze wäre nur ein Traum gewesen.

Bei Eulenspiegel von der grünen Insel konvergieren wir wieder mit unserer zwar nicht besseren aber gröfseren Hälfte und tauschen nun per Dampf unsere Erlebnisse aus. Nach einem wieder durch irländische Kalauer gewürzten Dejeuner à la fourchette gingen wir weiter und kamen um 4 Uhr Nachmittags im Mammoth Springs Hotel an. Dort stürzten wir uns auf die langentbehrte Korrespondenz und überzeugten uns, dafs alles zu Hause wohl war.

Jetzt nahmen wir unser letztes Mahl unter den Auspizien unseres getreuen Opodeldoc, der mir mit gravitätischer Miene seine Visitenkarte überreichte. Sie lautete: „Julius Cäsar Higgin, Kellner“. Ich sagte ihm, dafs ich in meinem Berichte seiner gedenken würde, was ihm das höchste Mafs von Glückseligkeit zu sein schien.

Mit besonderer Freude vernahmen wir aus einer Mitteilung unseres Patienten vom Upper Bassin, dafs er sich wohl befinde. Er versicherte mich später, dafs er während

seiner langen gezwungenen Villegiatur doch niemals Langeweile empfunden habe, denn die hunderterlei Geyser, welche direkt unter seinem Fenster spielten, brachten immer neue Abwechslung.

Abends 8 Uhr gelangten wir wieder nach Cinnabar, wo unser Extrazug uns gerade so erwartete, wie wir ihn verlassen hatten. Bei der gefährlichen Talfahrt war ein Pferd ausgeglitten und der Wagen war nahe daran, in den Abgrund zu stürzen. Die Insassen sollen sich alle aufserordentlich besonnen dabei benommen haben; zum Glück ging alles gut ab.

Wir hatten nun einen Weg von über 2700 Meilen von New-York aus zurückgelegt, also eine Entfernung, welche der zwischen Europa und Amerika entspricht, und noch trennten uns über 1000 Meilen vom Stillen Ozean. Welch ein ungeheures Land! Wie wenig vermag man sich doch in Deutschland einen Begriff von diesen Dimensionen zu machen!

Hat doch selbst ein Geistesriese wie Richard Volkmann zur Zeit meines unvergefslichen Aufenthalts in seiner weltberühmten Klinik mich lachen machen. Es waren nämlich zur Zeit meines Besuches drei amerikanische Kollegen dort, der eine aus Brooklyn, der andere aus Chicago, der dritte aus Los Angeles, und da meinte der grofse Dichterchirurg allen Ernstes, dafs ich die doch besonders kennen müfste, denn die wären auch alle aus Amerika! Das erinnert doch etwas an den Brief des kleinen Mädchens, welches auf die Adresse schrieb: „An meinen Onkel in Amerika".

Nun ist es von Los Angeles nach New-York ungefähr gerade so weit, wie von New-York nach der Saale hellem Strande, und man wird von einem Halloren wohl kaum verlangen, dafs er in New-York heimisch sein soll.

Man bedenke, dafs die Vereinigten Staaten zweimal so grofs als Europa sind und dafs der bevölkertste Staat der Union, der Staat New-York, beinahe ebenso grofs wie ganz Deutschland ist. Der Staat Texas, dessen Umfang Deutschland um das Doppelte übertrifft, hat nur 2 Millionen Einwohner. Es ist also noch Platz genug vorhanden.

Die Vereinigten Staaten sind aber nicht blofs ein grofses Territorium mit unerhörten Resourcen, sondern durch das

ganze Land geht ein unleugbarer grofsartiger Zug. Wer nicht blofs flüchtig aus der Perspektive des Eisenbahn- und Hotelfensters das amerikanische Leben, dessen Fremdartigkeit ihn ja zuerst abstofsen mag, beobachtet hat, kann sich dieser Überzeugung unmöglich verschliefsen. Ich habe in diesem so viel kritisierten Lande, obgleich ein Fremdling und der Landessprache anfangs nicht mächtig, nur Güte und Liebe erfahren, und ich kann es nicht vergessen, wie freundschaftlich mich gerade die amerikanischen Kollegen behandelten, in deren Mitte ich mich als ihr quasi Konkurrent niederliefs. Jeder, der im überfüllten Vaterland sich beengt fühlt, wird hier willkommen geheifsen, man fragt nicht wie Elsa von Brabant, wie sein Nam' und Art, sondern nur, ob er ein anständiger Mensch war. Man denke sich die Einwanderungsverhältnisse umgekehrt in Europa, und das Mifsgunstmotiv würde von manchem ärztlichen Beckmesser gesungen werden.

Nie sah ich einen Amerikaner die Bitte um einen Samariterpfennig verweigern, und ehe man über ihn die Nase rümpft, gedenke man des schönsten Bibelworts: „Gehe hin und tue desgleichen!“ Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wo aber die Sonne hell und erwärmend strahlt, da soll man sich darüber freuen und nicht in den finsteren Ecken herumstöbern, wo sich da und dort etwas Unrat verirrte, und ihn dann mit einem „Pfui Teufel“ an's Licht zerren.

Die gebildeten Amerikaner sind jeden Sommer zu Tausenden in Deutschland anzutreffen, sie treten zumeist einfach und bescheiden auf, und da sie oft über ein besseres Deutsch verfügen als mancher deutsche Dorfgewaltige, so fallen sie gar nicht auf und man spricht, wie von der besten Frau, gar nicht von ihnen. Wenn aber ein deutscher Parvenü in sein Heimatdorf zurückkehrt, nachdem er sich in der neuen Welt nebst seinen Schätzen nur noch die Schattenseiten des amerikanischen Lebens angeeignet hat, wenn er mit selbstzufriedener Miene die schwerberingte Hand auf die antediluvianische Berloque der teuren Piquetweste legend sagt: „Sehr Ihr, so weit kann man es als Bürger der grofsen Republik bringen“, sagen gar viele, indem sie in einer solchen Karrikatur das Urbild des Amerikaners erblicken: „Ecce Americanus!“ Man lerne den echten Amerikaner, ebenso

wie den Deutschen, innerhalb seiner Penaten kennen, und man wird ihn ebenso lieb gewinnen.

Unsere Rückreise verlief in der angenehmsten Weise. In St. Paul löste sich die grofse Gesellschaft auf. Als Bekannte waren wir vor 9 Tagen zusammengetroffen und als Freunde schieden wir.

Nach einem kurzen Aufenthalt in St. Paul reisten wir des Abends nach Chicago, wo wir nach 7 Nächten im Bahnwagen einmal wieder in einem breiten Bett zu schlafen gedachten. Alle die angenehmen Erinnerungen der Herreise wurden nun wieder aufgefrischt.

In Chicago besuchte ich u. a. das Presbyterian Hospital, mit welchem das Rush Medical College in Verbindung steht. Unter der liebenswürdigen Führung von Senn überzeugte ich mich von den kolossalen Fortschritten, welche Chicago auch in wissenschaftlicher Beziehung gemacht hatte. Die chirurgische Technik Amerikas hält heutzutage wirklich den Vergleich mit jedem Lande der Erde aus.

Senn hatte Tags zuvor den Grundstein zu einer neuen Dependance des Hospitals gelegt, welches wissenschaftlichen Forschungen dienen soll. Die nötigen Mittel, nahezu eine halbe Million Mark, hatte er aus eigener Tasche geliefert. Ein solches Zeugnis von opferwilliger Hingebung zum gröfsten aller Berufe dürfte in der Geschichte der Medizin bis dato vereinzelt dastehen. Vivat sequens!

Tags darauf wurde mir die Ehre zu Teil, von den Regimentsärzten des Staates Illinois, welche zu ihrem jährlichen Konvent in Chicago zusammengetreten waren, eingeladen zu werden, meinen Standpunkt in der Kriegschirurgie zu erläutern. Die ungünstigen Verhältnisse der letzten spanisch-amerikanischen Kriege wurden eingehend erörtert und der Grund so vieler Mängel namentlich in dem Umstand gefunden, dafs die Militärärzte ihre Befehle nicht von den obersten Leitern des Sanitätskorps erhielten. Es war nun sehr interessant, von einigen Kollegen, die gerade von den Philippineninseln zurückgekehrt waren, zu vernehmen, in welch' armseligem Milieu sie zuweilen die schwierigsten Operationen vollbrachten. Ich führte den Herren Kollegen

von Illioris die Disziplin des deutschen Heeres als Muster vor, und ich habe den Eindruck, dafs es der Energie eines Senn gelingen wird, die Reformen nach deutschem Muster in der ganzen amerikanischen Armee mit der Zeit durchzuführen.

Nach einem herzlichen Abschied wandten wir uns wieder hudsonwärts an den grofsen Seen vorbei und durch das reizende Mohawktal, welches dem Neckartal so sehr ähnlich ist. Freilich kommt es der Perle des Odinswaldes an Lieblichkeit so wenig wie irgend ein anderes Tal der Welt gleich.

III.

Eine Ferienrundfahrt vom Ärztekongreſs in Saratoga über die Adirondacks nach Kanada, den weiſsen Bergen und Boston (1902).

Jahre sind vergangen, seit der letzte Kongreſs der American Medical Association im Staate New-York tagte. Die ungeheure Ausdehnung des Landes lieſs es nicht opportun erscheinen, eine Versammlung, bei welcher man die Repräsentanten sämtlicher Staaten der Union erwartete, an der Ostgrenze abzuhalten. Denn die im fernen Westen ansässigen Kollegen würden, um ihren Wissensdurst zu stillen, sich erst einer 5 Tage und ebenso viele Nächte ununterbrochen dauernden Reise haben unterziehen müssen. Das ist nun selbst bei den vollendeten amerikanischen Eisenbahneinrichtungen kaum als ein sogenannter Genuſs zu bezeichnen. Diese auf Raum und Zeit sich gründenden Reflexionen mögen denn auch dafür verantwortlich gehalten werden, daſs trotz der bekannten Attraktionen Saratogas die Zahl der Kongreſsmitglieder hinter derjenigen des Vorjahres zurückstand. Der „Empire State" und sein Kronjuwel, die Stadt New-York, welche allein nahezu 4 Millionen Einwohner zählt, hätte nun, wenn er sich gerechtermaſsen für die ihm erwiesene Ehre hätte dankbar zeigen wollen, den Ausfall decken können, aber, wie es so oft im Leben geht, man schätzt, was leicht erreichbar ist, lange nicht so hoch, als was man in der Ferne und mit Kosten und Mühe erst ergattern muſs. Zur Entschuldigung der New-Yorker Fraternität soll es allerdings gesagt sein, daſs sie in der letzten Zeit mit medizinischen

Kongressen geradezu überfüttert wurde, so dafs die schlaffe Reaktion nach sotaner Uebernährung nicht ausbleiben konnte. Das enthusiastische New-Yorker Häuflein, welches trotz alledem das „amerikanische Karlsbad“ aufsuchte, sollte seine Loyalität nicht bereuen und verlebte einige herrliche Tage in diesem Dorado, nach welchem die fashionable amerikanische Welt weniger aus Gesundheitsrücksichten als um sich zu amüsieren und gesehen zu werden pilgert.

Es war ein herrlicher Juniabend, als wir dem Hudson entlang und an der Staatshauptstadt Albany vorbei Saratoga nach 4 stündiger Fahrt erreichten. Im United States-Hotel, dem Hauptquartier der American Medical Association, begrüfsten uns die trauten Klänge der Wacht am Rhein, ein Brüderlichkeitssymptom, welches wie manches andere dem jüngsten Prinzenbesuch zu danken war. Sonst pflegte die Marseillaise die politische Dominante des amerikanischen Musikpavillons zu sein. Gleichen Schritt hält damit das immer mehr zutage tretende Bedürfnis der gebildeten Amerikaner, deutsch zu lernen. Der amerikanische Plebs freilich kann sich den Deutschen immer noch nur im Gewand des Bierwirts, Barbiers, Musikanten oder Dienstboten vorstellen und revanchiert sich für die Reziprozitätsanschauung des deutschen Ackerbürgers. So ist der Deutsche, falls er es zu nichts brachte, in Amerika oft übel daran. Das alte Vaterland rechnet ihn nicht mehr zu sich und das Adoptivvaterland sieht ihn nicht als voll an, ein Umstand, den sich gar viele Auswanderer erst sorgfältig überlegen sollten.

Die Hotels in Saratoga sind einzig in ihrer Art und übertreffen an Zahl und besonders an Gröfse alle derartigen Karawansereien in Europa.

Das United States Hotel hat eine Ausdehnung, wie sie kein deutsches Residenzschlofs kennt, und die Verpflegung eines Armeekorps würde in seinen Räumen keinen Schwierigkeiten begegnen.

An der Aufsenseite von breiten Piazzas umgeben, auf welchen sich so bequem im Schaukelstuhle lungern läfst, öffnet es innerhalb seiner Mauern die unvergleichlich schöne Perspektive auf einen parkähnlichen Garten, in welchem tausende von Spaziergängern lustwandeln können ohne ein-

ander zu streifen. Diese Art der Gartenanlage ist ganz einzig und ermöglicht es dem Hotelgast seine Promenaden zu unternehmen, ohne mit der Aufsenwelt in Verbindung zu treten. Von den uralten Platanen, welche schon zur Indianerzeit ihre gewaltigen Häupter wiegten, sangen die Finken ihren guten Morgen wie im Heidelberger Schlofsgarten. Am Abend reihten sich bunte Lampions von Baum zu Baum, in ihrer Mitte ein ungeheures, von elektrischen Lichtern gebildetes Plakat umrahmend, dessen Inschrift einen Willkommengrufs für die Fraternität bedeutete. Unter dem blendenden Lichterglanz paradierten die Aeskulapssöhne, zumeist von einem Familienmitglied begleitet, im Freien. Die Musik spielte u. a. der jüngst kreierten Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika zu Ehren, deren Präsident und Vizepräsident beiläufig erwähnt der medizinischen Fakultät angehören, eine Serie fröhlicher Burschenlieder, in welche manche rauhe Kehle trotz Frackstimmung kräftig einfiel. Es war nichts Ungewöhnliches, ein freundliches „Guten Abend, Herr Kollege“ aus autochthonem Yankeemunde zu vernehmen, so dafs man sich momentan zu Kroll hätte versetzt glauben können. Die Art, wie man alte Freundschaft erneuert und neue erwirbt, hat etwas überaus herzliches, und erst zu später Stunde trennt man sich.

Am folgenden Morgen wurde der Kongrefs durch den New-Yorker Chirurgen Wyeth, welcher in diesem Jahre das Präsidentenschiff steuerte, mit einer geistreichen Ansprache eröffnet, in welcher die Notwendigkeit einer sorgfältigen medizinischen Vorbildung hervorgehoben wurde. Ja, man kommt in Amerika allmählich dahinter, welchen unvergleichlichen Schatz die deutsche Gymnasialbildung birgt. Wehe dem Volk der Denker, wenn es anfängt, sich die sogen. praktische Vorbildung zum Vorbild zu nehmen, während die neue Welt der alten humanistischen Vorerziehung zustrebt! Dann dürfte es um die paar Ideale, welche man sich mit Mühe in den harten Berufsschragen hinübergerettet hat, vollends geschehen sein.

Wyeth sieht übrigens den Schwerpunkt der Erziehungsfrage in der Moral und besonders in dem Streben nach der Reinheit des ärztlichen Charakters.

Die Einteilung der Sektionen war dieselbe, wie sie sich aus meinem letztjährigen Jahresbericht ergibt. Am besuchtesten war auch dieses Mal die chirurgische Sektion.

Von derselben mag folgende komische Episode berichtet werden: Einige Kollegen aus dem wilden Westen hatten sich den Scherz erlaubt, einen unglückseligen Steppenpatriarchen nach „geheiltem Bruch" des Schenkelhalses nach Saratoga zu locken, um die Vorzüge des Gipsverbandes als Novität zu demonstrieren. Der biedere Wüstenmerkur schleppte sich hinkenden Ganges durch das Spalier, welches die andächtige chirurgische Gemeinde gebildet hatte, entledigte sich seines enormen Gipsstiefels und präsentierte sich triumphierenden Blickes mit ihm. Die östlichen Kollegen, ausgepichte Anhänger des nil admirari, wollten sich jedoch hierdurch nicht imponieren lassen und so entspann sich ein hitziges Wortgefecht, aus welchem der wilde Westen bald mit Empörung im Herzen retirierte. In der Erregung wurde das Corpus delicti, der antediluvianische Gipsverband, gänzlich vergessen und trauernd stand er, als wollte er ein Pax vobiscum nachrufen, in der Ecke, als sich der Saal leerte und der seiner Befreiung froh gewordene Lederstrumpf in grotesken Sprüngen davonhüpfte.

Überall in Saratoga wurde man durch Ruf und Geste daran erinnert, dafs man in eine Wasserstadt geraten war. *Τὸ μὲν ἄριστον ὕδωρ!* Freie Kohlensäure für alle Ärzte! hiefs die Losung an jeder Strafsenecke, und so vertilgte mancher Aeskulap eine so enorme Menge der freien Labe, dafs er nach viertägigem Genufs zuletzt wie ein vollgesogener Schwamm ächzend auf sein Lager sank. Die Korona, welche sich des Abends in einem Hinterstübchen des Grand Union Hotels zusammenfand, hatte diesem unfröhlichen Tun mit nichten Gefallen abgewinnen können. Sie tat sich bei einem anderen, schäumenderen Nafs, dessen Wiege unweit der Isar gestanden, gütlich, und klebte fest, bis die rosenfingrige Eos ihr die Schamröte in die Wangen trieb. Aus den zumeist mit Narben bedeckten Physiognomien und dem häufigen Prositrufen konnte ein nicht gänzlich unbefangener erraten, dafs sich mit dem bekannten eigentümlichen Instinkt ein Konsortium alter deutscher Studenten zu einer solennen Kneipkur zu-

sammengefunden hatte. Es war wirklich eine helle Freude gewesen, zu sehen, wie stramm die deutschen Kollegen des Morgens auf der wissenschaftlichen Mensur gestanden hatten. Wenn auch die Aussprache des englischen da und dort zu wünschen übrig liefs, in der Grammatik und der logischen Schärfe konnte mancher autochthone Amerikaner von seinen deutschen Kollegen etwas lernen. Und dieselben Herren, darunter sogar mancher Grofspapa, stiefsen wacker des Abends mit den Fröhlichen an und beeilten sich durchaus nicht, die nötige Bettschwere zu erschlürfen. Ja die deutsche Studentenschaft, die macht überall Schule, und im Ausland bilden die Mediziner gewöhnlich die vorderste Phalanx. Dem waschechten Saratogaer aber sind solcherlei Libationen ein Greuel. Denn wo käme er hin, wenn das Vertrauen in seine Wässer Einbufse erlitte? Hat er doch die Natur überredet, von allen Mineralquellen Mitteleuropas ihm ein Extrakt zu gönnen und so sehen wir die unschuldsvolle Kochsalzquelle neben dem Stahl-, Schwefel und Lithiumsprudel, von den anderen Alkalischen Wässern gar nicht zu reden. In einem Stadtteil hat man Karlsbad, im anderen Kissingen. Da ist Wildungen, dort Aachen, mitten darunter Ems, Soden, Kreuznach und Schwalbach. Warum also seine Gallensteine erst die weite Reise zur Perle Böhmens unternehmen lassen, wenn man sie nach 4stündiger Eisenbahnfahrt schon auf den Marsch in Duodenum schicken kann? Oder warum erst die eingerosteten Gelenke zu des Altreichskanzlers Lieblingsplätzchen persuadieren, wenn man in nächster Nähe der Grofstadt die Urate im Laufschritt löst? Ja, die Saratogaer setzen ein unerschütterliches Vertrauen in ihre Wässer und bei ihnen ist das bedeutsame Wort des wackeren Doktor Martinus: „Wasser tuts freilich nicht“, gar übel angebracht. Jeder Civis Saratoganus weifs ärztlichen Rat. Tritt man in einen der üppigen Kaufläden und gibt dem Ladenfräulein durch einige urbane Bemerkungen Gelegenheit zu einem Zwiegespräch, so wird einem sicher ein Rat nachgeworfen. So man sich eines Enbonpoints erfreut, soll man ja vor der Apoplexie auf der Hut sein und so rasch als möglich einen Liter Lincolnwasser hinunterstürzen. Ist man schlank wie eine Tanne, so wird einem eingeredet, dafs man ein günstiger Nährboden für den

bösen Tuberkelbazillus sei, wefshalb man schleunigst den Kochsalzthermen zueilen sollte. Ist das Hotelgericht nicht gut zubereitet, so setzt der schwarze Ganymed eine pfiffige Miene auf und meint, dafs man heute noch nicht genug Arondacksprudel (früher Kissinger genannt) genossen habe, was den Appetit beeinträchtige. Und dabei wird ja in der Tat so mancher gesund. Das müssen sogar die Chirurgen zugeben. Ist doch auch ein berühmter europäischer Chirurg, der seine Gallensteinfälle nur mit dem Skalpell behandelte, in Karlsbad gesund geworden, als er höchstselbst an Gallensteinen erkrankte! Aber, quod licet Jovi, non licet bovi. Und wenn einer mit dem Lindwurm im Leib, wie ihn der prächtige Johann Peter Hebel so realistisch-poetisch geschildert, nach Saratoga kommt und statt sich in den Strudel des High life zu stürzen, fleifsig Turnübungen macht, so kann ihm das Wasser nebenbei auch wohl nützen. Denn in der Grofsstadt nimmt er sich keine Zeit zum Essen, geschweige denn zum Turnen, und so macht die stockende Zirkulation bald einen nervösen Dyspeptiker aus ihm. Solche Lindwürmer werden auch heute noch nach dem Hebelschen Rezept am ehesten umgebracht.

Die herrliche Umgebung Saratogas lockt zu ausgedehnter Bewegung im Freien. Seine Lage am äufsersten Südende des grofsen Adirondackplateaus ist höchst malerisch zu nennen. Die Sohle wird in Dreieckform durch das Zusammenstofsen zweier grofser Täler gebildet, welche nach den sie durchströmenden Flüssen Mohawk und Hudson (resp. Champlain) genannt werden. Diese grofsen Wasserläufe bildeten Jahrhunderte lang die einzigen Verkehrsstrafsen zwischen den Völkern, welche um den Besitz des amerikanischen Kontinentes stritten. Die Irokesen hatten hier nach dem Beispiel Mexikos eine Art Kaiserreich errichtet, welches später in echt christlicher Nächstenliebe von den Engländern okkupiert wurde. Dies verdrofs hinwiederum den gallischen Ehrgeiz dermafsen, dafs Albions Flagge bald der Trikolore weichen mufste. Dann bekam aber England wieder die Oberhand, jedoch nur auf kurze Zeit, und so wechselte Saratoga seine Landesangehörigkeit jeden Augenblick, bis Washington es ein für alle Mal gut amerikanisch machte. In den zahlreichen

Kriegen, welche dieses historische Terrain umstritten, spielten die Indianer, als professionelle Wächter des Kriegspfads, eine bedeutsame Rolle. Welch ein herzerwärmender Hauch zuweilen mitten in diese rauhen Zeiten und in diese wilden Wälder hineinwehte, ist uns allen durch die unvergleichlichen Erzählungen von Fennimore Cooper bekannt.

Die erste gröfsere Schlacht bei Saratoga fand am 19. September 1777 statt, bei welcher es dem englischen General Burgoyne gelang, die Amerikaner nach hartem Kampfe zurückzudrängen, und zwar durch die im letzten Augenblick eingetroffene Verstärkung seines Kameraden mit dem melodischen Namen General v. Riedesel. 3 Wochen später fand die zweite Schlacht bei Saratoga statt, bei welcher die Amerikaner unter General Gates Sieger blieben. Den energischsten Widerstand hatten auf der englischen Seite die hessischen Artilleristen geleistet, ein Umstand, der lange Zeit zur Unpopularität der Deutschen in Amerika beitrug, was nicht völlig unbegreiflich ist. Sagt doch selbst Schiller, empört über den Verkauf der 7000 Landeskinder, in seiner unsterblichen Kabale und Liebe: „Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika!" Mit dem „ihr" waren die „vorlauten Bursche" gemeint, welche den „Obersten gefragt hatten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe". Nun sind grofse friedliche Alleen an die Stelle des Kriegspfades getreten, und die Invasion besorgen Touristen, Handlungsreisende und sog. Badegäste. Auf dem See Champlain, in welchen man vom Hudson stromaufwärts gelangt, tummeln sich moderne Yachten zwischen grofsen und kleinen Vergnügungsdampfern und der braune Sohn des Wigwams, welcher geflochtene Strohkörbchen am Ufer feilhält, blickt den vorbeisegelnden Blafsgesichtern blödsinnig hassenden Blickes nach. Seine Kleidung ähnelt der eines deutschen Bauernburschen und sein Feldgeschrei heifst Fusel.

Auch wir machten uns auf, die Augen an den herrlichen Szenerien, welche der Norden des Staates New-York in so überreichem Mafse bietet, zu weiden. Eine einstündige Eisenbahnfahrt bringt uns zunächst an den See Horicon, gewöhnlich Lake George genannt. Als die Engländer die Franzosen

temporär verdrängt hatten, erschien ihnen der alte indianische Name nicht gut genug, weshalb sie den prächtigen See nach ihrem König Georg tauften. Auf der Südseite steht, wo früher das Fort William Henry den Franzosen trotzte, das gleichnamige Hotel. In Coopers „Der letzte Mohikaner" ist die Geschichte des Forts ausführlich beschrieben.

Der Lake George erinnert durch seine schroffen und unregelmäfsigen Ufer etwas an den Vierwaldstätter See. Er ist 36 englische Meilen lang, $^3/_4$ bis 4 englische Meilen breit und an manchen Stellen 400 Fufs tief. Er ist durchsetzt von ebensovielen kleinen Inselchen als es Tage im Jahr gibt. Die Flut ist durchaus transparent, so dafs man in der Tiefe noch Gegenstände erkennen kann. Die Ufer sind von beispielloser Schönheit und haben die Dichter verschiedenster Länder zu mehr oder minder bezaubernden Sängen begeistert. Die Kultur, die alle Welt beleckt, schofs auch hier ihre Breschen in den herrlichen Garten einer urweltlichen Natur, und so sieht man überall zwischen den Baumkronen die Firste moderner Villen hervorragen. Die Stadt New-York entsendet alljährlich viele Tausende von Sommerfrischlern hierher. Unser berühmter Landsmann, der Freiheitskämpfer Karl Schurz, hat seit Jahren seine Sommervillegiatur in Bolton Landing, dicht am See, aufgeschlagen. Sein Nachbar ist unser wohlbekannter Kollege Abraham Jacobi, der mit seinem Freund Schurz sich erfolgreich bemüht, die Folgen ihrer 72 Jährlein im Jungbrunnen dieser herrlichen Natur zu kompensieren. Fashionable Hausärzte ziehen wohl auch mit Kind und Kegel ihren wohlhabenden Klienten im Sommer hierher nach und verbinden das utile cum dulci, indem sie ihren Beruf ausüben. Die New-Yorker Kollegen ziehen schon deshalb den Lake George als Schauplatz ihrer Tätigkeit vor, weil sie hier ohne weitere Zeremonien praktizieren können. An der Seeküste, welche sich in unmittelbarer Nähe New-Yorks hinzieht, ist dies stellenweise mit grofsen Schwierigkeiten verbunden. Der gröfste Teil der von den New-Yorkern frequentierten Seebadeorte liegt im Staate New-Jersey, welcher ein besonderes Staatsexamen verlangt. Dasselbe ist durchaus nicht leicht zu bestehen und wirkt wie eine chinesische Mauer.

Der an der Ostseite gelegene schwarze Berg, welcher sich 2200 Fufs hoch über dem Niveau des Sees erhebt, wird wegen seiner klaren, trockenen Luft mit Vorliebe von Asthmatikern aufgesucht. Wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, war der Heilungserfolg in manchen Fällen ganz eklatant. Patienten, welche wochenlang vorher die Nächte im Bette sitzend zubringen mufsten, konnten sich hier oben schon die erste Nacht des lang entbehrten Schlafes erfreuen.

Auf der Nordseite deutet ein schmaler Wasserstreifen den Übergang des Lake George in den Lake Champlain an. An dieser Übergangsstelle, welche strategisch von gröfster Wichtigkeit war, stand die starke Festung Ticonderoga, deren Ruinen da, wo sich die Perspektive in das Champlaintal eröffnet, einen hochromantischen Anblick gewähren. Wie an der Saale hellem Strande, so standen auch hier Burgen stolz und kühn. Wenn die Steine reden könnten, so würden sie eine furchtbare Geschichte von Hafs, Verrat und Grausamkeit, aber auch ein hohes Lied von Treue, Heldenmut und Liebe erzählen können. Dafs sich auf dieses Gibraltar Nordamerikas die mächtigsten Vorstöfse zweier feindlicher Stämme konzentrieren mufsten, lehrt ein Blick auf die Landkarte. Die Franzosen, auf den frühen Besitz Kanadas sich stützend, dessen Dominium am Nordende des Lake Champlain begann, behaupteten, ein Anrecht auf sämtliches Territorium zu haben, dessen Gewässer in den kanadischen St. Lorenzstrom mündeten. Der Champlainsee, die grofsen Seen und der Mississippi sollten also demgemäfs auch von Seinebabel aus beherrscht werden. Wie man im Jahre 70 vom Spaziergang nach Berlin als einem fait accompli gefaselt hatte, so krähte der gallische Hahn damals ein „Neu-Frankreich“ in die Welt hinaus. England dagegen berief sich auf seine frühzeitige Entdeckung und Besitznahme und, last but not least, auf die ihm seitens Frankreichs zuerkannten Rechte im Utrechter Vertrag. Da aber politische Verträge zumeist nur geschlossen werden, um sich wieder brechen zu lassen, so dauerte es nicht lange, bis der Kanonendonner durch das Champlaintal zum blutigen Reigen aufspielte. Jahrelang wogte der Kampf um die Suprematie hin und her, welcher zudem ein grausames Gepräge dadurch erhielt, dafs die Indianer sich zu Sklaven der kriegs-

führenden Mächte hergaben. Die Rothäute, welche dem Lorenzstrom entlang ansässig waren, schlugen sich auf die französische Seite. Sie bestanden ausschliefslich aus den Stämmen der Huronen und Algonquins. Die Irokesen und Mohikaner dagegen, welche damals in den heutigen Staaten New-York und Vermont ihren Wigwam errichtet hatten, verbündeten sich mit Albion. Im Jahre 1757 eroberte der französische General Montcalm die Feste Ticonderoga und drang mit Hilfe seiner kupferfarbigen Kundschafter nach Fort William Henry vor. Die Besatzung von 1500 Mann wurde, nachdem sie sich als Kriegsgefangene ergeben hatten, massakriert. Dieses „Fort William Henry Massacre" rief in der alten Welt eine ungeheure Entrüstung hervor. Nun erst gelang es dem grofsen Staatsmann Pitt, die Engländer aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Neue Truppen wurden gesandt. Sie durchbrachen den Festungskordon, welchen die flinken Rothosen um den Champlain gezogen hatten, und trieben den letzten Sohn der Grande Nation im Jahre 1763 auf Nimmerwiedersehen nach Kanada hinüber.

Am Fufse der Ruinen entstand später das blühende Städtchen Ticonderoga, welches alljährlich eine grofse Schar von Sommergästen beherbergt. Durch das reizende Tal, welches an den Odenwald erinnert, dringt das Geräusch der Sägemühlen, welche mit dem Fichtenholz, das noch in Fülle vorhanden ist, aufräumen. In einem der Sägemüller grüfse ich einen alten Bekannten. Er hatte sich vor Jahren im St. Marks Hospitale in New-York einer Operation unterzogen. Als ich damals erfuhr, dafs er aus dieser mir so überaus sympathischen Gegend stammte, konnte ich es mir nicht versagen, vom wissenschaftlichen Gebiet abzuschweifen und mit ihm mit unverhülltem Enthusiasmus von seiner schönen romantischen Heimat zu sprechen. Ja, ich liefs mich sogar hinreifsen, von der Poesie des alten Lederstrumpf zu schwärmen, worauf der Böotier mir kaltlächelnd erwiderte, dafs er in der Gegend jedermann kenne, aber von einem derartigen Individium habe er nie gehört. Dies und ein Appendix von anderen furchtbar nüchternen Bemerkungen wirkte wie eine Eiswasserdusche auf mein begeistertes Herz, und ich habe es damals verschworen, niemals wieder am Krankenbett mit der Romantik

zu liebäugeln. Tout, comme chez nous. Dem braven Agricola, welcher im Dunstkreis der Wartburg oder des Heidelberger Schlosses seinen Pflug steuert, will es auch nicht in seinen massiven Schädel, warum die verrückten Stadtleute so viel Wesens aus ein paar alten Steinen machen. Und im Vaterlande des guten alten Michels ist doch noch mehr Poesie übrig geblieben, als in allen anderen Ländern zusammen genommen. Wers nicht glaubt, gehe ein paar Jährlein ins Ausland, und wenn er die deutsche Poesie längst aus dem Gesichtskreis verloren hat, dann findet er sie eines Tages plötzlich und feuchten Auges in seinem Herzen wieder. Die alten Lieder von Lenz und Liebe klingen ihm an das Ohr, welches schon an fremde Laute gewohnt schien, das deutsche Waldweben taucht aus der Vergessenheit empor, der Eichenwald rauscht und singt sein sonores Bardenlied von der deutschen Kraft und Treue, dafs es tief in die Seele dringt. Und goldene Gelbveigelein nicken sanft ihren lyrischen Rhythmus dazu. Wer kein deutsches Gemüt hat, wird freilich diese Gefühle auch nie begreifen lernen. „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen, denn was nicht aus der Seele dringt . . .“ Darum lächeln die Herren des grofsen tönernen Inselreiches und zucken die Achseln suffisant über die deutschen Schwärmer. Rührend komisch ist es aber auch, dafs wenn sich die deutschen Schwärmer so recht sattgeschwärmt haben, sie fröhlich anheben zu singen: „Ich weifs nicht, was soll es bedeuten, dafs ich so traurig bin.“

Der unvergleichliche deutsch-amerikanische Dichter Konrad Kretz hat den Gefühlen, mit welchen die in Amerika lebenden Deutschen ihres Mutterlandes gedenken, in folgenden Worten ergreifenden Ausdruck verliehen:

„Land meiner Väter, länger nicht das meine.
So heilig ist kein Name wie der deine;
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden.
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
So würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, o Vaterland!“

Das östliche Ufer des Champlainsees ist von dem wiesenreichen Staat Vermont idyllisch umrahmt. Von den westlichen Ufern grüfsen die Häupter des Adirondacksgebirges, welches

sich nach Westen auf 150 englische Meilen ausdehnt. Nach Norden zieht dieser ungeheure Gebirgszug nahezu parallel zum See 100 Meilen weit in die Länge. Die zahllosen Seen, welche die Adirondacks von Süden nach Norden durchziehen, ermöglichen es, sie in dieser Richtung auf dem Wasserweg zu durchqueren. Nur wenige Landengen sind zu passieren. An diesen nimmt der Bootführer den leichtgebauten Kahn auf seine breiten Schultern und schleppt ihn bis zum nächsten Wasserstreifen. So kann man hier noch idyllischer reisen, als weiland mit dem Schwager Postillon. Der Hochbootsmann schleppt zugleich eine ganze Ausrüstung in seiner Riesenwestentasche. Mancher plethorische Professor verbringt hier seine Ferien, vagabundiert mit leichtbeschwingtem Kahn zwei Sommermonate lang in der Wildnis der Adirondacks herum und sein Kumpan bleibt der düstere Geselle von Führer, welcher zugleich Mädchen für alles ist. Hat der Vergnügungsreisende Hunger, so fischt er ihm eine Forelle oder reicht die Flinte schufsgerecht, wenn er einen Rehbock aufgestöbert. Des Abends rollt er sich ein veritables Zelt von seinem Leibe herunter und improvisiert eine Matraze darunter. „Der Wald ist unser Nachtquartier.“ So hat sich bei diesem „So leben wir“ schon mancher verhockte Übermensch am allbarmherzigen Busen der Mutter Natur wieder gesund gestrolcht.

Die meisten Seen befinden sich auf gleichem Niveau, durchschnittlich etwa 1500 Fufs über dem Meeresspiegel. Würde dieses wie Juwelen glitzernde Seekonglomerat den Adirondacks nicht ihren eigentümlichen Charakter verleihen, so würde man sie sehr wohl mit dem Schwarzwald vergleichen können. Der Name Adirondacks (Baumesser) deutet auf den grofsen Waldreichtum hin. Tonangebend ist die Balsamfichte, welche überall in dem 2500 Quadratmeilen deckenden Terrain dieses herrlichen Gebirges zu finden ist. Ihr aromatischer Odem ist überall deutlich zu spüren. Dem Fichtenwald, in Verbindung mit der reinen und trockenen Atmosphäre dieser paradiesischen Gegend, ist es wohl zu danken, dafs neben der grofsen sommerlichen Vergnügungskolonie sich eine Anzahl von Lungenkranken aller Art ansässig machte. Ja, die Adirondacks sind die grofse amerikanische Respirationsbürste

geworden. Jedes amerikanische Kind weiſs es, daſs, wenn ein Husten nicht nach der dritten Schüttelmixtur verschwunden ist, die Adirondacks verschrieben werden müssen. Der Erfolg ist selbst bei mäſsig vorgerückter Tuberkulose eklatant.

Den Bemühungen zweier eminent praktisch veranlagter New-Yorker, des verstorbenen Loomis und des noch im rüstigsten Mannesalter stehenden Trudeau, war es gelungen, in der Wildnis Sanatorien zu schaffen, von denen alljährlich hunderte von Tuberkulösen geheilt wiederkehren. Heute erhebt am See Saranac sich da, wo ein einfaches Blockhaus noch vor wenigen Jahreu das Antituberkularium bildete, ein reizendes Villenviertel nach Brehmerschem Vorbild. Was Amerika deutschen Gelehrten zu danken hat, kann kaum gewaltiger illustriert werden als durch die einfache Geschichte Trudeaus, des jetzigen Leiters der Anstalten. Infolge seiner angegriffenen Atmungsorgane hatte er sich vor Jahren mitten in den primitiven Forst, 15. Wegstunden von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, zurückgezogen. „Ich besaſs," so sagt er in seiner lapidaren Weise, „weder Gesundheit, noch wissenschaftliche Bildung. Bücher waren mir kaum zugänglich, und von Apparaten war überhaupt nicht die Rede." Im Jahre 1883 las er ein Exzerpt von Robert Koch über die Aetiologie der Tuberkulose, welches einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn machte, daſs er trotz aller Hindernisse nach New-York reiste, wo Prudden ihn in den Anfangsgründen der Bakteriologie unterwies und ihn die ersten Tuberkelbazillen färben lieſs. In seiner bescheidenen Klause, wo in frostiger Winternacht das Wasser trotz der Heizung in den Röhren gefror, setzte er seine Studien emsig fort. Zu jener Zeit gab es am Saranac Lake keine Kohlen und mit Holzheizung war es unmöglich, das Zimmer die ganze Nacht hindurch zu erwärmen, so daſs Trudeau, um seinen Brütofen nicht einfrieren zu lassen, jede Nacht aufstehen muſste, um den Temperaturunterschied auszugleichen. Seine sämtlichen Paraphernalien bestanden in einem Mikroskop. Ein kunstgerecht angelegter Brütofen fehlte, aber der amerikanische Pfiffikus weiſs sich mit einem hausgemachten Thermostaten zu helfen, den er mit einer Steinöllampe erwärmt. Um die intensiven nächtlichen Temperaturabfälle zu regu-

lieren, fertigte er eine Anzahl Holzkasten an, welche ineinander geschachtelt und mit dicken Türen verschlossen werden konnten. Mit solcherlei mehr als primitiven Hilfsmitteln gelang es dem unermüdlichen Forscher, Reinkulturen der Tuberkelbazillen zu züchten und die bekannten Kochschen Inokulationsexperimente praktisch nachzuprüfen. Versuchsmeerschweinchen wurden in einer unterirdischen Höhle gehalten, welche ebenfalls im Winter mit einer grofsen Steinöllampe geheizt wurde. Die Frucht dieser etwas vorsündflutlichen, aber mit dem Stempel der Genialität versehenen Experimente war zunächst eine Arbeit über die Beobachtungen an geimpften Versuchstieren, namentlich Kaninchen, welche auf einem der kleinen Inselchen des Saranac ausgesetzt wurden und beim Wiedereinfangen nur lokale Symptome zeigten, während die Kontrolltiere, welche in schlechten hygienischen Verhältnissen untergebracht wurden, sämtlich innerhalb dreier Monate an Tuberkulose zu Grunde gingen. Bald wuchs die Trudeausche Pflanzstätte immer mehr, bis sie eines Tages der Raub der Flammen wurde. Denn niemand kann auf die Dauer eine Steinöllampe ungestraft zur Heizung verwenden, und so war es nicht zu verwundern, dafs der improvisierte Thermostat eines Tages durch eine Explosion der Lampe zerstört wurde und das ganze Haus mit Laboratorium etc. in Flammen setzte. Doch wie ein Phönix stieg eine neue Anstalt aus der Asche empor, denn der brave Mann zeigte sich schon tags nach dem Brande, Cooper ist sein Name. Kein Unglück ist so grofs, dafs seine Wolken nicht durch den Sonnenstrahl des Mitleids hilfsbereiter Menschen wieder verklärt würden. Cooper, welcher der energischen Behandlung Trudeaus seine Gesundheit dankte, liefs ein grofses feuerfestes Gebäude nach den Plänen Trudeaus kostenlos herstellen und gab demselben die weitgehendste Autorisierung. So wurden hier alljährlich Hunderte von Unbemittelten um einen Gotteslohn behandelt. Möchten doch alle reichen Geheilten zum Wohl ihrer armen Mitbrüder ebenso tatkräftig ihre Dankbarkeit beweisen und die soziale Frage wäre mit einem Male gründlich aus der Welt geschafft.

Das Laboratorium der neuen Anstalt ist an und für sich eine Sehenswürdigkeit. An die Stelle der Steinöllampe

ist ein grofses Elektrizitätswerk getreten und die Karnikel freuen sich in aristokratischen Ställen ihres ebenso kurzen als nützlichen Daseins. Eine Reihe bedeutender Arbeiten sind in den letzten Jahren aus dieser Stätte der Wissenschaft hervorgegangen.

Die zahlreichen Villen, zumeist im Besitz von Privatpatienten, sind im Schweizer Stil erbaut. Jede verfügt über eine breite Veranda, auf welche auch mitten im Winter das Bett des Patienten gerollt werden kann, ohne dafs er belästigt wird. Die Gebäude sind in Form eines Kreissegmentes mit der Richtung nach Süden errichtet und die Verandas mit einem durchsichtigen Glasdache bedeckt, welches gegen Regen und Schnee Schutz verleiht. Mein unvergleichlicher Lehrer v. Langenbeck hat schon Anfang der 70er Jahre die Freiluftkur dringend empfohlen, zuerst bei seinen Resezierten, er fand aber damals wenig Anklang.

10 englische Meilen von hier entfernt hat sich um den Lake Placid herum eine grofse Villenkolonie angesiedelt. Man trifft daselbst weniger tuberkulöse, dafür aber viele anämische Patienten, unter welchen das weibliche Geschlecht hervorragend vertreten ist. Die Szenerie ist überaus schön. Die Berge, welche den spiegelklaren See umgeben, sind die höchsten der Gebirgskette.

Den Wolken am nächsten ist der Mount Marcy (5337 Fufs hoch). Die Landwege sind zum Teil noch sehr dürftig; wer sich im Walde verirrt, kann sich auf einige Tage Hunger gefafst machen. Voriges Jahr verirrte sich ein unternehmender New-Yorker Kollege und wurde nach 3 Tagen völlig erschöpft von Holzhauern im Wald gefunden. Er hatte sich heiser gerufen, aber niemand hörte seine Stimme.

Nach Norden zu gelangen wir an dem idillysch gelegenen Loon Lake vorbei an die kanadische Grenze. Die Zöllner ihrer Britischen Majestät stellen allerlei kitzliche Fragen, welche wir mit soviel hoheitsvoller Würde beantworten, als es bei den stolzen Söhnen Albions angebracht ist. Bald tut sich vor uns die Ebene des ungeheuren Lorenzstromes auf. Auf einer beinahe 3 Kilometer langen Röhrenbrücke überschreiten wir diesen berühmten Flufs und werfen nicht ohne Befangenheit einen Blick auf seine rasenden Stromschnellen.

Auf den Stationsgebäuden bemerken wir zum erstenmal, dafs die Verbote sowohl in englischer als französischer Sprache verfafst sind, so dafs man sich beinahe in den Wartesaal eines kleinen deutschen Badeortes versetzt glauben könnte. Es ist dies ein sprechendes Symptom für das Vorherrschen des französischen Wesens in diesen Landen.

Nach 3 stündiger Fahrt erreichten wir Montreal, die gröfste Stadt in Britisch-Amerika und das Handelszentrum von Kanada. Montreal hat einen unbedingt europäischen Anstrich und die Bevölkerung bedient sich zur gröfseren Hälfte noch des französischen Idioms. Man sagt, dafs sich das anglikanische Element hier besonders schlecht mit dem gallischen verträgt. Wer französisch spricht, will kein Englisch verstehen und umgekehrt. Als wir einen herumlungernden Handwerker in englischer Sprache nach dem Wege fragten, hüllte er sich in verächtliches Schweigen; wie der Blitz jedoch durch eine Gewitterwolke schiefst, so erhellte sich sein Gesicht, als wir unsere Frage in französische Worte kleideten. Der ganze Kerl war plötzlich wie umgewandelt und versuchte seine Flegelhaftigkeit von vorhin durch beredte Gesten und Phrasen, die wir zum Glück grofsenteils auch nicht verstanden, wieder gut zu machen. Im Geschäftsleben dominiert übrigens der englische Charakter. Der Hafen von Montreal erweist sich während des Winters als völlig unzugänglich, und es ist also vorläufig mit der Konkurrenz, welche der New-Yorker Einfuhr drohen sollte, nichts. Ja, an dem wunderschönen Hafen von New-York vollbrachte die Natur ein Meisterwerk, denn sie legte ihn so überaus praktisch an, dafs Menschenhände es unmöglich besser machen könnten. Montreal hat eine Viertelmillion Einwohner und ist Sitz eines katholischen Bischofs und einer protestantischen Universität (Mc Gill University).

Die Gründung der ersten Niederlassung läfst sich bis auf das Jahr 1535 zurückführen, wo der Franzose Jaques Cartier sich bei dem Irokesendorfe Hochelaga ansiedelte. Jahrelang ergofs sich hierher der Strom französischer Einwanderung. Montreal blieb die amerikanische Hochburg der Grande Nation, bis sie, ihr letzter Halt, im Jahre 1760 von den Engländern erobert wurde. 15 Jahre später jagte Uncle Sam

sie jedoch schon wieder hinaus, verzichtete jedoch nach einjährigem Besitz freiwillig.

Die Stadt Montreal verfügt über 18 Hospitäler, von welchen die meisten nicht blofs architektonisch hervorragen, sondern auch vorzüglich equipiert sind. Die Perle bildet das im Festungsstil erbaute Royal Victoria Hospital, welches vor 8 Jahren erst eröffnet wurde. Es bildet das Rückgrat der medizinischen Fakultät der Mc Gill-Universität. Die Krankensäle sind gewaltig in ihrer Ausdehnung und hervorragend durch Einfachheit und Sauberkeit. Die Asepsis wird in idealer Weise gehandhabt.

Eine mehrstündige Fahrt in östlicher Richtung bringt uns, den St. Lawrence-Strom entlang, nach der alten Veste Quebec, welche am linken Ufer an der Einmündung des St. Charles-Flusses malerisch auf einem hohen Bergvorsprung gelegen ist. Quebec zählt 70000 Einwohner und war früher die Hauptstadt von Kanada. Obgleich der Hafen von Quebec viel günstiger gelegen ist, als der von Montreal, und insbesondere den gröfsten Ozeandampfern Zugang gewährt, hat sein Handel doch eine regressive Metamorphose eingeschlagen.

Quebec verdankt ebenso wie Montreal den Franzosen seine Existenz. Es wurde im Jahre 1608 schon befestigt, 21 Jahre darauf von den Engländern erstürmt, aber im Jahre 1632 seinen ursprünglichen Herren wieder ausgeliefert. In der denkwürdigen Schlacht, in welcher der englische General Wolfe seinen Sieg über die Franzosen unter Malcolm mit dem Leben bezahlte, fiel Qubec wieder an die Engländer. Im Jahre 1775 wurde es von der Union erfolglos belagert. Der französische Typus ist in Quebec auch heute noch ausgeprägter als in Montreal. Die katholische Basilika, die Universität mit dem prunkenden Sitz des Erzbischofs, die anglikanische Kathedrale und das berühmte Hotel Dieu sind alle in romantischer Weise von Festungswerken umgeben.

Das Hotel Dieu nimmt unter den 10 Hospitälern von Quebec unstreitig den höchsten Rang ein. Es steht mit der Lavaluniversität in Verbindung, deren medizinischer Dekan, Lemieux, sich in Amerika eines hohen Ansehens erfreut. Zu dem Hospital selbst gehört übrigens, mirabile dictu, ein Nonnenkloster mit Kirchen und Gärten. Das dazu attachierte

Jesuitenkollegium ist nun eine Kaserne geworden. — Les extremes se touchent. Auf der Zitadelle grüfst uns das Hotel Frontenac, welches im französischen Renaissancestil prächtig erbaut ist. Wo Gefangene früher in Kasematten schmachteten, herrscht jetzt das genufsfreudige Szepter des Pariser chef de cuisine.

Man fühlt sich beim Anblick dieser pittoresken Türme und Bastionenen ins Mittelalter versetzt und Nürnberg oder Rothenburg treten einem vor das Auge.

Nach kurzem Aufenthalte kehren wir uns nach Süden und befinden uns nach kurzer Fahrt wieder auf republikanischem Boden. Die Abendsonne vergoldet die Gipfel der White Mountains im agrikulturfrohen Staate New-Hampshire. Das gezierte Englisch hört auf und unverfälschte amerikanische Idiome treten an seine Stelle. Wir geben uns ganz dem Zauber der Landschaft hin, über die ein unendlicher Frieden ausgegossen ist. Alles ruht hier, selbst der geschäftige Städter macht keine Ausnahme. Es ist, als ob er hier den Drang verspürte, zum Teil wenigstens wieder in den gesunden Urzustand zurückzukehren und sich aller Kulturfortschritte zu entäufsern. Beatus ille, qui procul negotiis! — Die Weifsen Berge sind eine Gegend sui generis und einem Deutschen schwer zu schildern. Sie fanden ihren medizinischen Kolumbus erst in den allerletzten Jahren. Während die Adirondacks am ehesten an den Schwarzwald erinnern, ähneln die White Mountains mehr dem Harz. Sie ziehen sich zwischen der Grenze von Maine, dem nördlichsten der Neuenglandsstaaten der Union und dem Connecticutflufs durch den Staat New-Hamphshire und bedecken ein Areal von 1300 englischen Quadratmeilen. Der eigentliche Gebirgsstock besteht aus einer Kette hoher Berge, von denen jeder einzelne den Namen eines der Präsidenten der Vereinigten Staaten trägt. Diese Gebirgskette führt deshalb die merkwürdige Bezeichnung Presidential Range. Der höchste dieser Berge ist nach dem Vater der Republik Washington genannt und mifst 6293 Fufs. Sein Gipfel, von welchem man eine mit dem Rigi vergleichbare Aussicht geniefst, ist durch eine Zahnradbahn leicht erreichbar. Die ganze zentrale Gruppe, vom Mount Madison bis zum Mount Webster, ist zur gröfseren Hälfte des

Jahres mit Schnee bedeckt, woher der Name (Weifse Berge) stammt.

Die Felsformationen der Berge sind eigentümlicher Natur und erzeugen durch einen merkwürdigen Kontrast zwischen braun, grau, schwarz, weifs und rot ein pittoreskes Farbenspiel, über welchem das üppige Grün des jungfräulichen Waldes wie ein endloser Blätterozean wellt. Das „Profil", eine wunderbare Felsformation auf dem Kamme des Mount Cannon, ist wohl das einzige Phänomen seiner Art. Alte Geographiebücher beschreiben es neben dem Kolofs von Rhodus, dem schiefen Turm zu Pisa und den sogen. Riesen von Patagonien. 3 Granitblöcke im ganzen von etwa 40 Fufs Höhe, formieren eine deutliche menschliche Physiognomie an der Seite der Bergesspitze. Der oberste Block bildet die Stirn, der mittlere die Nase und Oberlippe und der unterste das vorstehende Kinn. Den Fufs des Berges bespült der Profilsee, dessen blätterreiche Ufer dem Titisee gleichen, ihn aber an Schönheit weit hinter sich lassen. Am Abflufs des Sees begegnet man merkwürdigen Formationen in den Felsen des Flufsbettes. An einer Stelle befindet sich ein anatomisch richtig geformter Riesenfufs und gleich daneben ein so ziemlich dazu passender Stiefel, vom Wasser in das Gestein hineinlithographiert. Weiter unten betritt man die „Flume", eine lange Schlucht, welche der Aareschlucht bei Meiringen gleicht, aber an Grofsartigkeit hinter derselben zurücksteht. Dafür ist sie auch nicht so düster. Das Farbenspiel der hohen Gesteinwände, vermischt mit dem Kolorit von Baum und Busch, ist stellenweise von grofser Schönheit. Weit und breit sieht man hier nichts als Wald, die Pfade sind gut angelegt, aber die Steigungen sind gewaltig, so dafs man fast immer vierspännig fährt, auch wenn man nicht hochwohlgeboren ist.

Dicht am Profil, dieser Perle der White Mountains, befindet sich das grofse Profilhotel, umgeben von einem Dutzend reizender Sommervillen. Es ist im Hochsommer mit Gästen überfüllt. Man kann sich meilenweit von hier wenden, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stofsen. Ja selbst an der Eisenbahnlinie werden die Stationen fast durchweg nur von Hotels gebildet. Jedes einzelne derselben ist in der Hoch-

saison (August und September) derart überfüllt, dafs es ohne wochenlange Vorherbestellung überhaupt schwer ist, Unterkunft zu finden. Wendet man sich 18 Meilen weit vom Profil aus nach Westen, so gelangt man nach Bethlehem, einem der wenigen Dörfer, die sich in dieser patriarchalischen Gegend finden. Bethlehem ist eine der merkwürdigsten Ansiedelungen, welche man sich nur denken kann. Sie ist von einer Kolonie von Heufieberkranken gegründet und alle Institutionen dieses Riesensanatoriums im Pavillonsystem laufen darauf hinaus, dem vermaledeiten Heufieberoktopus zu Leibe zu rücken. Gröfsere und kleinere, gelehrte und ungelehrte Gesellschaften halten alljährlich ihre Nieskonvente hier ab, und wer sich am besten aufs Niesen versteht, hat die gröfste Aussicht, Präsident des kitzlichen Vereins zu werden. Bethlehem liegt 1500 Fufs hoch über dem Meeresspiegel und ist seines kühlen Klimas wegen ausgezeichnet. Es wird allgemein angenommen, dafs es Immunität gegen das Heufieber verleihe und pilgern die Opfer desselben zu Tausenden in dieses Nasen-Mekka. Es heifst, dafs die trockene und kühle Luft besonders günstig wirke. Ich mufs gestehen, dafs ich bei meiner aufmerksamen Wanderung durch das Schnupfenheim auch nicht ein einziges Mal Zeuge eines Niesanfalls wurde. Geistlichen Zuspruch gibt es hier nicht. Das Wasser fleufst so reichlich als in Saratoga und mein Freund Müller sagte einfach Pfui! — Mit bedauernswerter Miene strich er seinen Schnurrbart, als ob er sich den Schaum wegwischen wollte, und seufzend entfuhr ihm in seiner schwäbischen Mundart die Frage: „Gibt es denn um Gotteswillen hier nichts, was auch ein anständiger Mensch trinken kann?“

Der berühmte Gelehrte Agassiz war jahrelang hier ansässig. Der Berg, welcher im Norden von Bethlehem emporsteigt, trägt heute seinen Namen. In dem hocheleganten Maplewood, welches sich an Bethlehem anlehnt, sind eine Anzahl bekannter Bostoner, Philadelphiaer und New-Yorker Spezialisten, welche sich beim edlen Golfspiel den Stubenhockbazillus auszutreiben suchen.

Die fashionablen Hotels der Weifsen Berge liegen in einer langen Kette im Angesicht der Presidential Range. Am Fufs des Mount Washington wurde in diesem Jahre das Mount-

Washington-Hotel eröffnet, mit dessen Gröfse und Eleganz sich kein einziges europäisches Hotel messen kann, und seine Saison währt nur zwei Monate! Es hat mehrere Millionen Dollars gekostet und an wem von uns das „Dat Galenus opes“ sich nicht sehr wörtlich erfüllt hat, der getraut sich nicht, seine Ferien hier zu verbringen. Trotz der geringen Wasserzufuhr hat man ein grofses Schwimmbassin in das Erdgeschofs gezaubert; zwei Maschinenhäuser erzeugen Elektrizitätsmengen für Tausende von Lampen. An der Spitze des Rennstalles steht ein verflossener deutscher Rittmeister, dessen elegante Allüren das Tagesgespräch bilden. Vormittags und abends spielt eine Kapelle von 24 Mann, welche die auserlesenen Mitglieder der besten Orchester der Vereinigten Staaten, des Bostoner Symphonieorchesters, repräsentiert. Es wird mir unvergefslich bleiben, dafs ich mitten in dieser wilden Szenerie den unsterblichen Tönen unserer deutschen Heroen, von Meisterhänden ergreifend gespielt, lauschen durfte. Die beiden gröfsten Künstler, die erste Violine und das Violoncello, waren natürlich gute Deutsche.

Die ärztliche Praxis wird von New-Yorker Kollegen ausgeübt. Der Chef, Herr Kollege White, ersuchte mich um meine Hilfe bei einem italienischen Arbeiter, welcher an einer Entzündung des Wurmfortsatzes litt. Als ich zur Operation riet, bekreuzte sich das ganze Konsortium und beeilte sich, aus meinem Dunstkreis zu entweichen. Ich erfuhr später, dafs der Sohn des sonnigen Apennins doch noch seine Rechnung mit dem gefürchteten Skalpell machen mufste.

Im Bereich des Schwimmbassins sehe ich eine theatralische Figur kneten und walken und erfahre, dafs das Land der Kjölen einen Masseur hierher entsandte.

Die meisten Sommerfrischler des Hotels stammen aus den Neuenglandstaaten und zwar vorzugsweise aus Boston. Erst seit den letzten Jahren verirren sich auch hie und da ein paar Deutsche dahin. Früher gab man denselben nur zu oft zu erkennen, dafs man nicht in allzu grofser Liebe zu ihnen entbrannte. Das hat sich jedoch gebessert. Die alten Puritaner hafsten den Deutschen schon um seines vergnügten Sonntags willen. Von vielen aber konnte man sagen: „Sie tranken heimlich Wein und predigten öffentlich Wasser!“

Erstaunlich war mir die Präponderanz des hohen Alters, ja, ich gestehe offen, einmal erschrak ich, als ich mich in eine Ecke versenkt hatte und beim Aufstehen bemerkte, dafs ich in eine Guirlande von einigen Dutzend Damen geraten war, deren jüngste die 70 längst überschritten haben mufste. Einige waren samt ihrem Heufieber schon über die 80 hinausgekommen. Mancher arme Tropf seufztzt und denkt: „Eine solche Krankheit möchte ich auch haben“.

Im benachbarten Fabyanhotel hatten sich nahezu 100 Kollegen mit ihren Damen unter dem Vorsitz des bekannten New-Yorker Orthopäden Townsend zusammengefunden. Geistvolle Reden würzten das Mahl, an dessen Schlufs dem Reisemarschall, Dr. Campbell, ein Ölgemälde dediziert wurde, welches auf eine Hirschhaut gemalt war und einen Indianerkopf darstellte. Die jüngere Generation erfreute sich noch lange an Musik und Tanz.

Das Fabyanhotel war mehrere Dekaden lang der Sommeraufenthalt des seiner Zeit berühmtesten amerikanischen Kanzelredners Henry Ward Beecher gewesen. Der Name Beecher ist in Europa besonders durch seine Schwester Mrs. Beecher-Stowe, die Verfasserin von Onkel Toms Hütte, bekannt geworden. Dieser Schauerroman, dessen Gefühlseinschlachtungen seiner Zeit in Deutschland ganz besonders verschlungen wurden, enthält zwar einige wahre Ereignisse, der Geist desselben ist aber ebenso erlogen, wie der seines Antipoden Zola, der ja pathologische Dinge schildert, welche wirklich vorkommen, seine Dogmen aber doch nur auf der grellen Ausnahme aufstellt. Vor allen Dingen sind die Greuel von der Negerbehandlung durchaus übertrieben. Der beste Beweis dafür ist, dafs die meisten Neger überhaupt froh wären, wenn sie noch wie früher Skaven sein dürften. Hier im Urwald hat Beecher jedenfalls die Eindrücke für seine urwüchsigen Ausdrücke empfunden.

Beim Verlassen der Presidential Range erreichen wir die „Crawford Notch“, über welche wir vom Berg Willard aus eine entzückende Aussicht geniefsen. Die Notch ist eine merkwürdige, 27 Meilen lange und sehr tiefe Schlucht, durch welche man in verblüffend kühner Weise vor kurzem ein Bahnbett legte. Noch vor wenigen Jahren tummelte sich die Familie

Petz und anderes Raubgesindel in der Notch — man fühlt sich versucht, sie die Wolfsschlucht zu nennen — umher. Jetzt sieht man nur noch Eichhörnchen und Karnikel. Das Hotel der Crawford Notch ist der Lieblingsaufenthalt einer gröſseren Anzahl wohlbeleibter Spieſsbürger, besonders von der Sorte, welche den bekannten Hebelschen Lindwurm am Busen genährt hat und ihn nun namentlich durch Bergsteigen zu ertöten sucht. Beim Erklimmen des 2570 Fuſs hohen Mount Willard begegnete ich manchem schnaufenden Dicksack, welchem die Schweiſsperlen über das mitleidheischende Antlitz rannen. Kaum im Hotel angekommen, wird die Wage bestiegen und — man hat wirklich ein ganzes Pfund abgenommen. Dafür hat man dann einen so vehementen Appetit bekommen, daſs man zur Belohnung ein kolossales Freudenmahl einnimmt, und mit der Entfettung war es wieder einmal nichts.

Eine vierstündige Eisenbahnfahrt durch die bewaldeten Ausläufer der Weiſsen Berge bringt uns nach der Hafenstadt Plymouth, bekannt als Landungsplatz der Pilgrimväter, welche die Neuenglandstaaten gründeten. Zwei weitere Stunden an der Küste von Maine und Massachusetts entlang, bringen uns nach Boston, dem einzigen noch existierenden Typus altamerikanischer Façon. Wenn man sich aus gelehrten Büchern oder gar aus Witzblättern eine Meinung über die Bostoner bildet, so stellt man sich die Männer als spindeldürre, langsam und feierlich im hochgeknöpften Gehrock wandelnde Pietisten vor, während die Damen als hochmütige Blaustrümpfe, welche lateinisch und griechisch radebrechen, verschrieen sind. Ja, es heiſst, in der Nähe einer Bostonerin wird einem zu Mut, als ob ein kalter Luftzug einen anwehte. Von alledem habe ich nicht das mindeste Indizium gefunden. Im Gegenteil, ich habe mich noch an keinem amerikanischen Herde wohler gefühlt, als in diesem herrlichen altmodischen Milieu, dem ein bischen deutsche Universitätsatmosphäre anklebt. Ich fand Männer sowohl wie Frauen einfach über das gewöhnliche Maaſs hinaus gebildet und verständlicherweise nur für ungebildete unzugänglich. Mir fielen selbst auf den Straſsen die besseren Manieren der gewöhnlichen Klassen auf. Boston hat überhaupt einen unbedingt europäischen

Anstrich. Es ist viel langsamer gewachsen als die andere amerikanischen Grofsstädte, und obgleich schon im Jahre 1630 gegründet, hat es seine Einwohnerzahl auf wenig über eine halbe Million gebracht. Es ist seiner alten Gebäude und Sammlungen wegen ganz besonders zum Studium der amerikanischen Geschichte geeignet.

Was uns begreiflicherweise besonders interessierte, war die altberühmte Harvarduniversität, welche schon im Jahre 1636 auf die Anordnung der Legislatur der alten Massachusetts Bay errichtet wurde. Es ist bezeichnend, dafs, während das ganze Land noch ein Urwald zu nennen war, das Bildungsbedürfnis hier oben schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Ursprünglich unter der Leitung puritanischer Geistlicher, hat sich Harvard im Lauf der Jahre immer freier entwickelt, und es ist als ein erfreuliches Symptom zu begrüfsen, dafs besonders mit den deutschen Universitäten ein lebhafter geistiger Verkehr angebahnt wurde. Kein Geringerer als Benjamin Franklin (eripuit coelo fulmen) gab demselben lebhaften Ausdruck, indem er auf Grund seiner Studien in Göttingen, wo man ihn zum Mitglied der Akademie wählte, allerlei deutsche Reformen in Harvard und der Pennsylvania-Universität ausführte. Der greise Präsident Eliot, welcher beiläufig erwähnt mit grofser Begeisterung seiner Semester in Marburg gedenkt, hat durch seine Umsicht die Universität auf eine hohe Stufe gebracht. Er wird aber auch im ganzen Lande in geradezu rührender Weise verehrt. Für Deutschland ist es besonders schmeichelhaft, dafs er es sich bei seinen Reformen zum Muster nahm. Zwei berühmte deutsche Namen finden wir unter den Lehrern der alten Hochschule, Kuno Francke und Hugo Münsterberg. Der letztere (neuerdings durch sein Buch „Die Amerikaner" hervorragend bekannt) war bis vor kurzem Professor der Psychologie an der Universität Freiburg gewesen.

Vor wenigen Wochen war dem Prinzen Heinrich von Preufsen bei seinem bedeutungsvollen Besuch der glorreichen Alma Mater der Ehrendoktor verliehen worden.

Die eigentliche Universität befindet sich in dem durch den Charles River von Boston getrennten Cambridge, während

die medizinischen Institute zumeist in der Stadt Boston selbst liegen.

Cambridge ist eine richtige Professorenstadt. Selbst die alten Ulmen, welche das Universitätsgebäude einrahmen, sehen so feierlich aus, wie ein Examinator, welcher einen in sein Fatum rennen läfst.

Von besonderem Interesse ist für uns das germanische Museum, welchem der deutsche Kaiser vor kurzem wertvolle Schenkungen zuwies. Das Hauptgebäude der medizinischen Fakultät befindet sich in der Boylstonstrafse in Boston. Im vergangenen Jahre waren 560 Studenten daselbst immatrikuliert. Der Studienplan umfafst 8 Semester, wie in New-York, Pennsylvanien und New-Jersey. Von den Lehrern ist namentlich der Chirurg Warren bekannt, dessen Vater sich der Erfindung der Äthernarkose durch Morton zuerst bediente und damit der modernen Chirurgie einen Teil ihres ruhmvollen Gepräges aufdrücken half. Das anatomische Museum, welches seinen Namen trägt, ist das berühmteste des Landes und kein Gelehrter wird es verlassen, ohne ein Wort der Bewunderung für dasselbe zu haben. Es weist 10 000 der merkwürdigsten Präparate auf.

Die Schädelsammlung würde selbst einen Virchow entzückt haben. Der sogen. „Crow-bar skul", welchen jeder amerikanische Kollege wenigstens vom Hörensagen kennt, hat ebenfalls sein Domizil hier aufgeschlagen. Er stellt den Schädel eines Mannes dar, welcher beim Sprengen von einem grofsen Bohreisen durchschlagen wurde. Obgleich ein Teil des linken Stirnlappens total zerstört worden war, genas der Patient und erfreute sich noch 13 Jahre lang völliger Gesundheit. Seine geistigen Fähigkeiten sollen durch den Hirnverlust keinerlei Einbufse erlitten haben. Nach seinem Tode ging der Schädel in den Besitz des Museums über. Derselbe zeigt die enormen Löcher des Schädels nebst den ausgedehnten Knochenwucherungen, wie sie sich bei der Heilung bildeten.

Der Multimillionär Rockefeller, welcher sich sehr für die ärztliche Wissenschaft interessiert, griff erst kürzlich wieder einmal in seine tiefe Tasche und schenkte der medizinischen Universität von Harvard eine Million Dollars, um gröfsere

Laboratorien zu errichten. Wer hat je von einer solchen Schenkung in Europa gehört?

Eine Sehenswürdigkeit stellt auch die medizinische Bibliothek dar, in welcher kaum ein seltenes Werk fehlen dürfte.

Deutsche Wissenschaft steht in hohem Ansehen bei den Kommilitonen von Harvard, und die kulturellen Beziehungen zwischen den zwei gröſsten Nationen der Erde erhalten namentlich von hier aus ihre würdige Signatur.

Mit Harvard in Verbindung steht das groſse und vorzüglich equipierte General Massachusetts Hospital. Dort wird täglich eine groſse Anzahl chirurgischer Operationen vorgenommen. Marcy, Richardson und Burell sind die Chefchirurgen. Der greise Marcy, einer der früheren Präsidenten der American Medical Association, lud den Rest der Ausflügler in sein gastliches Heim, wo ein vergnügter Abend die Reise beschloſs.

Wir fuhren durch die herrliche Landschaft der Berkshire Hills dem Connecticut River entlang den Penaten zu. Nach fünfstündiger Fahrt mit dem Eilzug erreichen wir den Hudson wieder. New-Haven, den Sitz der berühmten Yale-Universität, konnten wir nur flüchtig streifen. Sie ist eines längeren Aufenthaltes wohl wert. Im Oktober vorigen Jahres feierte Yale sein 200jähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit dem berühmten Anatomen Waldeyer zusammen mit Roosevelt, dem neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten, der Ehrendoktor verliehen wurde.

Doch davon ein ander Mal!

IV.

Vom Kongrefs der amerikanischen Ärzte und Wundärzte in Washington (1903).

Im wunderschönen Monat Mai springen bekanntlich nicht nur die Knospen der Bäume und Sträucher, sondern auch im ärztlichen Hochwald beginnt ein unheimliches Regen, Raunen und Sprossen, bis die Akme in Gestalt eines wissenschaftlichen Blütenregens, genannt Kongrefs, erreicht ist. Ja, es ist erreicht, das Ziel der unbegrenzten Kongrefsmöglichkeiten — nicht blofs in Deutschland, sondern noch viel mehr in cisatlantischen Landen, wo man das europäische Vorbild, wenigstens soweit es sich um Quantitäten handelt, noch weit übertreffen will.

Die Sitte, in jedem dritten Jahre die bedeutendsten Spezialvereinigungen zu einem Gesamtkongrefs zusammentreten zu lassen, hatte sich auch in diesem Jahre in hohem Mafse bewährt, wie man aus der zahlreichen und enthusiastischen Teilnahme ersehen konnte.

Als wir, Weib und Kind natürlich im Schlepptau, das elegante Fährboot der Pennsylvania-Eisenbahn betraten, um über den Hudson zum Bahnhof dieser vornehmsten amerikanischen Eisenbahnlinie lanciert zu werden, grüfsten uns überall dieselben Gesichter, welche man sich gewöhnt hat in medizinischen Versammlungssälen zu treffen. Man drückt Freunden die Hand, von denen man fast täglich hört, die man aber im Getriebe der Grofsstadt oft gar lange nicht sieht. Schon um dieser Gelegenheit willen ist ein Kongrefs als eine treffliche Schöpfung zu bezeichnen.

Während wir in Jersey City anlegen, strebt ein grofser Lloyddampfer seinem neuen Pier in Hoboken, der sog. Vor-

stadt Deutschlands, zu. Hunderte von Taschentüchern wehen herüber und hinüber, die deutsche Flagge flattert lustig im Winde und ein Funke von Heimweh springt gewalttätig über das Brustfell. Man sagt, dafs gar mancher Deutscher, dem der Stand seiner Finanzen eine Deutschlandfahrt nicht gestatte, allsonntäglich nach Hoboken pilgert, sämtliche deutsche Schiffe vom Vordersteven bis zum Steuerruder durchmustert und, wenn er dann in einem deutschamerikanischen Biergarten seine Tränen mit importiertem Münchener hinuntergespült hat, wieder erfrischt und fröhlich an seine monotone Arbeit geht.

Im Kongrefszug begrüfsen uns die Bostoner Kollegen, welche früher als wir aufstehen mufsten, um den Anschlufs nicht zu versäumen. Sie sahen auch alle recht verschlafen aus, und wer es nicht wufste, hätte sie nicht für die Stützen der ältesten amerikanischen Universität gehalten. Auf den Kongrefsdebatten war freilich von der Schläfrigkeit, wie sie keinem geringeren als dem guten Vater Homer ja auch bisweilen angehaftet haben soll, nichts mehr zu merken.

Die angeregte Unterhaltung hilft uns angenehm über die Öde der Landschaft hinweg, welche erst in der Nähe des Delawareflusses einen freundlicheren Charakter annimmt. Dort grüfsen uns auch die Türme der berühmten Princetonuniversität, aus der viele der besten Akademiker des Landes hervorgegangen sind. Princeton galt immer als die Urveste des Protestantismus und bis vor kurzem konnte nur ein Theologe Präsident des gewaltigen Instituts werden. Doch die Neuzeit hat auch mit dieser Tradition gebrochen und so wurde zum Mifsvergnügen der Gottesgelahrtheit vor kurzem einem Philologen die Ehre zuteil.

Das Studentenleben in Princeton, einem kleinen Städtchen des ackerbaufrohen Staates New-Jersey, ist dem einer kleineren deutschen Universität nicht unähnlich. Besonders was lose Streiche anbetrifft, geben die amerikanischen Musensöhne den Heidelberger oder Jenenser Kommilitonen nichts nach. Statt der Mensur gibt es eine Menge körperentwickelnder Spiele, bei denen man zwar keine Vergifsmeinnichte in der Physiognomie, aber um so eher Knöchelfrakturen oder Handgelenks-

verstauchungen ernten kann. Zu Ehren des amerikanischen Studenten soll es jedoch gesagt sein, daſs er angestrengter und methodischer seinen Studien obliegt als der deutsche. Freilich mangelt ihm ein köstliches Attribut des deutschen Burschen, nämlich die Romantik, jener unbegreifliche poetische Duft, welcher noch bis ins hohe Alter hinein irgendwo, und sei es nur am Rockärmel, haften bleibt und den weder ein Desodorator, noch die Stürme, welche über das Weltmeer brausen, hinauslüften kann. Wer weiſs, vielleicht sproſst der Keim davon jetzt schon in den jungamerikanischen Herzen, die Latenz wird ihr Ende erreichen, sobald ein amerikanischer Arndt die schlummernden Triebe zu wecken weiſs. Wieviel von der deutschen Sentimentalität ist doch unbewuſst in den verleumdeten Yankeeherzen verborgen, die äuſsere Rinde läſst sie im Alltagsleben nur nicht erkennen. Und dann ist man ja zu stolz, um zuzugeben, daſs von dem träumenden Michel doch ein Stück im eigenen Fleisch geblieben ist.

Bald erreichen wir Philadelphia, das ehrwürdige Asyl der pensylvanischen Pilgrime und die Fronfeste des amerikanischen Buchhandels, wo wir eine neue Sektion wohlbekannter Kollegen begrüſsen. Böse Menschen behaupten, daſs der Genius loci dieser wackeren Stadt unendlich langweilig sei und daſs, wer seine Nerven in dem gewaltigen Ringelreihen von Groſs-New-York einmal dressiert und sich an eine hochgespannte Pulswelle gewöhnt habe, sich in dem wohltemperierten, monotonen, hochehrenwerten, süſsholzraspelnden Getriebe der Quäkerstadt nicht zu Hause fühlen könne.

Daran ist etwas wahres, denn es läſst sich kaum ein gröſserer Unterschied denken als den zwischen dem geräuschvollen Hudsonbabel und der stillen Stadt, welche an das vornehme Darmstadt gemahnt, in dessen stilvollen Straſsen der bekannte Referendar wimmelt.

Wo die Million Einwohner hingeraten ist, läſst sich auf den endlosen Avenuen nicht entschleiern; man meint es wäre jeden Tag Sonntag, so feierlich wickelt sich alles ab und so gemessen und furchtbar ordentlich schreiten die Bürger an einem vorüber. Mir selbst dünkt es beinahe, als wäre ich noch ein andächtiger Konfirmand und meine gute Mutter begleitete mich auf dem Gang zum Herrn Pastor und zupfte

mich noch überall zurecht, um mir zuletzt einen freundschaftlichen Klaps zu versetzen mit der Mahnung: „Nun setze ein anständiges Gesicht auf.“ Ja, ich glaube, die Philadelphiaer bringen es ohne Aufwand aller Kräfte gar nicht fertig unanständig zu sein. Gewiſs ist noch ein gut Teil vom trefflichen Geiste des braven Penn an den Epigonen haften geblieben und das ist gewiſs nicht das schlechteste in der pennsylvanischen Atmosphäre. Die Gottesfurcht dieses wunderbaren Mannes war ebenso stark wie seine Klugheit und daſs diese Kombination erfolgreich war, zeigt das Emporblühen des gottgesegneten Staates Pennsylvanien. Penn stellt den seltenen Typus des friedlichen Eroberers dar und die deutschen Kolonisatoren, welche sich bis auf die heutigen Tage nur spärlicher Lorbeeren rühmen dürfen, sollten sich ihn zum Beispiel nehmen. Im groſsen Gegensatz zu den weltgeschichtlichen Bekehrern, welche à la Cortez die Eingeborenen „zur Ehre Gottes“ dahinschlachteten, behandelte er die erbangesessenen Indianer mit der gröſsten Rücksicht. Daſs sein Christentum nicht bloſs auf dem Papier stand, bewies er dadurch, daſs er das Eigentum aller respektierte und seine Domäne nur durch ehrlichen Kauf erweiterte. Hierdurch gewann er sich das Vertrauen der Rothäute und von Massakrierungen, wie sie sich hunderfältig im Norden ereigneten, hörte man im Bereich der Pennschen Gelände nichts. Nur ein einziger obstinater Häuptling wollte von dem „frommen Vater der Blaſsgesichter“ ungerechtfertigte Zugeständnisse erpressen und um denselben mehr Nachdruck zu geben, lieſs er durch eine martialische Deputation eine ansehnliche Zusammenstellung von Bogen und Pfeilen vorzeigen. Der wackere Penn lieſs sich aber nicht verblüffen und befahl seiner Leibwache die kriegerischen Gesandten einen tiefen Blick in seine Pulversäcke und Schrotbeutel werfen zu lassen. Das half sehr prompt und der edle Häuptling zog seine gesträubten Adlerfedern knurrend wieder ein. Ja, der alte Penn war ein ganzer Kerl. So eine Art Oliver Cromwell, der aber Farbe bekennt und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Bei ihm ist man nicht im Zweifel, ob er ein aufrichtiger Christ oder ein Mucker war, wie es bei dem „Befreier“ Englands der Fall ist, dessen Charakterbild noch in der Geschichte schwankt.

In Pennsylvanien gibt es eine Reihe deutscher Niederlassungen. Den Grundstock derselben legten die Pfälzer. Ihnen, die um ihres Glaubens willen ihre Heimat, den Garten Deutschlands, verliefsen, gebührt das Verdienst, aus den pennsylvannischen Einöden reiche blühende Landschaften geschaffen zu haben. Die Spuren des heimatlichen Idioms sind noch überall auf dem Lande zu finden. Ja, die Pfälzer haben mit der ihnen eigenen fröhlichen Findigkeit eine ganz neue Sprachform geschaffen, das „Pennsylvaniadeutsch“. Sie ist ein weiterer Beweis dafür, wieviel die deutsche Sprache aushält. Eine Probe mag genügen: Dem frisch eingewanderten Vetter gibt der fürsorgliche Farmer mit dem obligaten Bocksbart die Mahnung mit: „Kehr (care = gib Acht) nor, dafs du nit ins Kraut (Crowd = Gedränge) kummschd, und wann Du heem gehschd, dann bellschde (bell = Klingel).“ Aber brave liebe Leute sind diese Farmer!

Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Und die fröhliche Pfalz hat ihre Sonnenstrahlen nachdrücklich in das dunkle Kolorit des Quäkerhorizontes hineingegossen.

Philadelphia ist mit Recht auf seine Universitäten und seine Gelehrten stolz. Das beschauliche Milieu der Stadt ist der Entwickelung derselben entschieden günstig gewesen. Deutsche Wissenschaft steht dort in hohem Ansehen. Die Universität von Pennsylvanien allein rechtfertigt einen Besuch der alter Quäkerstadt. Sie stellt einen Gebäudekomplex dar, welcher beinahe eine kleine Stadt repräsentiert und macht einen malerischen Eindruck mit ihren grofsen und stilvoll errichteten Laboratorien, welche durch grüne Rasenplätze und herrliche Baumalleen harmonisch von einander getrennt sind.

Mehrere der teils in reinem gothischen, teils romanischen Stil errichteten Bauten tragen prächtige Figuren und Ornamente an den Aufsenseiten. Zumeist sind sie alten deutschen Kirchen entnommen.

Mein Führer Learned, Professor der deutschen Sprache an der Universität von Pennsylvanien, hat sich um die Pflege der deutschen Kunst grofse Verdienste erworben. Er spricht das Deutsche nicht blofs fliefsend wie seine Muttersprache, sondern er ist auch ein Kämpfer für den deutschen Univer-

sitätsgedanken. Mit nicht geringer Genugtuung hörte ich ihn in amerikanischen Versammlungen die Kenntnis deutschen Wissens und Wesens als Bedinguug für die weitere gedeihliche Entwickelung Amerikas preisen. Learned ist eine der Hauptstützen der Vereinigung alter deutschen Studenten in Amerika und bekleidet das Amt eines Vizepräsidenten in derselben.

Die Gastfreundschaft der Philadelphiaer ist sprichwörtlich und wer sich dort einmal Freunde erworben hat, findet es schwer aus ihren Bannkreis zu scheiden.

In Baltimore erreichen wir schon die nördliche Grenze der Südstaaten. Baltimore wird die Stadt der Denkmäler genannt. Sonst liefse sich auch wenig charakteristisches über die in monotonem Stil gebaute Geschäftsstadt sagen. Seit das Geschäftsviertel von dem grofsen Brande zerstört wurde, ist es viel schöner geworden. Unter der eine halbe Million zählenden Einwohnerschaft sind, wie in der Stadt von William Penn, auch viele Deutsche ansässig. Der Mediziner deutet voll Stolz auf die Hochburg medizinischer Forschung, die Johns-Hopkins-Universität, deren Paladine Osler, Welch, Kelly, Abel und Halsted auch in Deutschland hoch geachtet sind. Das Verdienst dieses trefflichen Institutes um die Entwicklung des Medizinstudiums wird demselben in der medizinischen Geschichte Amerikas für immer einen Ehrenplatz einräumen müssen.

Noch eine schwache Stunde Fahrt durch steriles Flachland und wir sind im Weichbild von Washington. Die Abendsonne vergoldet die Kuppel des herrlichen Kapitols, als wir in den Bahnhof einlaufen. Noch ein derbes multiples Händeschütteln und wir verschwinden im Gewühl der Hotelwagen.

Dank der Aufmerksamkeit des Komitees werden wir im Hotel Raleigh vortrefflich untergebracht. Wir eilen sofort zur reichbesetzten Tafel und sind, nachdem wir uns dem angenehmen Gefühl, wie es ein zufriedengestellter Magen ausströmt, gerade hingeben wollen, nicht wenig chokiert, als wir eine dringende Einladung zum Galasouper erhalten, welches der Präsident der American Therapeutic Society in Bereitschaft hielt.

Da war nun Holland in Not. Doch auch in dieser schwierigen Situation zeigte sich der praktische Wert der amerikanischen Anpassungstheorie, welche auch in rebus arduis den aequam mentem bewahren lehrt. So setzen wir uns darum zur Suppe nieder, nachdem wir kurz zuvor erst das Dessert bewältigt hatten. Wieviel blofse Esspose war und wieviel Substantielles tatsächlich durch die vergewaltigte Speiseröhre geschoben wurde, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls war von Abstinenz nichts zu merken, denn ein ganzes Regiment leerer Sektflaschen stand in des Schlachtfeldes Hintergrund, als der letzte Toast ausgebracht worden war.

Trotz dieser höcht unwissenschaftlichen Vorbereitungen waren wir am folgenden Morgen in bester Stimmung und zogen unser würdevollstes Geisteshabit an, wie es sich auch zum Anhören eines so geistvollen Vortrages gebührt, wie wir ihn von den Lippen des Präsidenten Keen fliefsen hörten. Er handelte über die Ziele des Universitätsstudiums und hob mit Stolz die wissenschaftlichen Errungenschaften hervor, welche Amerika in den letzten Jahren gemacht hatte. Das Übergewicht der technischen Seite wird durch eine Reihe von Tatsachen beleuchtet, dabei aber zugleich anerkannt, dafs in der theoretischen Forschung Deutschland wohl stets der Vorrang gebühre und dafs es deshalb auf den Dank des Kongresses Anspruch erheben müsse. Der ausführliche Vortrag ist in nahezu sämtlichen amerikanischen Journalen des Ostens abgedruckt.

Die Pièce de résistance des Kongresses bildeten die klassischen Vorträge unserer berühmten Landsleute v. Mikulicz, Tillmanns, Ewald und Kehr. Auf die herzerquickende Art, mit welcher dieselben aufgenommen wurden, werde ich noch weiter unten zurückkommen.

Die Vorträge selbst sind bereits in deutschen Wochenschriften in extenso erschienen.

Die freien Nachmittage benützten wir zu einer Rundreise durch Washington und seine reizvolle Umgebung.

Washington ist sozusagen die Residenzstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie ist wie die meisten Grofsstädte der Union noch ganz jung, denn sie wurde erst vor 112 Jahren gegründet und auf den Namen George Was-

hingtons, des Vaters des Vaterlandes, getauft. Trotzdem hat sie es schon auf eine Viertelmillion Einwohner gebracht.

Die ganz im europäischen Stil gebaute Stadt breitet sich auf einem hügeligen Hochplateau aus. Östlich ist sie malerisch von dem grofsen Potomacflufs umrahmt, die überaus breiten Strafsen sind analog der Stadt Mannheim quadratisch angelegt. Der Umstand, dafs sie genau von Norden nach Süden, resp. von Osten nach Westen laufen, macht dem Fremden die Orientieruug leicht.

Das Klima Washingtons ist vortrefflich, im Hochsommer ist es allerdings ziemlich heifs. Durch die enorme Breite der boulevardähnlichen Strafsen, welche von herrlichen, schattenspendenden Alleen und prächtigen Bauten nach Art der Champs elysées in Paris durchzogen sind, vermögen sie einen Landautenthalt vorzutäuschen. Hinter den grofsartig schönen Anpflanzungen erheben sich palastartige Botschafterhotels und dazwischen erfreut sich das Auge an prachtvollen Denkmälern. Ja, Washington ist eine der schönsten Städte der Welt geworden, und wer nicht zu rechnen braucht, kann hier herrlich und in Freuden leben.

Von den Botschafterhotels interessiert uns natürlich das deutsche am meisten. Es liegt malerisch auf einem kleinen Hügel und ist aus rotem Sandstein in einfachem aber vornehmen Stile erbaut.

Der Botschafter, Freiherr von Speck-Sternburg ist eine der populärsten Persönlichkeiten Washingtons geworden. Ohne seinen Vorgängern nahe treten zu wollen, mufs man konstatieren, dafs Deutschlands Ansehen nie so hoch in Washington stand, als seit seiner eminent klugen Amtsführung. Die Freundschaft zwischen dem Präsidenten und dem vornehmen Vertreter des deutschen Reiches ist eine allgemein bekannte und höchst erfreuliche Tatsache. Es war eine glückliche Fügung, dafs der Botschafter sich eine amerikanische Gattin wählte. Sie ist einer der leuchtenden Sterne der Washingtoner Gesellschaft. Dafs die wahre Vornehmheit und Grazie nicht ausschliefslich in Fürstenschlössern geboren wird, läfst sich auch an der Repräsentationsfähigkeit der Herrin der deutschen Botschaft ersehen.

Der Stolz Washingtons ist das weltberühmte Kapitol, welches von einem Hügel des östlichen Stadtendes stolz herniederschaut. Es dürfte wohl das schönste und grofsartigste moderne Gebäude der Welt sein. Es wurde vor 25 Jahren vollendet und mifst 228 Meter in der Länge und 98 Meter in der Breite. Die prächtige Rotunde in der Mitte des Riesengebäudes mifst 28,6 Meter im Durchmesser und steigt zu einer Höhe von 90 Metern empor. Auf der Spitze erhebt sich die 6 Meter hohe Figur der Freiheitsgöttin.

Die Flügel sind mit den Sitzungssälen des Repräsentantenhauses und des Bundessenates ausgefüllt; auch für Galerien ist ausreichend gesorgt, denn es können 1000 Personen daselbst bequem Platz finden. Die Fassade besteht teilweise aus weifsem Sandstein und teilweise aus Marmor. Da man in Deutschland behauptet, dafs man in Amerika bei jeder Gelegenheit nach dem Kostenpunkt frage, so soll hiermit die Tatsache nicht vorenthalten sein, dafs der Bau die Summe von 70 Millionen Mark gekostet hat.

Beinahe am entgegengesetzten Ende der Stadt befindet sich das Weifse Haus, wie der Palast des Präsidenten der Vereinigten Staaten genannt wird. Wer es nicht wüfste, dürfte hinter den einfachen Kolonnaden nicht die Wohnung eines der Mächtigsten dieser Erde vermuten. Wenn man bedenkt, dafs der Landesreichtum der Vereinigten Staaten bereits ans Fabelhafte grenzt, so ist man angenehm erstaunt, ihren ersten Repräsentanten in so bescheidenen Verhältnissen zu finden. Wie sollte sich der Präsident aber auch bei seinem Gehalt von 200 000 Mark pro Jahr feudal einrichten können! Da müfste denn schon ein bedeutendes Privatvermögen mithelfen. Aber dessen konnte sich kaum je ein Präsident des grofsen Landes rühmen. Der edle Märtyrerpräsident Mc. Kinley, welcher einer alten, vornehmen amerikanischen Familie entsprossen war, hat nicht genug Schätze hinterlassen, um die bescheidenen Bedürfnisse seiner Witwe zu decken. Und so war es auch mit Lincoln. Wahrlich, ein schöneres Zeugnis für die Unantastbarkeit ihres Charakters könnte man diesen Männern kaum ausstellen.

Präsident Roosevelt ist in angenehmen aber einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Sein Bruder übte bis zu seinem

vor wenigen Jahren erfolgten Tode die ärztliche Praxis in New-York aus, wo er sich groſser Beliebtheit erfreute. Der Präsident selbst lag bekanntermaſsen wissenschaftlichen Studien eifrig ob und hat besonders an den Fortschritten der Medizin reges Interesse genommen und ist ihm die ärztliche Fraternität vielfach zu Dank verpflichtet. Er lebt wie ein Spartaner und hält die unglaublichsten Strapazen aus. Sein „strenuous life“ ist bereits sprichwörtlich geworden. Seine groſse Impulsivität und Vielseitigkeit gab vielfach Veranlassung, ihn mit dem deutschen Kaiser zu vergleichen. Er erholt sich während der Kongreſszeit im Yellowstonepark von den Aufregungen des leidigen Venezuelahandels, denn sonst würde er uns in ipsissima persona begrüſst haben, wie es sein Vorgänger tat. Dieser hatte sich seinerzeit der delikaten Aufgabe unterzogen, uns im groſsen Saal des Weiſsen Hauses mit unseren Damen nicht bloſs zu emfangen, sondern uns auch noch den bekannten nachdrücklichen Händedruck zu versetzen. Derselbe hat übrigens längst in Deutschland Schule gemacht. Prinz Heinrich hat in dieser Beziehung nach seiner Amerikareise schon recht Annehmbares geleistet, der Kaiser soll ihn aber in letzter Zeit an Intensität noch übertroffen haben. Hoffentlich bürgert sich diese amerikanische Eigentümlichkeit, so gut sie auch gemeint ist, in Deutschland nicht ein. Der wackere Präsident Cleveland kann eine Geschichte von der Händeüberschüttelung erzählen, denn er muſste mehrere Tage nach einem solchen sogen. Schüttelfest den Arm in der Schlinge tragen, da das empörte Handgelenk mit einem entzündlichen Erguſs reagiert hatte.

Die europäischen Kollegen muſsten also auf das Schauspiel dieses freundlichen Handgemenges dieses Jahr verzichten, was sich in Anbetracht reichlich gebotener anderweitiger Attraktionen verschmerzen lieſs.

In der Nähe des Weiſsen Hauses durf man im Bundesschatzamt, einem monumentalen Gebäude, der Prägung der Dollars zusehen, von welchen böse Zungen behaupten, daſs sie die treibende Kraft im amerikanischen Gemütshaushalte darstellten. Man kann diese völlig unberechtigte Ansicht nicht oft genug geiſseln, denn in der ganzen Welt gibt es keine

liberalere und noblere Nation als die amerikanische. Wenn die Amerikaner sonst gar keine guten Eigenschaften hätten, so sollte man um ihrer geradezu phänomenalen Hilfsbereitschaft wegen allein den Hut vor ihnen abziehen. Man soll sie doch darum nicht schelten, dafs ihr scharfer Verstand, ihr Mut und ihre Unternehmungskraft aus den ungeheuren Ressourcen ihres weiten Landes märchenhaftte Reichtümer zog. Wenn man die Gelegenheit in Deutschland gehabt hätte, würde man sie doch auch ganz gewifs wahrgenommen haben und die Amerikaner hätten es dem guten Vetter Michel ganz gewifs von Herzen gegönnt.

Es ist ein Körnchen Wahrheit in dem in Amerika vielfach kursierenden Histörchen, welches besagt, dafs, als zwei deutschamerikanische Freunde sich um das Bürgermeisteramt bewarben, dem einen klar gemacht wurde, dafs infolge besonderer Kombinationen seine Aussichten gering wären. „So“, sagt er gekränkt, „dann soll mein Freund auch nicht Bürgermeister werden!“ Der geborene Amerikaner sagt aber im gleichen Falle: „Wenn ich nun einmal nicht Bürgermeister werden kann, so sollst Du es wenigstens werden“ und setzt nun seinen ganzen Einflufs zu gunsten des Freundes in Bewegung.

Den medizinischen Stolz Washingtons bildet das Smithsonian Institute. Es ist besonders für den Chirurgen eine wahre Augenweide und sein Ruhm hat schon manchen Gelehrten über das Weltmeer gezogen. So unternahm vor wenigen Jahren der Greifswalder Chirurg Tilmann die Reise über den grofsen Tümpel allein zu dem Zweck, die grofse Schädelsammlung zu studieren.

Da sind die merkwürdigsten Verwundungsarten zu sehen, von der linearen Durchbohrung des Schädels mit einer dünnen Pfeilspitze, welcher man ein solches Durchdringungsvermögen gar nicht zutrauen sollte, bis zur Zerschmetterung des Schädeldachs durch ein Bombenfragment. Dafs die Schwabenstreiche, wie sie Uhlands unsterbliche Dichtung verherrlicht, auch in Amerika Nachahmung fanden, geht aus den vielen tiefgespaltenen Indianerschädeln hervor, welchen die amerikanische Kavallerie besondere Aufmerksamkeit zugewandt zu haben schien. Die Negerschädel reagieren bekanntlich auf

Säbelhiebe nicht, sie sind wirklich sozusagen unanfechtbar. So bietet der Neger bei einer Prügelei den Kopf als Schutzwaffe dar, während er ängstlich bemüht ist, die Unterschenkel zu bergen, da ein leichter Knüppelhieb schon genügt, das brüchige Unterschenkelbein zu brechen.

Die Derbheit des Negerschädels ist eine wissenschaftlich festgestellte Tatsache. Jedes amerikanische Kind weiſs, daſs es auf den Meſsbuden für einen Kernwurf damit belohnt wird, daſs es nun kostenfrei dem Nigger einen steinharten Ball an den Kopf werfen darf, wodurch sich in den ohnehin schon grotesken Physiognomien die merkwürdigsten Grimassen auslösen. Das europäische Auge schweift über diese etwas brutale Kinderfreude hinüber nach den Spielen des Toreadors. Aber so schlimm ist es noch lange nicht, denn dem Neger geschieht kein Leids und wer Gewissensbisse hat, kann den schwarzen Bruder durch ein Glas schäumenden Nasses, in Amerika kurzweg „Lager“ genannt, in Entzücken versetzen, so daſs sein Begehren, sich nochmals einige tatsächliche Injurien an den Kopf werfen zu lassen, in heftigen Gestikulationen Ausdruck findet.

Ob der Neger wohl je im Laufe der Jahrhunderte wirklich die Egalité und Fraternité findet, wie sie so hübsch auf dem Papier verzeichnet ist? Wer weiſs? In der Berliner Anatomie wurde mir neulich von autoritativer Seite die tröstliche Versicherung, daſs meine Nachkommen immer mehr von meiner teutonischen Schädelform abzuweichen berufen wären, um sich dem Indianertypus zu nähern. Da könnte nach Jahrhunderten vielleicht der Negerschädel noch eine versöhnliche Zwischenstufe bilden. Das wären in der Tat herrliche Aussichten. Doch zum Glück sind ja die Gelehrten nicht immer einig. Vorläufig ist von einer liebevollen Zuneigung zu der afrikanischen Rasse trotz der ermunternden Worte des Hauptes der Nation, welches den schwarzen Sophokles, genannt Booker Washington, sogar zu Tisch zog, nichts zu verspüren.

Bei der Beschreibung der einzelnen Verletzungen wird das Andenken an den Befreiungskrieg und an die Rebellion unwillkürlich wachgerufen. Wie mancher lebensfrohe deutsche Student hat da auf fremder Erde sein Blut verspritzt, noch

bis zum letzten Augenblick von Ruhm und Ehre und von der frohen Rückkehr in die Heimat träumend, die er in momentaner Aufwallung, vielleicht um einer Bagatelle willen, verlassen hatte.

Ja, die Blutsbrüderschaft zwischen Deutschland und Amerika ist fürwahr keine leere Phrase. Sie ist von tausenden tapferer Helden im Tode besiegelt worden. Wenn es einmal zu der Abrechnung käme, welche Nation am meisten für die Entwicklung Amerikas getan hätte, dann würde man doch Deutschland die Vorderphalanx zuerkennen müssen. An dieser Tatsache kann das Geschrei der gelben Zeitungs-Aasgeier nichts ändern.

Die Abteilungen über Weichteilveränderungen sind ebenfalls sehr sehenswert. Von besonderem Interesse erscheinen die Herzschüsse. Auch Geschwülste aller Gattungen sind reichlich vertreten. In Katalogen von ungeheuren Dimensionen ist jedes einzelne Präparat beschrieben und abgebildet und bildet somit eine der wertvollsten Fundgruben für den gelehrten Mediziner.

Ein würdiges Pendant zum Smithsonian Institute bildet die Nationalbibliothek (Congressional Library). Dieselbe erhebt sich inmitten entzückender Umgebung zu gewaltiger Höhe. Sie ist aus amerikanischem Marmor gebaut und stellt sich schon äufserlich den schönsten öffentlichen Bauten der Welt gleich. Das Innere ist jedoch noch weit schöner und imposanter und findet wohl nirgendwo seinesgleichen. Das Atrium erinnert an die Peterskirche in Rom. Amerika hat zwar kein so unvergleichliches Genie hervorgebracht, wie Michelangelo es in seiner Art vielleicht für alle Zeiten bleiben wird, aber der Gesamteindruck der herrlichen Statuen und Gemälde, welche, mit feinem künstlerischen Geschmack arrangiert, vom Boden bis an die herrliche Decke der Kuppel reichen, ist einfach überwältigend. Das Utile cum dulci ist in vollendeter Weise hier vereint, denn über eine Million Bände bergen das Wissenswerteste, was es an Wissen überhaupt gibt. Dafs die deutsche und vor allem auch die medizinische Literatur in hervorragendem Mafse vertreten ist, erscheint demnach selbstverständlich. Die Bibliothek ist jedermann frei zugänglich.

Es würde den Rahmen dieses Berichtes überschreiten, wollte man noch aller Prachtbauten Washingtons gedenken, wie z. B. des Staats-, Kriegs- und Marineministeriums, ferner des Pensionsamtes und der Staatsdruckerei. Doch wäre eine Beschreibung der Stadt lückenhaft, wollte man nicht des edlen Mannes Erwähnung tun, welcher der Stadt ihren Namen gab. Um George Washington sich so recht vor Augen zu führen und würdigen zu lernen, mufs man Mt. Vernon, sein Tuskulum aufsuchen, wo man auf Schritt und Tritt an seine Taten erinnert wird. Gerade wie man in den eigenartigen Terassengängen von Sanssouci noch einen Hauch des Geistes vom grofsen Fritz zu verspüren meint, so versetzt man sich in den ulmenüberschatteten Wiesengeländen von Mount Vernon in die Tage Washingtons. Nach einer einstündigen Dampferfahrt entlang der bewaldeten Hügel des Potomacflusses grüfst uns Mt. Vernon. Durch eine herrliche Allee steigt man zur Warte empor, in deren Nähe sich das Grabmal Washingtons und seiner vergötterten Gemahlin befindet. Dasselbe zeichnet sich, wie das ganze Milieu überhaupt, durch edle Einfachheit aus.

Die eigentliche Wohnung gleicht einem sehr einfachen Rokokoschlöfschen, ähnlich wie Favorite bei Baden-Baden. Die einzelnen Zimmer sind erhalten, wie sie zu Washingtons Lebzeiten waren, und zahllose Gegenstände deuten auf die grofse Zeit, aus welcher die Vereinigten Staaten in ungeahnter Gröfse hervorgingen.

Das Andenken Washingtons ist in Amerika geheiligt. Er verdient es auch, denn nie hat es einen hochherzigeren und edleren Charakter gegeben. Wie er als Staatsmann grofs und unantastbar war, so war er als Mensch zugleich einfach vorbildlich. Wir nehmen beim Verlassen dieses historischen Fleckchens Erde einen tiefen Eindruck mit.

Bevor wir nach Hause zurückkehren, machen wir durch das herrlich schöne Alleghenygebirge einen Abstecher nach Pittsburg, dem amerikanischen Chemnitz. Diese merkwürdige, zu einem Drittel von Deutschen bewohnte Stadt, liegt malerisch am Alleghenyflufs. Seine Höhen sind wie der Olymp von einer ständigen Dunstwolke verschleiert, welche durch tausende von Fabrikschlünden kräftig genährt wird. Hier ist man im Herzen der amerikanischen Eisenindustrie. Da

brodelt es ganz anders als im Schillerschen Eisenhammer; so weit das Auge blickt, dunkle unheimliche Bauten, Schornsteine, Feuer und Dampf. Es ist tatsächlich als hätte man von der Hölle den Deckel abgenommen. Die fieberhaft emsige, Tag und Nacht pulsierende Tätigkeit, welche den Geschäfts- und Unternehmungsgeist des ganzen Landes wiederspiegelt, kommt hier zu besonders prägnantem Ausdruck. Pittsburg hat über eine halbe Million Einwohner, von denen mehr als ein Drittel Deutsche sind. Sein Gegenüber, die blühende Stadt Allegheny, hat es auch über 200 000 Einwohner gebracht. Es wird wohl bald mit Pittsburg vereinigt werden. Die Kollegen waren so freundlich mir auf einer interessanten Automobilfahrt die hervorragenden Punkte von Pittsburg vorzuführen. Da ist zunächst das Geschäftsviertel mit seinen schönen Geschäftshäusern, das Fabrikviertel mit seinen geräuschvollen Essen, in deren Dunstkreis man jede Stunde einen frischen Kragen umbinden mufs, wenn man nicht wie ein Mohr aussehen will und das Wohnungsviertel, welches mit seinen geschmackvollen Villen mitten in einen Park hineingebaut scheint. Da sieht man von Rauch allerdings garnichts. Wer es nicht besucht, nimmt einen ganz falschen Eindruck von Pittsburg mit.

Die Hospitäler von Pittsburg sind nach modernem Muster eingerichtet. Das Mercy-Hospital enthält ein reich ausgestattetes wissenschaftliches Museum.

Wie hoch die Pittsburger die deutsche Musik schätzen, geht daraus hervor, dafs sie den berühmten Dirigenten Emil Paur an die Spitze des Stadtorchesters beriefen.

Man kann Pittsburg nicht erwähnen, ohne seines berühmten Mitbürgers Andrew Carnegie zu gedenken, welcher mit königlicher Freigebigkeit Millionen verschenkte, um Bibliotheken im ganzen Lande zu errichten. Zum grofsen Leidwesen der braven Pittsburger ist er kürzlich nach New York übergesiedelt, wo der grofse Stahlkönig natürlich mit offenen Armen und grofsen Erwartungen aufgenommen wurde. Das Beispiel Carnegies steht in der Weltgeschichte ohne gleichen da.

Als wir das Alleghenygebirge zur Nachtzeit durcheilen, sehen wir seine Flammenzeichen meilenweit leuchten. Zu-

weilen ziehen sich mehr als hundert Eisenhämmer zu beiden Seiten des Bahngeleises entlang, sie verlieren sich in den Flufstälern als ungeheure Feuerschlangen von eigenartiger, unheimlicher Schönheit. Wir berühren das romantisch in seinem Talbecken gelegene Johnstown, welches vor 10 Jahren von einer schrecklichen Überschwemmung, welche 10000 Menschen vernichtete, heimgesucht wurde. Es ist nunmehr eine schöne Stadt geworden. Überall begegnet man deutschen Ansiedlungen, von denen ich besonders die ganz teutonische Minenstadt Altoona hervorheben will.

Von grofser scenischer Schönheit ist der sogenannte Horse = shoe (Hufeisen), eine Bahnschleife, welche durch den eigentümlichen Abfall der Berge daselbst gebildet wird. Sie erinnert an den Aufstieg der Schwarzwaldbahn bei Triberg. Das Alleghenygebirge ist wohl den Vogesen am ähnlichsten. Es ist ein Mekka der südlichen Sommerfrischler. Im Frühling verleihen die weifsen Blüten des Hundbeerbaums den Wäldern das Aussehen eines herrlichen blühenden Gartens. Im Herbst zaubert das langsam absterbende Laub jene Mischung von Grün, Rot und Gelb und Braun hervor, welche die amerikanische Herbstlandschaft so unvergleichlich schön charakterisiert und die Bezeichnung Indianersommer angeregt hat. Ja, wenn es um die Schönheit der Landschaft wäre, so brauchte der Amerikaner nicht auf die Reise nach anderen Ländern zu gehen.

Wie unsere berühmten deutschen Landsleute allüberall geehrt wurden, war geradezu erhebend. Denjenigen Deutschamerikanern, welche sich in schwacher Stunde versucht fühlen, ihr angestammtes Vaterland zu verleugnen, konnten derartige spontane Demonstrationen nur zu eindringlich vor Augen führen, dafs die autochthonen Amerikaner weit davon entfernt sind, vom Deutschen zu verlangen, dafs er die Liebe zu seinem Vaterland aufgeben soll, sobald er eine amerikanische Approbation erlangt hat. Beneidet doch der gebildete Amerikaner von heute geradezu den Deutschen um seine akademische Erziehung.

In Baltimore, Philadelphia, Boston und Chicago wurden den deutschen Gelehrten zu Ehren glänzende Feste veranstaltet. In New York traten die spezifisch medizinischen Ehrungen

jedoch besonders in den Vordergrund. Die Extrasitzung, welche die New York County Medical Society zu Ehren von Tillmanns und Ewald einberufen hatte, gestaltete sich zu einer kolossalen Ovation. In der deutschen medizinischen Gesellschaft hielt Ewald einen Vortrag über Krankheiten des Magens, welcher von den vornehmsten Vertretern der Stoffwechselfraternität diskutiert wurde. Osler selbst, der geniale Lehrer der Johns Hopkins Universität in Baltimore und sein Kollege Hemmeter hatten es sich nicht verdriefsen lassen, die weite Reise zu machen, um Ewald zu bewillkommnen. v. Mikulicz sprach vor dem gleichen Forum über Knochenerkrankungen in seiner einfachen und anziehenden Weise.

Dafs Tillmanns am allerlautesten gefeiert wurde, erklärt sich nicht blofs aus seiner sympathischen Persönlichkeit, sondern auch aus der aufserordentlichen Verbreitung seines trefflichen Lehrbuches, welches an jeder amerikanischen Universität obligatorisch eingeführt ist.

V.

Vom internationalen Kongreſs in St. Louis.

Das Weltausstellungsjahr muſs im amerikanischen Kalender rot angestrichen werden, denn nie vorher zeigte sich die enorme Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten in so glänzendem Lichte in Vergleich mit den andern Nationen der Welt. Nur in einem muſs es sich trotz seiner unerhörten Fortschritte mit der zweiten Stelle begnügen. Und das ist in der Wissenschaft, in welcher es sein groſses Vorbild vergeblich zu erreichen gesucht hat. Wer es noch nicht gewuſst hat, von welch hervorragender Bedeutung deutsche Wissenschaft für die Entwickelung der Vereinigten Staaten war und ist, dem muſste sich selbst bei einem kurzen Blick über die Weltausstellung die Überzeugung aufdrängen, daſs das Lied „Deutschland über alles“ in der Tat dichterische Wahrheit und keine einfache Dichtung ist. Damit sollen die groſsen Verdienste anderer Nationen, welche sich an dem Ruhmeswerk beteiligten, keineswegs geschmälert werden, aber es ist für Deutschland, welches früher ja immer wie der Dichter bei der Teilung der Erde zu kurz kam, von Herzen zu gönnen, daſs es über all dem Ausbund von Vortrefflichkeit noch eine Sprosse höher stand. Daſs diese Tatsache auch von den anderen Völkern, besonders von den amerikanischen Nachahmern, anerkannt wurde, verleiht ihr einen um so höheren Wert.

Und zwar zeigt Deutschland seine Präponderanz nicht bloſs traditionellerweise in den Wissenschaften, sondern es war, wie Bräsig Korln, den meisten Nachbarn auch in der

Industrie über. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dafs die Grundlinien vieler industriellen Erfolge sich in das Studierzimmer anspruchsloser deutscher Gelehrter zurückverfolgen lassen.

Ja, stolz hat der deutsche Aar seine Flügel am Mississippi ausgebreitet, es würde jedoch den Rahmen dieses Kongrefsberichtes übersteigen, wollte ich all der einzelnen Faktoren gedenken, welche sich zu diesem Konglomerat deutschen Glanzes vereinigten, sie sollen deshalb nur gelegentlich gestreift werden. Sie sind ja auch nur die rauschende Orchesterbegleitung der unendlichen deutschen Melodie, wie sie von der Blüte deutscher Gelehrter verkündet wurde, und der zu lauschen die anderen nimmer müde wurden.

Wenn nicht alles trügt, wird der Eindruck, welchen die Persönlichkeiten der deutschen Meister in den für das Gute so empfänglichen amerikanischen Gemütern hinterliefs, ein dauernder sein und bis auf Jahre hinaus in der jungamerikanischen Gelehrtengeneration seine herrlichen Früchte zeitigen. So hat denn der Erfolg dieses Kongresses die kühnsten Erwartungen übertroffen. Wie er einzig in seiner Art war, so wird die Erinnerung lebhaft fortleben bei allen denen, welche Zeugen dieser Solidaritätsbestrebungen der allerhöchsten menschlichen Interessen waren.

Es war fürwahr kein kleines, dieses gigantische Unternehmen in Szene zu setzen. Die Kongrefsbehörden entledigten sich aber ihrer Aufgabe in meisterhafter Weise.

Die Form des Kongresses war neu, denn er führte die Gesamtheit des menschlichen Wissens in synthetischer Form vor, während das Streben der Kongresse im allgemeinen dahin geht, die Anhäufung von Berichten spezialistischer Leistungen zu erzielen. Demgemäfs waren in den 24 Kongrefsabteilungen nicht weniger als 134 Spezialfächer in ebenso vielen Sektionen vertreten. Diese sollten, anstatt sich in eigene Details zu vertiefen, vor allem die Faktoren ergründen und prüfen, welche sie miteinander verbinden. Um diese Riesenaufgabe zu lösen, waren einige hundert anerkannte Forscher von den Kongrefsbehörden auserlesen, und zwar wurde für jede Sektion mindestens ein

europäischer Repräsentant entboten. Im ganzen waren 138 europäische Forscher von Weltruf erschienen.

An der Spitze des Kongresses stand der ehrwürdige Washingtoner Professor der Astronomie Newcomb, welcher, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, von einer Reihe glänzender Trabanten, zumeist Präsidenten amerikanischer Universitäten, umgeben war. Der eigentliche Plan war jedoch dem Haupte des ehemaligen Freiburger Professors Hugo Münsterberg entsprungen, welcher nunmehr seit 10 Jahren an der alten Harvarduniversität in Boston Psychologie lehrt. Auch fiel ihm der Hauptanteil an der technischen Ausführung zu und wenn er auch nur den bescheidenen Titel eines Vizepräsidenten führte, so war er doch gewissermaſsen der Deus ex machina und ist ihm demnach auch der Löwenanteil an dem unerhörten Erfolg zuzuerkennen. Die Grundprinzipien, welche bei der Auswahl der Redner maſsgebend waren, sind in den einleitenden Sätzen der Behörden folgendermaſsen ausgedrückt:

„Es gilt durch das gesprochene Wort den inneren Zusammmenhang der Wissenschaft zu erleuchten. Eins muſs dabei sofort als selbstverständlich gelten, enggeistige Spezialisten und unfertige Anfänger, jene beiden Typen, welche sich sonst bei Kongressen vorzudrängen pflegen, waren für die Lösung dieser Aufgabe unbrauchbar. Nur jene, die auf der Höhe stehen und von dort aus weit über die Grenze des eigenen Gebietes hinauszublicken vermögen, konnten als Mitarbeiter willkommen sein. Die übliche Anmeldung beliebiger Vorträge war somit von vornherein ausgeschlossen, ganz bestimmte Gelehrte muſsten zu ganz bestimmten Vorträgen eingeladen werden, und die Gesamtheit ihrer Vorträge muſste ein systematisches Ganzes bilden. Dieses Ganze aber soll der Zusammenhang der Wissenschaft sein; die Gesamtheit des menschlichen Wissens muſste somit logisch geteilt und immer weiter geteilt werden ... und in jeder Sektion muſsten die Beziehungen zu den Nachbarsektionen und zu den übergeordneten Abteilungen von Führern der Wissenschaft verfolgt werden, bis so gewissermaſsen ein Netz geistiger Beziehungen geknüpft war.“

Wie diese Prinzipien durchgeführt wurden, geht schon aus der Liste der illustren Namen hervor, welchen weiter unten näher getreten wird. Es waren fast sämtliche kultivierte Nationen vertreten. Ja, Japan allein hatte 4 bekannte Forscher entsandt. Der medizinische Teil des Kongresses kann wohl als das Rückgrat desselben angesehen werden. Auch hier treten die deutschen Forscher am meisten hervor. Ich brauche nur die Namen Waldeyer, Orth, Hertwig, Liebreich, Escherich, Goebel, Wiessner, Verworn, Cohnheim, Dessoir und Laquer zu nennen. England sandte den (deutschen) Laryngologen Sir Felix Semon, den Morphologen Bower, den Hygieniker Ross, den Chemiker Sir Ramsay, den Pharmakologen Sir Brunton und den Kliniker Allbutt. Von Frankreich kamen die Biologen Delage und Giard, der Anthropologe Manouvrier und die Pathologen Courmont und Teissier, von Italien der Pathologe Celli, aus Holland der Biologe de Vries, aus Japan u. a. Kitasato.

Am 19. September wurde der Kongreſs in der groſsen Festhalle der Weltausstellung im Beisein mehrerer tausend Kongreſsbesucher von dem Ausstellungspräsidenten Francis, dem Gouverneur des Staates Missouri, feierlich eröffnet. Ihm folgte der Ausstellungsdirektor Rogers, welcher erst den Präsidenten Harper von der Chicagoer Universität um einige einleitende Bemerkungen ersuchte und dann den Vorsitz an Professor Newcomb abtrat. Dieser lieſs in einstündiger Rede die Leistungen der Wissenschaft vom Zeitalter der Griechen bis auf die Gegenwart Revue passieren und endete mit einer enthusiastischen Glorifizierung der Vereinigten Staaten. Hierauf sprach Ramsay als Vertreter Englands und wies auf die alte Vetterschaft zwischen John Bull und Bruder Jonathan hin, eine Captatio benevolentiae, die ihren Zweck bei einer amerikanischen Zuhörerschaft nie verfehlt. Der Engländer hat ja auch das groſse Prärogativ, daſs er die amerikanische Landessprache nicht erst zu erlernen braucht. Dem Vertreter Frankreichs, M. Gaston Darboux, fiel es nicht so leicht, die Versammlung zu erwärmen, da ein Franzose es höchst selten notwendig findet, andere Sprachen als die seines eigenen Landes zu erlernen und so muſsten die

zahlreichen verbeugenden Windungen seines agilen Körpers als Maſs der Verehrung für die angeschmunzelten Zuhörer gelten.

Ebensowenig verständlich war der Vortrag des italienischen Bevollmächtigten Attilio Brunialti: Derselbe war aber von einem so feurigen Enthusiasmus durchglüht und was am Körper des alten ehrwürdigen Herrn nicht niet- und nagelfest war, flog in einem Wirbel von Gestikulationen um die Körperachse, so daſs das Publikum zuletzt derart entfesselt wurde, daſs der Redner vor lauter Beifallsklatschen nicht mehr weiter sprechen konnte. Sodann fand der russische Abgeordnete Backlund mit seinem russifizierten englischen Sprüchlein viel Anklang.

Escherich als Vertreter Österreichs hatte schon vorher durch sein vornehmes Auftreten die allgemeine Sympathie gewonnen. Er und Waldeyer teilten sich in die Beifallssalven der Kongreſseröffnung. Es konnte sich wohl kaum ein gröſserer Kontrast denken lassen, als der zwischen den raketenartigen Detonationen der Lateiner und dem kunstlosen und bescheidenen Auftreten Waldeyers. In monumentaler Einfachheit der Form verglich er das rastlos strebende Amerika mit dem in ruhigen Geleisen vorwärts drängenden Deutschland, mit Wohlwollen das Pathologische des Überstrebens kritisierend und ein interessantes Spiegelbild vorhaltend. Wer Zeuge des enthusiastischen Applauses war, welchen diese schlichten Worte in der Zuhörerschaft hervorriefen, dem muſste diese Demonstration wie eine Offenbarung erscheinen. Sie zeigte, was der vielverkannte Yankee schätzt und wem er nachstreben will. Sapienti sat!

In der Frühe des 20. September begannen die Sektionssitzungen. Im ganzen fanden durchschnittlich drei gleichzeitig in verschiedenen Sälen der Weltausstellung statt. Ein witziger Kollege meinte, daſs es ein Trost wäre, daſs man nicht mehrere Vorträge zu gleicher Zeit anhören müsse. Da die Umfangslinie des Areals sieben englische Meilen betrug, so kann man sich vorstellen, wie einschneidend die Entfernungsfrage sich gestaltete. Da fand dann oft ein förmliches Wettrennen statt, was unter der berüchtigten St. Louiser Sonne etwas feuchtunfröhlich empfunden wurde. Der Amerikaner kommt indes fast nie zu spät, der Deutsche fast nie pünktlich,

denn ihm liegt das akademische Viertel zu sehr in den Knochen. Manches Professorenbäuchlein ist um der Pfündlein etzliche bei der täglichen Marschroute eingeschnurrt.

Den ersten Vortrag hielt Jordan, der Präsident der Leland-Stanford-Universität, über Immunität. Er predigte eine innigere Hingabe an theoretische Laboratoriumsarbeit. In anderen Worten stellte er, vielleicht unbewufst, die selbstlose Hingebung des deutschen Gelehrten, welcher zunächst den praktischen Wert der Experimentierung gänzlich aufser acht läfst, als das Ideal der Forschungsmethode dar. (In dieser Beziehung hat Amerika noch viel von Deutschland zu lernen, das ehrliche Streben darnach ist jedoch erfreulicher Weise unverkennbar.)

Am Nachmittag tagte die Abteilung für innere Medizin unter dem Vorsitz Oslers, des ausgezeichneten Lehrers an der rühmlichst bekannten Johns-Hopkins-Universität in Baltimore. Zum letzten Male führte er den Vorsitz in seinem Vaterlande, denn in wenigen Monaten wird er dem ehrenvollen Rufe folgen, welchen die alte englische Universität Oxford an ihn ergehen liefs. England kann man dazu nur gratulieren, dafs ein wenig neuer Wein in alte Schläuche gegossen wird. Es wird schon kein Sipplinger daraus hervorgären und wenn ein erbangesessener Schlauch auch einmal dabei platzen sollte, so wird dies keineswegs von dauerndem Nachteil für das Inselreich sein.

Wer sich für die Einzelvorträge interessiert, kann dieselben in den diesjährigen Nummern 6, 7 und 8 der Münchener Medizinischen Wochenschrift nachlesen. Ich hebe nur einige wenige wegen ihres allgemeinen Interesses hervor. Da ist z. B. der Vortrag Thayers von der Johns Hopkins Universität über den Fortschritt in der Medizin während des verflossenen Jahrhunderts, eines eifrigen Verfechters der humanistischen Vorbildung, welche er als das beste Mittel erkennt, das Denken zu entwickeln. Er findet, dafs wenn man die Namen der gröfsten englischen Forscher Revue passieren läfst, man kaum auf einen stöst, welcher keine klassische Bildung genossen hat. „Viele behaupten, dafs man bei dieser Vorbildung viel wertvolle Zeit vergeude, die man durch praktische Übungen viel besser hätte verwenden können; das sei aber ein Irrtum,

denn der gröſste Teil des Erfolges eines Arztes hänge ab von seinem persönlichen Einfluſs, von seiner Überredungskraft und seiner Inspirationsgabe. Diese Eigenschaften wären immer bei Männern von vollendeter Vorbildung am stärksten entwickelt. Wenn die Studenten früher und sorgfältiger erzogen würden und sich eine bessere Allgemeinbildung aneigneten, so würde weniger Zeit verloren und mehr gewonnen werden für die Heranbildung von Medizinern gröſseren Kalibers."

Dieser Gesichtspunkt des höheren Bildungsbedürfnisses verallgemeinert sich erfreulicherweise immer mehr in den Vereinigten Staaten und ist es interessant zu beobachten, daſs man in Deutschland einer entgegengesetzten Strömung begegnet. Möge man sich wohl besinnen, ehe man das Volk der Dichter und Denker eines seiner elementarsten Fundamente beraubt! Unter allen Gütern, die ich ins fremde Land hinübernahm, habe ich meine deutsche Gymnasialbildung als eines der wertvollsten und nutzbringendsten angesehen. Und abgesehen von der Utilität, wie arm ist der Arzt, welcher im späteren Leben nicht auch einmal einen erfrischenden Blick in die Ilias werfen kann, sich damit abfindend, im Verzehren der dürren Datteln des Berufes die einzige Lebensfreude zu genieſsen!

In der chirurgischen Abteilung glänzten Waldeyer, Orth und Escherich neben den berühmten amerikanischen Chirurgen Dennis, Murphy, Bernays, Tuholske und Binnie durch gediegene Vorträge.

Der Verfasser nahm als Vorsitzender der chirurgischen Abteilung des Kongresses Gelegenheit, die groſsen Verdienste der amerikanischen Chirurgie hervorzuheben. Nie vergesse man, daſs Amerika die Wiege der Narkose ist. In technischer Hinsicht hat die amerikanische Chirurgie eine führende Stellung eingenommen und nirgendwo wird die Asepsis in so vollendeter Weise geübt als hier. Kein Chirurg sollte seine Studien als abgeschlossen betrachten, bevor er eine Rundreise durch amerikanische Hospitäler angetreten hat. Wie man früher nach Paris gereist ist, um der chirurgischen Ausbildung den letzten Aufstrich zu geben, so pilgere man jetzt nach dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. In Bezug auf die Entzündung des Wurmfortsatzes hat kein Land

so aufklärend gewirkt als die Vereinigten Staaten. Es ist den deutschen Autoren der Vorwurf nicht zu ersparen, dafs sie die unsterblichen Verdienste amerikanischer Chirurgen nach dieser Richtung hin unterschätzen und sogar teilweise gänzlich ignorieren. Diese Tatsache hat in amerikanischen Kreisen wiederholt gerechte Erbitterung hervorgerufen und sollte unter allen Umständen gut gemacht werden.

Während nun in technischer Hinsicht Amerika derart tonangebend geworden ist, wird es in Bezug auf die exakten Wissenschaften doch Deutschland noch auf lange Zeit hinaus als seinen getreuen Lehrmeister ansehen müssen. So scheinen beide Nationen in hohem Grade dazu ausersehen, sich gegenseitig zu ergänzen und mufs ein derartiges Zusammenwirken von den erspriefslichsten Folgen begleitet sein.

Dem Amerikaner mit seiner überraschend schnellen Auffassungsgabe fehlt allerdings eines der Hauptinsignien des deutschen Michels, Sitzfleisch und Sefshaftigkeit. Er brütet nicht wie der deutsche Gelehrte jahrelang auf einem und demselben Thema, unbekümmert, ob sich das Endresultat verwerten läfst oder nicht. Der Yankee lacht, wenn er von einem sechsbändigen Werk über die Netzhaut der Ringelnatter hört, und doch hat diese deutsche Versessen- und Versonnenheit, so grotesk sie auch in ihren Auswüchsen erscheint, in erster Linie dazu beigetragen, Deutschland zum unbestrittenen Herrscher auf geistigem Gebiet zu machen. Wie trefflich wird deshalb dieser amerikanische Hang zu oberflächlicher Brillanz abgetönt durch die deutsche Sorgfalt! Man schäme sich deshalb, von einer amerikanischen Gefahr zu sprechen, denn was man hier wie drüben nötig hat, ist eine amerikanisch-deutsche Verbrüderung und zwar nicht blofs auf wissenschaftlichem Gebiet. Ergänzung und nicht Konkurrenzrespressalien sei die Parole! Diese Gefühle konnten nicht besser illustriert werden als in der chirurgischen Sektion, in welcher so viele Repräsentanten brillanter amerikanischer Chirurgie versammelt waren, um mit enthusiastischer Bewunderung den sorgfältig durchdachten Worten deutscher Geisteskoryphäen zu lauschen. Möge uns der brüderliche Ideenaustausch dem „Ziel, aufs innigste zu wünschen“, wiederum näher bringen!

Die Bedeutung des Kongresses erscheint um so hervorstechender, als er sich auf dem glänzenden Hintergrund einer vortrefflichen Ausstellung abhob. Von der wissenschaftlichen Ausstellung bildet die medizinische nur einen kleinen Teil. Dieser jedoch war exquisit. Auch hier war Deutschland facile princeps. Man hatte freilich den guten Gedanken gehabt, Waldeyer an die Spitze des medizinischen Ausschusses zu stellen, also einen Mann, welcher schon bei früheren Amerikabesuchen die Eigentümlichkeiten des Landes verstehen gelernt und durch sein bescheidenes Auftreten die amerikanischen Beamten für sich gewonnen hatte. Da war nun leicht zu installieren, d. h. die mit ihm arbeiteten, hatten es leicht, denn er arbeitete unermüdlich und afs sein St. Louiser Brod im Schweifse seines Angesichtes: denn die übrigen Herren vom Ausschufs taten sich an der Spree und Elbe derweilen gemütlich und liefsen nur ihre Namen auf der Liste fluoreszieren. Nur Hertwig und Orth erbarmten sich hie und da auf eine Viertelstündchen des rastlosen Gelehrten mit dem Wotanhaupt, der in seiner überwarmen Klause eingeschachtelt mit Heldenmut die Fäden des deutschen Medizinmarktes dirigierte und dieselben zu anerkennender Anschauung brachte.

Einen ganz aufserordentlichen Eindruck hinterliefs die deutsche Hygieneausstellung, welche von dem Kais. Gesundheitsamt veranstaltet war. Da waren die Grundelemente des bakteriologischen Unterrichts veranschaulicht, sämtliche hierzu nötigen Apparate, chemische Industrien, Modelle, Pläne und Zeichnungen öffentlicher Anlagen, die verschiedenen Methoden zur Ausnützung der Elektrizität. Ferner gelangte die Agrikultur zu wissenschaftlichem Ausdruck, ebenso wie die Einrichtung von Arbeiterwohnungen, die Frage des Alkoholismus, das Wohltätigkeitswesen, Korrektionshäuser, öffentliche Hygiene und städtische Angelegenheiten.

Im bakteriologischen Ausstellungsteil wurde ein Bild davon gegeben, wie der Studierende in die Wissenschaft eingeführt wird. Jede infektiöse Krankheit wird separat behandelt, gerade wie in einem bakteriologischen Vortragskursus. Die Immunitäts- und Serumtherapie kommt ebenfalls zur Anschauung. Reinkulturen auf ihren verschiedenen Nährböden und Bakteriengift sind klar demonstriert und durch

Mikrophotogramme noch besonders erläutert. Der schädigende Einflufs der Bakterien auf den Organismus wird durch pathologische Präparate erwiesen, deren natürliche Farbe trefflich erhalten ist. Davon ist nur ein Schritt zur Erkenntnis der Methoden, welche eine Epidemie in präventivem Sinne bekämpfen. Die Laienwelt wird darüber belehrt, welch wichtige Bedeutung z. B. dem Trinkwasser bei der Verbreitung der Cholera zukommt.

Die bekannte Firma Lautenschläger in Berlin hatte sich durch Ausstellung eines grofsen bakteriologischen Laboratoriums ebenfalls ein Verdienst erworben.

Von den Separatabteilungen ist besonders die von Flügge in Breslau zu nennen, welcher die verschiedenen Übertragungsmöglichkeiten der Tuberkulose in aufserordentlich praktischer Weise illustrierte. Von Flügge kann man entschieden auch sagen: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, hat er ihm gründlich abgeguckt." Denn er demonstriert die Art, wie beim Sprechen, Husten oder Niesen die „Tropfeninfektion" zustande kommen kann. In New-York ist man allerdings längst gegen die Spuckgestalten zu Feld gezogen. Merkwürdige Tücke des Schicksals! In Europa macht man sich über den Yankee lustig, welchen man sich ohne Bocksbart und den dazu gehörigen Spucknapf, welchen er aus weiter Distanz mit unfehlbarer Sicherheit treffen soll, gar nicht vorstellen will. Selbst der nichtsnutzigste Liebling der Musen, der doch immer so sehr von Freiheit schwärmt, nennt die Amerikaner Freiheitsflegel, welche sich mit dem Napf des Spuckes undezenter Weise affiliieren. Und doch spuckt man ungestraft, wohin man will, innerhalb der Grenzpfähle des deutschen Michels, während man in New York mitleidslos von den Schergen des Gerichtes in rauhe Obhut genommen wird, wenn einen der Teufel plagt, ein Tröpflein über die Lippen fallen zu lassen. Das ist nicht Liberté und Fraternité, aber wenigstens Egalité, denn es bleibt sich gleich, wer der Spucker ist und es kostet die gleiche Strafe, ob ein Kokkus oder Bazillus dem Gehege der Zähne entronn. Man plant in der Hudson-Metropole sogar das Anschaffen von Strafsenspucknäpfen, so dafs im Laufe der nächsten Jahre die Infektionsmöglichkeit derart heruntergesetzt werden dürfte, dafs die

ärztliche Fraternität demnächst kundenlos werden wird und somit eine andere Profession ergreifen mufs. Kein Wunder, wenn der brave Feld-, Wald- und Wiesenarzt sich hinter seinen Windmühlenflügeln nachdenklich kratzt und die verfl— Neuerungen verwünscht. Doch das verschlägt den Bakteriologen nichts und sie wühlen in ihren Blumenlesen von Nährmist ihr beschaulich brütendes Dasein weiter. Davon sind das Kochsche Institut für Infektionskrankheiten, das Fraenkelsche in Halle, das Sanatorium Belzig leuchtende Beispiele.

Der anatomischen Abteilung war durch den Geist Waldeyers Leben eingehaucht worden. Wie wahr ist doch das alte Wort: Hic locus est ubi mors gaudet succurrere vitae. Da waltete keine Monotonie, wie bei so manchen berühmten Anatomen, die ob ihrer ungeschlachten Sachlichkeit dem Studenten die Liebe an der Sache verderben. Ist das Fleisch noch so gut, so mufs es doch erst durch den Koch schmackhaft gemacht werden. Und das versteht Waldeyer, welcher, als ich ihn einem Amerikaner als gröfsten lebenden Anatomen vorstellte, witzig einwarf: „Entschuldigen Sie, der kleinste!“ Damit aber kann nur seine Statur gemeint sein. Seine Präparate sind mit minutiöser Sorgfalt hergestellt und erklären sich in ihrer Anordnung und Lagerung von selbst.

Die chirurgische Abteilung war ebenfalls vorzüglich repräsentiert. Auch hier war Berlin wieder Primus inter pares. Beim Eingang grüfste eine Galerie von 30 deutschen Chirurgen, welche die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie gestiftet hatte. Von hohem wissenschaftlichen Interesse war eine Serie von Geschwülsten, welche v. Bergmann entfernt hatte. Dieselben wurden durch geeignete Abbildungen und Mikrophotographien trefflich im Detail illustriert. Es wurde wohltuend bemerkt, dafs die erste chirurgische Klinik des Deutschen Reiches die grofse Kühle, welche sie früher der Röntgenmethode entgegenbrachte, wieder gut zu machen suchte.

Besonderen Zuspruchs erfreute sich das Röntgenkabinet der Firma Siemens & Halske. Wie sehr man sich dafür interessierte, geht schon daraus hervor, dafs in manchen

Sektionen des Kongresses direkt darauf hingewiesen wurde. Wenn man bedenkt, dafs die technische Seite der Elektrizität nirgendwo eine gröfsere Vollkommenheit erreicht hat, als in den Vereinigten Staaten, so will es viel heifsen, dafs man den deutschen Elektrizitätsfirmen, besonders auch Kohl in Chemnitz, so viel Anerkennung zollte.

Wie mancher ungläubige Thomas ist nur durch das Vertiefen in diese Meisterwerke der Röntgentechnik plötzlich zum Röntgenjünger geworden, ein weiterer Beweis, von wie grofsem wissenschaftlichen Nutzen eine derartige Ausstellung ist. Das gesprochene Wort und das Bild im Lehrbuch wirken eben lange nicht so überzeugend, als die photographische Platte, welche bekanntlich nicht „gedoktort“ werden kann.

Es wäre des Pinsels eines Rembrandt würdig gewesen, die Gruppen der Landärzte zu verewigen, welche in dem falben Licht des Röntgenzimmers sich gegenseitig anwunderten, als ob ihnen der Genius Buschs über ihre mehr oder minder geistvollen Physiognomien gefahren wäre. Das Milieu erinnerte an den ersten Akt in „Faust“, nur das die Stimmung weniger tragisch war und manchmal trotz des ernsten Sujets einen starken Stich ins Komische bekam.

Der Berliner Klinik am nächsten kam die Breslauer, welche von Mikulicz mit grofsem Geschick repräsentierte. Auch er gab sich grofse Mühe die deutsche Lehrmethode dem Ausländer zu praktisch verständlichem Ausdruck zu bringen. Wie alle modernen technischen Hilfsmittel von der Chirurgie ausgenützt werden müssen, ist die Signatur der v. Mikuliczschen Gedankenrichtung. Grofser Nachdruck ist demgemäfs auf die Röntgenphotographie und auf Abgufs vom Lebenden gelegt. Hierdurch lernt der Studierende die Details für die Differentialdiagnose schätzen und auch zugleich die verschiedenen Stadien ein und derselben Erkrankung verstehen.

Hier kam das Gründliche der deutschen Methodik zu beredtem Ausdruck und hat auf die Besucher entschieden einen tiefgehenden Eindruck hinterlassen, welcher sich bis in die entferntesten Wigwams der amerikanischen Prärie noch bemerkbar machen wird.

Natürlich werden sich die segensreichen Folgen noch viel mehr in den grofsen Lehrinstituten des Landes bemerkbar

machen. Es soll übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen werden, daran zu erinnern, dafs die methodische Verwendung der Röntgenbilder vor und nach der Operation seit Jahren an der New Yorker „Postgraduate Medical School“ geübt und mit Energie durchgeführt wurde, lange bevor man sich in Deutschland von der Notwendigkeit dieses Prinzips überzeugen konnte. Ja, es ist noch nicht lange her, dafs man solche unbarmherzig durchgeführte Lehrprozeduren als Fanatismen belächelte.

Einen noch tieferen Eindruck als die medizinische Ausstellung machte die allgemeine deutsche Unterrichtsausstellung. Sie war durch Professor Bahlsen aus Berlin ganz vortrefflich repräsentiert und trug vielleicht am allermeisten zum Ruhme Deutschlands bei. Den Mediziner interessiert ganz besonders die Abteilung über Schulhygiene, ferner der Schulsport mit seinen verschiedenen Arten von Körperübungen. Deutsche Schüler werden während ihrer Spiele im Schulhof sowohl wie in Feld und Wald dargestellt, ferner unter der kalten Dusche, beim Schwimmen, Rudern und anderen Übungen, welche nach dem Leitmotiv der Mens sana in corpore sano ersonnen resp. angeordnet waren.

Zahllose Modelle und Abbildungen erläuterten den Anschauungsunterricht, wie er auf Deutschlands Schulen unübertrefflich gelehrt wird. Hier konnte man wiederum verstehen, warum der Deutsche im Ausland so leicht vorwärts kommt; es ist das eben seine vortreffliche Schulbildung, welche ihm allerorts und bei jedem anständigen Fach zugute kommt. Das alte Diktum, dafs der deutsche Schulmeister den deutsch-französischen Krieg gewonnen hat, ist keine leere Phrase.

Hervorzuheben sind die vielen, in Glaskästen sichtbaren physikalischen Apparate, welche beim Unterricht verwendet werden, ferner die biologischen Modelle, die Kindergartenspielzeuge, das Schulmobiliar und, last but not least, die ausgezeichneten Landkarten für das Studium der Geographie und Geschichte.

Die Modelle deutscher Schulhäuser waren ebenfalls interessant, darin sind aber die Amerikaner über, wie vielfach bei allem, was das Gehäuse einer Sache angeht. Übrigens sind die neuen amerikanischen Schulhäuser nicht blofs veritable

Paläste, sondern ihre innere Einrichtung ist durchaus vorbildlich, in praktischer sowohl als in sanitärer Hinsicht.

Auch die Erziehung der Taubstummen, der Blinden und der Idioten des Deutschen Reiches wurde in ihren interessanten Einzelheiten zur Anschauung gebracht.

Sehr belehrend waren die Modelle der deutschen Ausgrabungsarbeiten, wie die von Baalbek, dem alten Heliopolis und der deutschen Orientgesellschaft vom Trümmerfeld in Babylon, dem Totenfeld von Abusio und von Milet und Priene. Das Saalburg-Kastell und die reiche römische Waffen- und Handwerksgerätsausstellung erinnert an die Zeit, „als die Römer frech geworden."

Von den ausländischen deutschen höheren Schulen waren die von Antwerpen, Brüssel, Bukarest und Konstantinopel vertreten.

Ich kann es mir nicht versagen, noch darauf hinzuweisen, dafs auch im Kunstgewerbe und in der Malerei Deutschland sich die gröfsten Lorbeeren erstritt, trotzdem es in Frankreich einen mächtigen Konkurrenten hatte. Es mag manchen eigentümlich warm berührt haben, dafs wohl das beste Bild der französischen Gemäldesammlung den leuchtenden Knaben Siegfried darstellte, wie er das neidliche Notungsschwert zusammenschweifst. Wie wunderbar ist doch die Kunst, wie überbrückt sie die klaffende Kluft die scheinbar noch zwischen Rhein und Seine liegt. Aber der ungeheuren Gröfse der deutschen Dichterkomponisten können die Gallier ihre gepanzerten Herzen nicht länger verschliefsen. Nie habe ich mit gröfserem Stolz empfunden, dafs ich auf deutscher Scholle geboren bin, als in dem herrlichen französischen Gemäldesaal im Herzen Amerikas, vor dieser Verherrlichung deutscher Kraft durch den grofsen französischen Meister! Möge dies manchem Deutsch-Amerikaner zum leuchtenden Beispiel dienen. Es ist bezeichnend, dafs die populärste französische Oper, der Faust, ebenfalls ein deutsches Sujet behandelt. Die deutschen Bildersäle waren reich besucht. Besonderen Anklang fanden die Werke von Menzel, von Werner, Knaus, Max, Defregger und der Achenbachs. Reiterstücke, wie die von Ziethen und Seidlitz, oder Bilder, welche sich auf den deutsch-französischen Krieg beziehen,

werden im allgemeinen nicht gern in Amerika ausgestellt, nicht als ob man den Deutschen ihren Sieg nicht gönnte, aber man will nicht, dafs es auf Kosten der Grande Nation geschehe, mit der man es doch nicht verderben will. Wenn man freilich den genialen Gedanken hat, so viele Friedensmotive in die bösen Prussiens hineinzulegen, wie es Anton v. Werner in seinem berühmten Bilde „Weihnachten in Feindesland“ gelungen ist, dann dürfte man auf allgemeine Sympathie rechnen. Und das ist diesem stimmungsvollen Stück Leinwand auch reichlich zuteil geworden. Sehr anziehend für die Amerikaner ist Menzels Hüttenwerk. Ich spielte wiederholt den Lauscher, indem ich mich einer Gruppe westlicher Farmer näherte, welche über manche Bilder ein tiefgehendes Konsilium abhielten. Da kamen nun die merkwürdigsten Ansichten über deutsche Einrichtungen zum Vorschein. So wurde Karl der Grofse als ein Zeitgenosse vom alten Fritz aufgefafst, während Hans Sachs zum deutschen Kaiser im Incognito avancierte. Übrigens kommen anderwärts ähnliche Dinge vor. Als ich im Sommer vorigen Jahres die Kaulbachschen Treppengemälde im Berliner Museum wieder einmal als traute Bekannte begrüfste, hörte ich beim Anschauen des Zeitalters von Homer dicht hinter mir eine in stärkstem Berliner Idiom gefärbte Bafsstimme erklären: „Det is Christus uf'n See Jenezareth.“ Ich drehte mich erstaunt um und gewahrte zu meinem Entsetzen, dafs ein Museumsdiener in ipsissima persona, umringt von einer Schar gläubiger Landpomeranzen, sich diese unglaubliche Behauptung geleistet hatte. Ich konnte mich nun nicht enthalten, ihn über seinen Irrtum höflichst aufzuklären, was er wunderbarerweise gleichmütig und ohne mir eine Injurie an den Kopf zu werfen, entgegennahm. Drum soll man etwas, das in der deutschen Reichshauptstadt passieren kann, bei den westlichen Brüdern nicht gar zu übel nehmen. Es ist doch schliefslich Tout comme chez nous, wenn auch nach anderer Melodei.

Angesichts so vieler überwältigender Beweise deutschen Geistesschaffens ist das viele Vortreffliche, das vierzehn andere Nationen ins Feld führten, nicht zu gerechter Geltung gekommen. Die französische Lehrausstellung war z. B. sehr bedeutend. Am nächsten reichte freilich die amerikanische

Lehrausstellung an die deutsche heran und zwar nicht so sehr in speziell medizinischer Hinsicht, sondern im allgemeinen. Da konnte man Leistungen der Universitäten von Columbia, Cornell, Harvard, Johns Hopkins, Chicago, Philadelphia, St. Louis und des Smithsonian Institute von Washington bewundern, von deren Möglichkeit man vor 25 Jahren noch nicht zu träumen gewagt hätte.

Amerika exzellierte besonders in Bezug auf seine Hospitalanlagen. Man sollte keinem Architekten erlauben, ein grofses Hospital in Deutschland zu bauen, bevor er sich nicht erst einige amerikanische Hospitäler angesehen hat. Was hierin geleistet wird, ist vorderhand unübertrefflich. Die Reinlichkeitsvorrichtungen sind ja überhaupt in Amerika viel mehr entwickelt als irgendwo anders und ist es ganz natürlich, dafs die Asepsis hier dementsprechend in höchster Vollkommenheit geübt wird. Man braucht blofs die deutschen und amerikanischen Hotels und Mietkasernen zu vergleichen und man wird, so weh es einem deutschen Herzen auch tun mag, zugeben müssen, dafs der Vergleich überwältigend zugunsten Amerikas ausfällt. Und dabei steht Deutschland in seinen Reinlichkeitsbedürfnissen über den anderen Ländern Europas, was auch teilweise aus dem Seifenverbrauch ersichtlich ist. Amerika wirkt hierin auch entschieden erzieherisch und man wundert sicht oft, einen frisch eingewanderten Dreckfink nach einigen Jahren mit einem spiegelblanken Exterieur zu begegnen. Die Polen und Italiener leisten in der Hoftrauer ja das unglaublichste und ist in mancher New Yorker Klinik ein besonderer Waschapparat für Krapülinski und Waschlapski aufgestellt, um abgelagerten Bakteriennestern, welche unversehrt die Reise über den Ozean mitgemacht hatten, zuleibe zu rücken. Diese Prozedur ist bei manchem Natursohn mehr gefürchtet als das Skalpell der Chirurgen.

Der Amerikaner ist sozusagen aseptisch geboren; er mag einige schlechte Eigenschaften haben, aber auf seinen eigenen Körper hält er grofse Stücke, und der gewöhnlichste Arbeiter pflegt alltäglich ein Vollbad zu nehmen. Dem geringen Prozentsatz, welcher über keine eigene Badeeinrichtung verfügt, stehen Freibadeanstalten zu Gebot. So kommt der

amerikanische Patient schon quasi aseptisch in den Dunstkreis des Operationszimmers.

Dem amerikanischen Arzt ist dieses Reinlichkeitsbedürfnis schon in seiner Kindheit durch die Mutter in sehr nachdrücklicher Weise eingeimpft worden; was aber noch viel eindruckvoller erzieht, ist das allgemein gute Beispiel der Kameraden. Deshalb braucht der amerikanische Mediziner die einzelnen Details der aseptischen Technik nicht erst zu erlernen, denn er bringt sie schon als etwas Selbstverständliches, wenn auch im Rohzustande, in die Klinik mit, wo er nur „zum Guten füget den Glanz und den Schimmer“.

Von der Reichhaltigkeit der amerikanischen Lehrausstellung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dafs im ganzen 33 Staaten vertreten waren. Wir bewunderten besonders die seltenen Präparate der John Hopkinsuniversität und die der Universität von St. Louis.

Der Unterricht in den amerikanischen Blinden- und Taubstummenanstalten hat ebenfalls etwas sehr imponierendes. Aufsehen erregte die siebzehnjährige Charlotte Sullivan, welche seit 1½ Jahr nach ihrer Geburt taubstumm und blind ist und trotzdem sich fliefsend mit ihrer Lehrerin in der Händesprache unterhielt, tadellos auf der Schreibmaschine schrieb und delikate Filigranarbeit mit ihren Händen ausführte.

Die Einrichtungen der New York Postgraduate Medical School war für deutsche Kollegen deshalb von besonderem Interesse, da sie ihnen vor Augen führte, dafs man hier schon 22 Jahre lang medizinische Fortbildungsuniversitäten gegründet hatte, bevor man in Deutschland daran dachte. Man hat sie allerdings in Deutschland auch nicht so notwendig gebraucht als hier, aber trotzdem werden auch die neuen deutschen Fortbildungsschulen bald ihr Raison d'être überzeugend vor Augen führen. Das New Yorker Institut, welches ein integrierender Bestandteil der Universität des Staates New York geworden ist, hat die Beweise seines segensreichen Wirkens, welches sich immer ausgedehnter gestaltet, längst geliefert. Die Hospitalausrüstung eines modernen amerikanischen Schlachtschiffes war ebenfalls ein Spiegelbild von Sauberkeit und praktischer Anordnung, ebenso wie das aus 40 Zelten bestehende Militärlazarett.

Eine erspriefsliche Tätigkeit entfaltete das Unfall-hospital, welches inmitten des Ausstellungsplatzes errichtet worden war. Das Hospitalkorps bestand aus neun Chirurgen, neun Krankenwärtern, neun Krankenträgern und zehn Krankenschwestern. Diesen standen fünf Ambulanzen zur Verfügung. An der Spitze des Miniaturhospitals befand sich Kollege Laidley, welcher zugleich als ärztlicher Direktor der Ausstellung fungierte.

Von den übrigen Nationen kommt wohl Japan den beiden genannten am nächsten. Man sieht überall die Beweise, dafs die Japaner nicht blofs schlitzäugig, sondern auch schlitzöhrig sind. Was haben die uns nicht alles abgeguckt und ihrer Individualität angepafst! Ich erinnere mich noch an die Zeit, wo ein Japaner eine so seltene Erscheinung in Berlin war, dafs Frerichs, welcher einen an Bronchitis leidenden Japaner in seiner Klinik vorstellte auf die Frage: „Was ist das?“ von dem unglücklichen Kandidaten die Antwort erhielt: „Das ist ein Ikterus*)“, worauf der grofse Ikteruskundige in seinem einförmigen Lapidartonfall erwiderte: „Das ist kein Ikterus, das ist ein Japanese“. Heutzutage hört man so ungeheuer viel von den Japanern, dafs man solche Quidproquos gar nicht mehr für möglich hält und in St. Louis wimmelt es von ihnen. Sie hatten auch vier bedeutende Mediziner zur Stelle, von denen wir den hochverdienten Kitasato bereits erwähnten. Was besonders auffiel, war die weitgehende Beherrschung der deutschen Sprache. Ich mufs gestehen, dafs ich von japanischen Kollegen Briefe in einem so tadellosen Deutsch erhielt, wie ich sie keinem Nichtdeutschen zugetraut hätte. Kein Wunder, wenn diese so ungemein lernbegierige Nation die ganze Welt in Erstaunen setzt. Die japanische Hospitalausstellung war ebenfalls bewunderungswürdig. Das Laboratorium Kitasatos war in allen seinen wichtigen Einzelheiten wiedergegeben. Seine Vivisektionsnachbildungen erregten übrigens kein gelindes Grauen bei einigen hysterischen Puritanerinnen. Von dem hier in New York lebenden japanischen Kollegen Takamine, welchem wir das Adrenalin verdanken, hören wir, dafs es namentlich die Medizin war,

*) Fall von Gelbsucht.

welche Japan dem Occident erschlofs. Sie schofs die erste Bresche in die chinesische Mauer, welche man auch in Japan errichtet hatte. Die Minister des Mikado, welche während der letzten 3 Dezennien am Ruder waren, standen unter dem Einflufs medizinischen Denkens, denn über die Hälfte derselben waren entweder selbst Ärzte oder Söhne von solchen. Darauf können wir Ärzte uns schon etwas einbilden.

Es bleibt mir noch übrig, von dem Ringelreihen der grofsen Festlichkeiten zu sprechen, welche den Kongrefsmitgliedern versetzt wurden. Da die Damen speziell in Amerika den Vortritt haben, so war der erste Kongrefsabend einem Empfang gewidmet, welchen die Damen von St. Louis im Verein mit dem Damenfestkomitee der Ausstellung gaben. Derselbe fand in den geräumigen Hallen des eben vollendeten Hauptgebäudes der Washingtonuniversität statt. Es war eine glänzende Affäre und das Ewigweibliche zeigte sich von seiner verführerischsten Seite. Der Kaiser hätte seine Freude daran haben können, wie seine hochnotpeinlichen Toilettevorschriften für die Operngala im fernen Westen freiwillig auf das Tüpfelchen beobachtet wurden. Und dabei blitzte es von Gold und Geschmeide, dafs die Berliner Börse in Aufregung geraten wäre. Dazwischen bewegten sich ungeniert die deutschen Professoren mit einer Grazie, dafs man sich verwundert fragen mufste, ob sie es wirklich waren, von denen man immer liest, dafs sie verhockt und verstockt auf ihrem Studierbrutofen säfsen, bis sie wie ein gedörrter Apfel derart einschnurrten, dafs sie auf der Strafse eine jämmerliche Figur abgeben, den Strafsenlungerern und Fliegenden Blättern als köstliche Nahrung dienend. Ja, Prost Mahlzeit. Das gab es auf dem Kongrefs nicht. Statt der verhutzelten löwenmähnigen und dreifach bebrillten hilflosen Greise, welche höchstens ihren Familienschirm mit hörbarem Tremolo unter der Achsel balanzieren konnten, begegnete man frischen fröhlichen Physiognomien, Männern mit der Haltung eines Husarenmajors und den Allüren des Hofmannes. Und dabei brachten die lieben Gäste eine spezifisch deutsche Gabe mit, den Humor und die Herzlichkeit. So haben sie sich in die Herzen des schönen Geschlechts cum dignitate hineinpraktiziert und damit fassten sie auf dem Boden der Sterne und

Streifen ein für allemal festen Fuſs. Denn wie in Frankreich, so heiſst's auch hier: „Que la femme veut, Dieu veut.“ Und hier will der liebe Gott recht viel.

Da brachte ein silberhaariger Geheimer Rat auf Windesflügeln einer Schönen vom unteren Mississippital einen Quaderstein Gefrorenes, dort erklärt ein breitgestirnter Professor des römischen Rechts, wenn auch radebrechend, einer immer noch koketten Plantagenwitwe den Grund, warum die alten Deutschen auf Bärenhäuten schliefen und immer noch eins tranken, im Milieu des Mittelalters zog ein Medizinprofessor Vergleiche zwischen dem Münchener Bierherz und dem amerikanischen Eiswassermagen und in den Ecken pflanzte sich der junge Damenflor um die hoffnungsreichen „Auſserordentlichen“, von denen der gröſste Teil noch frei von den Rosenketten der Ehe geblieben war. Daſs es verschiedene Nationen auf diesem Erdball gab, war an jenem Abend völlig vergessen worden und vaterländische Regungen waren von den verschiedenen Typen der Champagnerbowle nicht accentuiert, sondern eher abgestumpft worden. Auch lieſs das Orchester friedlich neben der Marseillaise die Wacht am Rhein und neben „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ „Nieder mit den Tyrannen“ ertönen, um in den Schluſsakkord, daſs ja doch schlieſslich aller Streit eitles Beginnen ist, auszuklingen.

Am folgenden Abend war ein Empfang im französischen Pavillon angesagt, aber es muſste dem Kommissar etwas über die Leber gekrochen sein, denn die Veranstaltung wurde „verschoben“, um überhaupt nie stattzufinden. Der französische Pavillon war eine Nachbildung vom Trianon und seine vornehme und geschmackvolle Einrichtung war eine Perle der Ausstellung.

Es gab dies Gelegenheit zu verschiedenen Festlichkeiten in kleineren Kreisen, welche weniger rauschend, aber um so gemütvoller verliefen.

Das gröſste gesellschaftliche Ereignis der Kongreſswoche war der Empfang im deutschen Hause, welchen der deutschen Regierungskommissär, Geh.-Rat Lewald, den beamteten Kongreſsmitgliedern nebst ihren Damen gab. Das war wirklich ein Stelldichein der Ritter vom Geist in des Wortes ver-

wegenster Bedeutung, so daſs selbst das schöne Geschlecht vor soviel Wissensglanz in den Hintergrund treten muſste und nur zur Glorifizierung der Koryphäen beitrug, wie die lieben Sternelein das ewige Hallelujah des Himmelzeltes singen. Alles war so unendlich vornehm, wie man es, sit venia verbo, auf spezifisch deutschen Veranstaltungen nicht gewohnt ist. Wir Germanen sollen doch Bären sein, und wenn man uns noch so viele treffliche Eigenschaften zuerkennt, den Vorwurf allzugroſser Eleganz hat man uns noch nie gemacht. Wir trösten uns damit, daſs wir deshalb um so viel solider veranlagt sind, und daſs die äuſserliche Brillanz die Oberflächlichkeit gebiert. Nun, daſs der Deutsche aber doch wirklich vornehm aufwarten kann, bewies dieser Empfang im deutschen Hause, dieser herrlichen Nachbildung des Charlottenburger Schlosses mit seinen prachtvollen Räumen, seinen kostbaren Möbeln, seinem kunstvollen Schnitzwerk, den künstlerischen Gobelins und seinen antiken Silbergeräten. Da sperrten die Fräulein Yankees, welche Deutschland nur durch ihre plattdeutschen Dienstmägde kannten, Mäulchen und Näschen auf, zumal als sich ihnen die uralten Hohenzollernjuwelen auftaten, welche der Hand eines Cellini würdig gewesen wären. Überall vollendeter Stil und Geschmack, selbst der Bediententroſs hatte in grobem Gegensatz zu anderen hohen Häusern etwas Vornehm-Imponierendes und mitten in dem flutenden Wellenmeer der distinguierten Gesellschaft die elegante Gestalt des deutschen Kommissars. Schade, daſs Tante Fanny es nicht mehr miterlebt hat, denn sie würde stolz auf den Lewaldsproſs geblickt haben, welcher die weltmännische Eleganz mit diplomatischen Geschick verbindet. Seine Persönlichkeit hat viel zum groſsen Erfolge der deutschen Ausstellung beigetragen. Ist es doch auch seiner Klugheit gelungen, daſs das deutsche Haus fast den besten Platz auf der ganzen Ausstellung bekam. Es hatte sich seinerzeit ein wüstes Geschrei darüber erhoben, daſs Deutschland also vor allen anderen Ländern bevorzugt werden sollte, aber der Takt L e w a l d s und die immer deutlicher hervortretende Vollwertigkeit Deutschlands machte die Nörgler schlieſslich verstummen. Mit Dankbarkeit gegen das Mutterland erinnern sich die Deutschen in Amerika an diese Tat-

sachen, denn sie sind sehr dazu angetan, ihr Ansehen im Adoptivvaterland zu erhöhen. So ist es natürlich, dafs Leid und Freud auch von uns, den verloren geglaubten Söhnen Germanias, geteilt wird. Wie falsch wird der Deutsch-Amerikaner im Mutterlande beurteilt, weil er treulos dem Lande seiner Väter den Rücken gekehrt haben soll. Das ist doch nur die Schuld Deutschlands selbst, da es versäumte, seiner Zeit die Übervölkerung in deutsche Kolonien abzuleiten. Nun sich elf Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten zu einem mächtigen Faktor entwickelt haben, sollte das Mutterland auch kräftig die vielen ehrlichen Hände ergreifen, welche sich über den Ozean hinüber nach der alten Scholle strecken. Ja, höre es, deutscher Spiefsbürger, und staune: Wir Deutschamerikaner, auf welche Du so gern mit einer gewissen Geringschätzung herabsiehst, sind oft deutscher gesinnt als Du und tragen für das Land unserer Kindheit einen Überschufs unvergänglicher Liebe in uns, welche selbst Dich, der Du es wahrlich nicht verdienst, mit einschliefst. Der Märchentraum von der Kindheit, die Anhänglichkeit an das Elternhaus, sei es noch so ärmlich gewesen, die Liebe zu Wald und Flur und die Achtung vor wissenschaftlicher Autorität sind fürwahr keine schlechten Eigenschaften, und selbst ein deutscher Lump ist selten so verrucht, dafs er nicht ein Fragment dieser deutschen Volksseeleningredientien mit nach Amerika gerettet hätte. Man besuche die deutschen Hospitäler um die Weihnachtszeit und das grofse deutsche Kind kommt allenthalben zum Vorschein. Wer vom deutschen Völkerdünger spricht, hat die deutsche Volksseele schlecht erkannt. Der Deutsche gehorcht der amerikanischen Regierung, wie es seine Pflicht ist, im Gemüt aber bleibt er ein Deutscher und hängt schwärmerisch an der alten Heimat. Die drei Millionen Dollars, welche die amerikanische Post um die Weihnachtszeit hinüber beförderte, singen auch ein Hohelied von der Anhänglichkeit. Das müssen doch die Herren Professoren auch oft und warm empfunden haben, denn nicht selten wurde ihnen die Hand fest gedrückt, nicht weil sie Gelehrte waren, sondern Vertreter des Deutschtums. Es ist ja eine helle Freude, diese Symptome der immer stärker sich Bahn brechenden Hochachtung für deutsches Wesen in

Amerika zu beobachten, und jeder Deutschgeborene sollte es als eine heilige Pflicht erachten, das aufglimmende Feuer der Begeisterung zu schüren. Wie wahr ist das Wort, welches Wilhelm der Erste im siebziger Jahre sprach: „Der Deutsche weiſs gar nicht, wie stark er ist". Und beide Länder haben sich gegenseitig viel zu geben und sie sollen sich nach und nach völlig ergänzen.

Der Abend im deutschen Hause war ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte deutschamerikanischer Verbrüderung.

Am darauffolgenden Abend fand im Hotel Westminster ein Bankett der ausländischen Gelehrten statt, bei welchem es von Toasten regnete, welche besonders den Arrangeuren des Kongresses galten. Ich entzog mich dieser Feier, um bei den Kommilitonen des neugegründeten Zweiges der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika in Erinnerungen an die selige Burschenzeit zu schwelgen. Zum Glück sind alle die geistvollen Rededuelle, welche zwischen den Salamandern gefochten wurden, durch keinen hinterlistigen Reporter der Verewigung entrissen worden, denn im Zwielicht des Morgens hätten sie sich am Ende schal ausgenommen. Es war herzerfrischend, Orth an den Diskussionen mit jugendlichem Feuer teilnehmen zu sehen. So ist nun auch in St. Louis der deutsche Universitätsgedanke mächtig vertreten. Die meisten Mitglieder sind Mediziner, wie auch im jungen Zweigverein San Francisco. Der deutsche Arzt scheint überhaupt zum Hauptkämpen für die akademischen Ideale im Auslande berufen zu sein, ein weiterer Beweis dafür, daſs der Idealismus doch tiefer in unseren Knochen steckt, als wir zugeben wollen.

Am Freitag Abend fand in den sogenannten „Deutschen Tiroler Alpen" ein Festbankett statt, welches zu Ehren des Vorsitzenden des Kongresses von den Ausstellungsbehörden veranstaltet wurde. Diese Alpen waren eine geradezu ideale Oase inmitten der übertemperierten Atmosphäre der Ausstellung. Wer es nicht gesehen hat, würde nicht glauben, daſs man ein Stückchen Meran oder Bozen, verbrämt mit bayerischem Hochland, so naturwahr in das Mississippital hätte verpflanzen können. Zwischen plätschernden Springbrunnen oder in den gewölbten Grotten lieſs man sich, nachdem man des Anschauens und Anhörens müde geworden,

nieder, um bei einem Glase Hofbräu das Leben durch die alleroptimistischsten Brillengläser anzuschauen. Dabei sorgten dralle Tirolerinnen mit ihren Buabn dafür, dafs der wackere Doktor Martinus mit seiner Trias: „Wein, Weib und Gesang“ wieder einmal recht behielt. Das war ein Durcheinanderfluten in diesem ungeheuern Biergarten, in welchem tagsüber 700 Ganymede ächzend und stöhnend das Mafs irdischen Trübsals immer von neuem füllten, und dazu nickte die Talmiortlergruppe andächtig verzeihend. Da traf man sich immer so hübsch, dafs einen die Tauben nicht besser hätten zusammentragen können. Wenn es an einem langen, dicht bevölkerten Eichentisch so recht vergnügt zuging, wenn die Steinkrüge knackten und immer wieder von neuem das Ergo bibamus erklang, dann konnte man darauf schwören, dafs deutsche Kathederleuchten das Horazische Dulc' est desiper' in loco inbrünstig beherzigten. Ja, von dem vielen Diskutieren bekommt man eben einen gesunden Durst und Eiswasser und Sorbet, wie er in den amerikanischen Hotels in üppiger Fülle verabreicht wird, ist dem Lehrer der deutschen akademischen Jugend kein kongeniales Element geworden. Gott gesegne dem deutschen Professor den Durst und die Gabe, im Dienste der Wissenschaft vollen hingebenden Ernst zu zeigen, aber aufserhalb sich als fröhlicher Mensch zum Menschen zu finden. Darin hat der amerikanische Professor von ihm zu lernen.

Mitten in diesen feuchtfröhlichen Dunstkreis hatte der Künstler es verstanden, unter Gletschern und Almen eine stimmungsvolle Nachbildung des Bozener Rathauses hineinzubauen und im Rathaussaal Raum für 1000 Sitze zu schaffen. In dieser grofsen Halle wurden die auserlesensten Delikatessen serviert. Der Kongrefspräsident führte an der Quertafel den Vorsitz und um ihn safsen die Grofsen der Krone, d. h. die Vertreter der Mächte, und zwar von Deutschland, Österreich, England, Frankreich, Rufsland und Japan, welche sich sämtlich bemühten, die Bedeutung ihrer Heimatländer ins beste Licht zu setzen. Der Vertreter Albions ging hierin etwas weit. Er appellierte erst an das angelsächsische Vettertum und renommierte dann mit Shakespeare und Darwin, so dafs es einem zuletzt ging wie dem alten Schäfer, welcher bei der Probepredigt eines Pfarrkandidaten, den er als armen

Bauernsohn hatte aufwachsen sehen, empört zu seinem Hund sagte: „Komm, Phylax, ich kann das verfluchte Renommieren nicht mehr anhören.“ Der arme Kandidat hatte das Kanzelfieber und wenn er in Verlegenheit kam, so wiederholte er immer wieder seinen unglücklichen Text: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Ähnliche Gefühle beseelten wohl den deutschen Kommissär, nachdem auch der gallische Hahn nach derselben Melodie gekräht hatte, und so hatte er ganz recht, dafs er mit Goethe und Schiller, mit Beethoven und Wagner auftrumpfte. Da das deutsche Element hervorragend vertreten war, so kann man sich denken, dafs diese mit aller Höflichkeit vorgebrachten Gegenvorstellungen kräftig applaudiert wurden.

Einen pikanten Hintergrund zu diesem Geplänkel bildete eine Episode, welche den Anwesenden unvergefslich bleiben wird. Es war nämlich angeordnet worden, dafs das in der Ausstellung gastierende französische Musikkorps, die Garde républicaine, beim Bankett spielen sollte. Dessen weigerte sich der Herr Kapellmeister bafs und, ein zweiter Simson, liefs er den Philistern sagen, dafs es sein patriotisches Gefühl verletze, in einem teutonischen Etablissement zu spielen. Als das Bankett begann, war das Musikpodium noch völlig verwaist, man sah sich gegenseitig fragend an, denn man wufste, es fehlte etwas, denn ein amerikanisches Bankett ohne Viola, Bafs und Geigen ist wie eine Hamletaufführung ohne Hamlet. Da, nachdem man schon geglaubt hatte, dafs das vergnügte Schmatzen beim Braten das einzige musikalische Geräusch des Abends bleiben sollte, erhob sich plötzlich ein ungeheures Getöse und die Garde républicaine in ihrer grotesken Überkolorierung erschien wie eine Horde schlecht dressierter Papageien und stiefs den Boulangermarsch verächtlichen Blicks in die Trompeten hinein, als müfsten die Mauern von Jericho noch einmal umgeblasen werden. „Schön blasen sie rein,“ hätte der Moosbauer gesagt, „aber garstig kommt's raus“. Nun erfuhr man auch, dafs der giftgeschwollene Chef erst dann erschien, als ihm der Ausstellungspräsident seine Entlassung angekündigt hatte, wenn seine Posaunen nicht sofort auf der ihm verhafsten Bildfläche erschienen. Und so erschien er denn auch.

Aber er war furchtbar geladen. Was hätte die Kapelle uns da für Sturmmotive vorgeblasen, wenn der Dirigent ein Stück Wagnerschen Genius in der Eile hätte borgen können, da wäre der Walkürenritt nur eine Pensionatssonatine dagegen geblieben. So konnten die Empörungsmotive nur durch Gewaltmittel zum Ausdruck kommen. Es war einfach ohrbetäubend. Doch nun kam das Beste. Nachdem nämlich die Amerikaner gesprochen, wurde die Nationalhymne gespielt, nach dem Engländer kam „God save the queen“ und nach dem Franzosen: „Allons enfants de la patrie“. Aber nachdem der deutsche Demosthenes geendet, kam eine zahme amerikanische Negermelodie vom Lämmlein auf der Haide. Und warum? Der Vorsitzende, man höre und staune, hatte das impertinente Ansinnen gestellt, dafs die Wacht am Rhein gespielt werden solle. „Wie“, hatte der Papageno mit dem Taktstock gesagt und dabei sträubten sich die Federn seiner zwanzigfarbigen Uniform, „die Wackt sur le Rhin? Jamais!“ Und so ist uns der Genufs, den Kantus des neugermanischen Tyrtäus mitzusingen, entgangen. Man amüsierte sich aber schliefslich nur darüber, und nachdem die Garde, im Bewufstsein, das Vaterland gerettet zu haben, das Feld geräumt hatte, fing ein gehöriges Pokulieren an, welches die Welt im rosigsten Lichte erscheinen liefs, so dafs man sich sogar hier und da eine zärtliche Umarmung gefallen lassen mufste. Sogar von Russen und Japanern hiefs es: „In den Armen lagen sich beide.“

Es mufs hierzu bemerkt werden, dafs man in Amerika Die Wacht am Rhein als deutsche Nationalhymne betrachtet, da die deutsche leider dieselbe Melodie wie die englische hat. Welch herrliche Gelegenheit für ein modernes Genie, eine internationale deutsche Nationalhymne zu schaffen!

Am letzten Tage der Woche dünkte mir, dafs die Leistungsfähigkeit meines durch die Gastfreundschaft in St. Louis stark in Anspruch genommenen Stoffwechsels erschöpft war, und so kann ich von all den Nachklängen des Kongresses nicht berichten.

Wie in einem Kaleidoskop waren die merkwürdigsten Eindrücke vorübergehuscht, und man braucht eine lange Zeit der Sammlung, sie ordentlich zu verdauen. So viel steht fest, dafs die Ausstellung ein unerreicht schönes Ganzes darstellt.

Nicht die ungeheure Ausdehnung, welche alle anderen Weltausstellungen um das Doppelte übertraf, sondern namentlich die Schönheit der Einzelausführungen ist besonders hervorzuheben.

Ich habe einen grofsen Teil der Welt bereist, aber etwas feenhafteres wie die Kaskadengärten sah ich nirgendwo. Es war ein geradezu zauberhafter Anblick, welcher sich auf diesem eine halbe englische Meile umfassenden Kaskadenhügel darbot. Derselbe bildete sozusagen den Haltepunkt eines Fächers, von welchem aus die Ausstellungsgebäude wie die Strafsen vom Karlsruher Schlofs aus divergierten. Der Hintergrund dieses Hügels wurde gebildet von dem Kunstpalast, in welchem auch die deutschen Gemälde untergebracht waren, der Staatenterrasse und der Festhalle. Auf einer Seite war ein amerikanischer Pavillon, auf der anderen, von einem herrlichen Garten im Rokokostil eingefafst, das deutsche Haus. Inmitten der in Form eines Halbmondes angeordneten Fassade waren drei Kaskaden, welche an Gröfse und Schönheit alles übertrafen, was man je in dieser Kunstrichtung zu sehen gewohnt war. Die Fontänen trugen das Wasser 24 Fufs hoch über das Niveau der sie umgebenden Wandelterrassen, um dann in einen herabfallenden Strom zu enden, welcher 45 Fufs breit war. Diese schäumenden Wassermassen stürzten nun über marmorne Stufen in ein 600 Fufs weites Becken am Grunde des Hügels, um von da aus in den grofsen Kanal sich zu ergiefsen, welcher sich zwischen den Ausstellungspalästen gegen die deutschen „Tiroler Alpen" hinzog. Über den Hauptkaskaden strömten die kleineren Kaskaden bergabwärts. Eingerahmt waren dieselben von Meisterstücken moderner Skulptur, hinter welchen sich die prachtvollsten Blumenbeete dehnten. Wenn am Abend die Millionen elektrischer Lichter sich in den Wellen der Kaskaden wiederspiegelten, glaubte man tatsächlich ein Märchen aus Tausend und eine Nacht vor seinen Augen sich vollziehen zu sehen. Man hat dem Yankee wohl zugetraut, dafs er im Maschinenbau oder in Dimensionsfragen das Unglaubliche leisten könnte, dafs er aber einen so vollendeten künstlerischen Geschmack zeigen würde, hatte niemand erwartet. Da schweigt wirklich alle Kritik und es bleibt nur übrig, sich bewundernd vor so viel Herrlichkeit zu beugen.

Wenn man über den Kaskaden stand und die ungeheure Ausstellungsfläche mit ihren 500 Ausstellungsgebäuden überschaute, so mufste man sich doch mit Stolz sagen, dafs es eine schöne Aufgabe ist, in einem Lande zu wohnen und zu wirken, welches etwas Derartiges zuwege bringen konnte. Und daran werden die Nörgler, die ja überall zu finden sind, nichts ändern.

Es ist zu beklagen, dafs so viele deutsche Berichterstatter, um der Sommerhitze zu entgehen, schon im Mai hierher kamen. Sie fanden die Ausstellung noch im Stadium der Entwickelung, die Hilfsmannschaften noch nicht eingeschult und das Wetter schlecht. So mischten sie denn ihre Gallenfarbstoffe in ihre heimischen Berichte. Es sind ja freilich mancherlei Verstöfse vorgekommen, aber das ist bei einem so gigantischen Unternehmen unabwendbar. Einige Kongrefsbesucher hatten infolge ihrer ungenügenden Beherrschung der Landessprache Schwierigkeiten mit Gepäck und Wohnung. Aber das hat den meisten nichts verschlagen. Es war gewifs kein Leichtes, alle die vielen Besucher gut unterzubringen. Diejenigen Kongrefsgäste, welche nicht in den neuen Schlafsälen der Washington-Universität innerhalb der Ausstellungsgelände untergebracht werden konnten, waren in den gastlichen Häusern von St. Louiser Kommilitonen, zumeist Ärzten, wohl aufgehoben. Die St. Louiser Stegreifintendantur entledigte sich ihrer Aufgabe, eine ganze Gelehrten-Armee zu versorgen, in unübertrefflicher Weise. Dafs da und dort eine Jenenser oder Marburger Kathederleuchte, welche sich alle paar Jahre über den Bannkreis ihrer lieben kleinen Nester hinauswagte, noch nicht flügge für ein amerikanisches Itinerarium war, ist ja wohl zu verstehen, und aus den ergötzlichen Mifsverständnissen, welche sich aus Unkenntnis des englischen Idioms und Kleinstadtgewohnheiten zusammensetzten, hätte Blumenthal oder Schönthan reichlichen Stoff schöpfen können.

Die Verpflegungsverhältnisse waren im allgemeinen vorzüglich, nur von deutscher Seite wurde darüber geklagt, dafs man zu wenig Wirtschaften antraf, obgleich im ganzen 125 Restaurants auf dem Ausstellungsgelände sich bemühten, den Leibesbedürfnissen aller gerecht zu werden. Man konnte für ein Geringes ein frugales nahrhaftes Mahl bekommen. Die besser Situierten erhielten in dem deutschen Restaurant,

welches sich dem deutschen Hause als reizendes Komplementarium anlehnte, alles, was ein verwöhnter Gaumen wünschen kann. Die Verkehrsverhältnisse waren geradezu ideal. So grofs auch die Menschenflut im Ausstellungsrayon war, es kam nie zu einem Gedränge und selbst am St. Louiser Galatag, an welchem die Ausstellung von nahezu einer Million Fremder besucht wurde, beförderten die St. Louiser Strafsenbahnen die Passagiere ohne Verkehrsstockungen. Obgleich die meisten Besucher aus unkultivierten Gegenden kamen, ereigneten sich keine wilden Schiefsaffären, wie sie mit Vorliebe auf deutschen Bilderbögen dargestellt werden. Viele dieser Natursöhne boten ein eigentümliches Äufsere dar, aber wo soll der Sohn der Wildnis sich auch nach der neuesten Mode kleiden lernen? Manche dieser Grofsbauern, Viehzüchter, Cowboys, Sägemüller und Minenbesitzer hatten ein gröfseres Einkommen als die ganze Fakultät mancher deutschen Universität. Sie kamen auf die Ausstellung mit dem festen Vorsatz, so viel als möglich auszugeben, sie taten dies aber keineswegs in der herausfordernden und widerlichen Weise, wie es dem europäischen Parvenü eigen ist. Den Brennpunkt dieser Vettern vom Lande bildete die Pike, eine Art Panoptikum, das man in hundert verschiedene Gebäude zerlegt, wo neben Hagenbeckscher Menagerie ein japanischer Zaubergarten prangte und hinter der Nordpolfahrt die Erinnerung an den Burenkrieg mehrmals täglich durch wüstes Reiten und Schiefsen wieder erweckt wurde. Es war ein trauriges Schauspiel, die Burengeneräle dort um ihr tägliches Brot eine Schaustellung geben zu sehen und ich weigerte mich standhaft es anzusehen. Armer Krüger, wohl dir, dafs du es nicht mehr erlebt hast!

Inmitten dieses Jahrmarkttreibens konnte jedoch auch der ernste Forscher auf seine Kosten kommen. Namentlich für ethnologische Streifzüge fand sich da ein ergiebiges Feld. Ich erwähne z. B. die sehr grofse Anlage des mexikanischen Indianerdorfes, die Felsenhöhlenbewohner und ähnliche Kulturpartikularisten. Im Philippinendorf konnte man einen guten Einblick in das Wesen unserer neuen mit forzierter Liebe angegliederten Mitbürger gewinnen. Alle Gesellschaftsklassen waren unter den zahlreichen Einwohnerschaften vertreten, vom

philippinischen Stiefel- resp. Nägelputzer bis zum Oberschultheifs hinauf. Der amerikanische Schulmeister inmitten der hoffnungsvollen philippinischen Jugend nahm sich besonders interessant aus. Eigentümlich muteten dazwischen die Hütten der Ainos an. Die Medizin ist allerdings noch eine Terra incognita im Philippinendschungel und für einen unternehmungslustigen jungen und strapazenfrohen Äskulap wären da glänzende Aussichten zur Erwerbung einer grofsen Praxis, wenn eine solche auch vorläufig das Dat Galenus opes nicht zu Ehren bringen dürfte. Der Anthropologe fand auch in den grofsen Aquarien der Fischereiausstellung eine gewaltige Anhäufung von Stoff zu Untersuchungen.

Die Anlage der Ausstellung war, wie schon angedeutet, eine sehr glückliche, Sie war 5 englische Meilen vom Vater der Ströme entfernt, also etwa 4 Meilen vom Geschäftsviertel der Stadt, von welchem aus man sie auf 13 verschiedenen Strafsenbahnen erreichen konnte. Die Form des Ausstellungsterrains war rechteckig, so dafs die kurze Seite 1 Meile und die lange 2 Meilen betrug. Der gröfste Teil ragte in den „Forest Park“ hinein, einen öffentlichen, zumeist aus schönem Fichtenwald bestehenden Stadtpark. Zwischen ihm und dem Geschäftsteil von St. Louis befindet sich ein grofses Villenviertel, welches von dem Geschmack und der Wohlhabenheit der Einwohner Zeugnis ablegt. Viele Ärzte haben dort ihre Privatwohnungen, während sie in einem der Wolkenkratzer des Geschäftsviertels ihre Sprechstunden abhalten. Im Westen, vor allem auch in Chicago, greift diese Sitte, Sprechzimmer und Wohnung zu sondern, immer mehr um sich. In New-York machte man vor wenigen Monaten den ersten derartigen Versuch, dem ich für die Hudsonmetropole kein so günstiges Prognostikon stelle.

Die Szenerie von St. Louis ist mit der von New York nicht vergleichbar, das Mississippital ist im Norden, bei St. Paul zum Beispiel, viel hübscher, aber dafür blüht hier in der alten Sklaven- und Pflanzerhochburg Handel und Wandel. Überall im Geschäftsviertel steigt einem der Rauch der vielen Mississippidampfer in die Nase und den Mund, überall gibt es zu sehen, der Verkehr ist ohrbetäubend und um alle fünf Sinne zu beschäftigen, wird man durch unfrei-

willige Rippenstöfse auf den bevölkerten Trottoirs auch beständig an den Tastsinn erinnert.

St. Louis hat im Bürgerkrieg eine entscheidende Rolle gespielt. Und zwar waren es namentlich Deutsche, welche den Ausschlag gaben. Hatten schon die Deutschen die Erwählung des Märtyrerpräsidenten Lincoln durchgesetzt, so müssen selbst die Chauvinisten zugeben, dafs sie das einzige Element in St. Louis waren, welches den Rebellen entgegentrat. Man erinnere sich nur, dafs der pflichtvergessene Gouverneur des Staates Missouri im Weichbild der Stadt ein grofses Rebellenlager hatte erstehen lassen, mit der Absicht, den Staat Missouri von der Union abspenstig zu machen. Die deutschen Freiwilligen machten aber diesen Plan zu schanden, hoben das Lager auf und nahmen sämtliche Rebellen gefangen. Wäre diese tapfere Tat nicht erfolgt, so würde das Unionsheer gezwungen gewesen sein, dieses Rebellennest, Camp Jackson genannt, erst wieder zu erobern, ein Unternehmen, welches unter den obwaltenden ungünstigen Umständen eine schwierigere Aufgabe gewesen wäre, als irgend eine Waffentat dieses männermordenden Krieges. Dies ist auch von keiner geringeren Autorität als General Grant in der historisch gewordenen Erklärung anerkannt worden, welche im Original heifst: „The taking of this camp saved St. Louis to us, saved our side a long and terrible siege, and was one of the best things in the whole war.“ Diesen, den deutschen Heldenmut anerkennenden Ausspruch sollten die Deutschen in Amerika als ein gutes Antiseptikum gegen das Nativistengeschmeifs gebrauchen. Mancher edle deutsche Blutstropfen ist hier für das Adoptivland geflossen. Das dürfen die Amerikaner niemals vergessen.

Heute ist St. Louis eine blühende, der Union treu anhängliche Stadt von 760 000 Einwohnern. Viele Strafsennamen erinnern daran, dafs St. Louis von Franzosen gegründet wurde, wie ja auch der Name der Stadt selbst zu Ehren Ludwig XV. von Frankreich gegeben wurde, als der kühne Abenteurer Laclede auf seiner denkwürdigen Expedition von New Orleans mississippiaufwärts daselbst eine Niederlassung gründete, welche ursprünglich dem Tauschhandel mit Indianern dienen sollte. Im Jahre 1803 kauften die jungen

Vereinigten Staaten den ganzen Staat Louisana, zu welchem damals auch St. Louis gehörte, von Napoleon. Man sagt, es wäre dies eiue Captatio benevolentiae des grofsen Korsen gewesen, welcher oft die Möglichkeit erwogen haben soll, in Amerika weiter umzuwälzen, wenn es in Europa nicht mehr ginge. Gottlob ist es dazu nicht mehr gekommen. Jedenfalls war der Kauf für die Vereinigten Staaten von ungeheuerer Bedeutung. Denn von jener Zeit an begann sich erst der fernere Westen zu erschliefsen. Freilich waren es nur eintausend Köpfe, welche die Stadt des heiligen Ludwig repräsentierten, als sie in amerikanische Hände geriet. Dieses Ereignis sollte durch die Weltausstellung verherrlicht werden, welche deshalb auch Louisiana-Exhibition hiefs. Heute ist St. Louis eine der gröfsten Handelsstädte der Welt. Es ist die gröfste Tabakzentrale in Amerika und enthält die gröfsten Fabriken von Tabak und Schuhen und, last not least, die gröfste Brauerei der Welt. Dieselbe ist natürlich grunddeutsch. Der Chef, dessen Namen Busch keinen Zweifel an seiner Abstammung zuläfst, versteht sich aber nicht blofs auf Malz und Hopfen, sondern auch auf Kunst und Wissenschaft und hat als Mäcen hervorragende Verdienste. Das wird natürlich durch um so gröfseren Bierdurst im ganzen Mississippital weidlich anerkannt. Es ist eine interessante Erscheinung, dafs der gewöhnliche sich mit dem Wissensdurst nicht allein auf der Universität vergesellschaftet. Auch in Milwaukee, dem deutschamerikanischen Athen, hat der ebenso edle als hochgebildete deutsche Brauer Pabst allein es ermöglicht, den Deutschen dortselbst ein vorzügliches deutsches Theater zu geben. Da die Regentenschatulle im Staate Wisconsin nicht nachhilft, so hat hier eben der gute Pabst eingegriffen. Die gebildeten Milwaukeer hatten vorigen Jahr deshalb guten Grund, seinen Heimgang zu betrauern.

Leider mufste eine grofse Zahl der Kongrefsbesucher gleich nach Schlufs der Sitzungen schon wieder nach Europa zurück. Hertwig war inzwischen zum Rektor der Universität Berlin gewählt worden und Orth zum Dekan, weshalb sie sich ebenfalls beeilen mufsten. Waldeyers Wissensdrang führte ihn noch zu den Aztekengräbern in Mexiko. Ein stattliches Häuflein jedoch war immer noch übrig geblieben,

welches nun Chicago, Washington, Baltimore, Philadelphia und Boston sich nach Herzenslust feiern liefs. Die Gastfreundschaft der Amerikaner ist ja unerhört. Hatte man doch dem Kongrefs die grofse Summe von einer Millon Dollar liberaliter zur Verfügung gestellt. Das genügte nun auch, um die Verhandlungen in drei Sprachen drucken zu lassen. Macht 24 grofse Bände in jeder Sprache. Für Orth veranstalteten seine ehemaligen Schüler ein glänzendes Bankett in den vornehmen Räumen des Yale-clubs in New York. Zu demselben hatten sich nahe und ferne Leuchten der amerikanischen Medizin eingefunden und feierten den Nachfolger Virchows in würdiger Weise. Was mir als besonders beachtenswert erschien, war der Toast des auch in Deutschland rühmlichst bekannten Philadelphiaer Chirurgen Keen, in welchem er die deutsche medizinische Ausstellung als ein vorbildliches Ganzes hinstellte, an welche keine andere Nation heranreiche. Bei der grofsen Achtung, welcher sich Keen in Amerika erfreut, müssen seine Worte als bedeutungsvoll gelten. Bei der Ehrung Orths durch die Amerikaner klang überall die Liebe zur deutschen Universität durch, und so gestaltete sich das Liebesmahl nicht blofs zu einer Verherrlichung der Person, sondern der gesamten deutschen Medizin. Es war auch rührend zu bemerken, wie sich die amerikaninischen Kollegen bemühten, Orth so gut als möglich deutsch anzuschwärmen.

Den offiziellen Schlufsakkord dieser ganzen Symphonie bildete der Kommers der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika im New Yorker Arion. Zu ihm hatten sich das Dutzend deutscher Gelehrter, welche noch nicht das amerikanische Hasten gelernt hatten, eingefunden. Von den Medizinern waren es Liebreich und Dessoir, deren geistvolle Reden noch lange diesseits des grofsen Wassers nachklingen werden. Liebreich war überhaupt nicht blofs im Milieu seiner Gifthütte, sondern auch im Salon der Löwe des Tages, und gerade er bewies, wie bedeutend ein deutscher Gelehrter sein kann, ohne ein Loch im Rockärmel zu haben oder seine Regenschirme überall stehen zu lassen.

Von den Kollegen der anderen Fakultäten haben Lamprecht und Harnack besonders tiefe Eindrücke hinterlassen.

Der berühmte Verfasser der Geschichte des deutschen Mittelalters erregte mit seinen Anschauungen, dafs unter Geschichte seelisches Geschehen zu verstehen sei und dafs daher das Fundament derselben die Psychologie darstellt, Aufsehen. Seine Kommersrede war von feinem Humor durchtränkt und trotz der vorgerückten Stunde hätte man ihm noch lange zuhören können. Bewundernd hing man auch an den Lippen des feinsinnigen Kirchenhistorikers Harnack. Solcherlei Gottesgelahrtheit hört man nur zu gern.

Widerspruch rief der geistreiche Breslauer Sombart hervor, welcher das amerikanische Leben mit einem Lift (Aufzug) verglich. Interessant war es, wie die Geistesgröfsen Harnack und Quidde aufeinanderplatzten. Sie konnten sich in der Weltfriedensfrage nicht einigen.

Es war ein erhebender Moment, als, nachdem das Gaudeamus igitur verklungen war, der berühmte Tenorist Anton Schott das Kaiserpreislied sang, welches, von dem Mitglied der Vereinigung, dem deutschamerikanischen Theologen Hildebrandt gedichtet, Saar, der Komponist des Liedes, begleitete. Den Schlufsakkord bildete die Begrüfsungsdepesche des Präsidenten Roosevelt, welcher mit Liebe seiner deutschen Schulzeit gedachte.

Dieser Kommers wird den Hunderten, welche ihn mitfeierten, eine unvergefsliche Erinnerung bleiben. Er bildet einen neuen Pfeiler der herrlichen Brücke, welche zwischen dem alten und dem neuen Vaterlande geschlagen wird. Wohl denen, welche Einsicht genug besafsen, an diesem Liebeswerk, welches deutsche Solidität der amerikanischen Brillanz verbinden soll, mitzubauen.

Und so wird der Kongrefs eine bedeutende Episode in der wissenschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten bleiben, deutscher Kunst und deutschem Wissen ein Monument aere perennius.

VI.

Begrüfsungsworte beim Kommers der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika zu Ehren der deutschen Kongrefsgäste am 8. Oktober 1904.

Wenn das alte Sprichwort: „Das Beste kommt zuletzt" sich bewahrheitet, so mufs nach all dem vielen Trefflichen, was sich den Forscheraugen unserer berühmten Gäste geboten hat, unser Kommers etwas Aufserordentliches sein. Und das ist er auch. Denn einmal ist er der grofse Schlufsakkord der bedeutendsten wissenschaftlichen Symphonie, welche je in den Vereinigten Staaten aufgeführt wurde und dann stellt er die erste offizielle Begrüfsung von Gästen dar, welche in akademischer Form jemals durch eine amerikanische Körperschaft veranstaltet wurde.

Es wird stets eine eigentümliche und interessante Erscheinung bleiben, dafs es in einem Lande, in welchem elf Millionen Deutsche wohnen, so lange gedauert hat, bis eine derartige Körperschaft zusammengeschweifst werden konnte. Zerbrechen wir uns jedoch nicht die Köpfe über diese den ausgewanderten Deutschen bis auf die Knochen gehende Frage an diesem dem Frohsinn geweihten Abend, denn so bedauerlich auch der Rückblick in die Zauderperiode ist, so erfreulich erscheint uns die Gegenwart und „die Gegenwart hat recht."

Wir wollen auch nicht sprechen von den Verdiensten der Männer, welche mit grofser Energie und entgegen einer Unzahl von widerwärtigen Strömungen das Werk vollbrachten, denn ohne einen mächtigen Bundesgenossen hätten sie es nicht fertig bringen können.

Dieser Bundesgenosse ist die urdeutsche Brise, welche immer mächtiger durch die Vereinigten Staaten weht, da und dort die Gemüter erquickend und kräftigend, und wenn sie ein wenig angefacht wird, aus manchem schmutzigen Winkel erbangesessene Vorurteile fortwehend, welche sich wie eine ewige Krankheit in irregeleiteten amerikanischen Gemütern festgesetzt hatten. So hat sich denn manches früher verschlossene Herz geöffnet und es ist eine Freude zu beobachten, dafs, je mehr sich die beiden Völker kennen lernen, desto höher sie sich auch zu achten beginnen. Und von der Achtung ist nur ein Schritt zum Gernhaben.

Nun kann man ja wohl einwenden, dafs die eingeborenen Amerikaner schon seit Jahren Besuchsreisen nach Deutschland unternommen haben, und doch hat man gerade nicht behaupten können, dafs die Herren Besucher sich in unser altes Vaterland verliebt hätten. Im Gegenteil, die meisten kamen zurück mit Hohn im Herzen, raisonnierten über Kleinstadt und die neue Militärvorlage und fromm die Hände faltend dankten sie Gott, dafs „wir Amerikaner nicht sind wie andere Leute, etc.“ Der amerikanische Spiefsbürger par excellence findet den Weinzwang unerträglich und die deutsche Reisemethode erscheint ihm in hohem Grade unpraktisch, schon deshalb, weil er kein Freigepäck mitschleppen darf, ohne zu bedenken, dafs er im freien Lande Amerika eben so viel mehr auf seine Fahrkarte bezahlt, auch wenn er kein Gepäck mit sich führt. Wenn er in Karlsbad seine durch allzuviel Eiswasser, Kuchen und anderen Konditoreifrevel verschleimte Leber wieder aufgeputzt hat, so meint er, dafs er ja dafür bezahlte. Er erinnert sich an die Portiers und die vielen Trinkgelder, den Doktor mit der grofsen Rechnung und vielleicht der Kunstgallerie, in welche ihn seine der Mode huldigende Frau mitschleppte und welche er wegen der mangelnden Sitzgelegenheiten zu einem Nachmittagsschläfchen verwünscht. Alle diese kleinen Mückenstiche bleiben ihm Zeit seines Lebens im Gedächtnis, dafs er aber dabei gesund geworden ist, vergifst er sobald er das hiesige Pflaster wieder betritt.

Von dieser Seite konnte das Heil kaum kommen. Auch nicht von den deutschen Kaufleuten, welche ja der höchsten

Achtung würdig sind, aber mit wenigen Ausnahmen dem Utilitätsprinzip derart huldigen, dafs sie keine Zeit für ideale Agitationen übrig hatten.

Noch weniger aber von jenen deutsch-amerikanischen Emporkömmlingen, welche die Heimat nur aufsuchen, um den in einfachen Verhältnissen lebenden Schulkameraden des Heimatsdorfes zu imponieren. „Da seht her, was für ein Kerl aus mir geworden ist", verkünden seine Blicke, wenn er, die vorsintflutliche Uhrkette vor der wohlgenährten Front hin und her wiegend, die durch immense Siegelringe verunzierte Faust um eine pfundschwere Meerschaumspitze spielen läfst und mit „Yes" und „All right" um sich wirft.

Solche Entwicklungskrüppel erregen wohl Verwunderung, aber keine Bewunderung, selbst bei den alten Kameraden nicht, die wohl ein freundliches Gesicht machen so lange ihnen der amerikanische Krösus die trockene Gurgel schwenkt. Aber sobald er den Rücken kehrt lachen sie sich in dummpfiffiger Bauernmanier zu und meinen, dafs er halt doch ein grofser Affe geworden wäre. Diese Naturen sind keine Deutschen mehr und werden auch niemals Amerikaner. Sie sind eben Karrikaturen und schaden dem alten wie dem neuen Vaterland. Wenn der Amerikaner von einem derartigen fleischgewordenen Druckfehler auf den deutschen Charakter schliefst oder ihn gar als Paradigma ansieht, wie es an kleinen amerikanischen Orten nicht gar zu selten sich ereignet, dann schaut es freilich mit der Verbrüderung schlecht aus.

Die Verständigung kommt auch nicht von jenen noch so gebildeten Reisenden, welche aus flüchtigen Eindrücken, ja sozusagen, aus dem Eisenbahncoupé, einen Einblick in deutsches Wesen und Weben erhalten zu können vermeinen. Aber gottlob, da sind noch andere Elemente, welche zur Verständigung führen und welche den Kitt bilden, welchen vor der Hand weder politische Erwägungen noch eine der vielgestaltigen Sentimentalitätsduseleien auseinandersprengen werden.

Das Verständnis und mit ihr die Liebe zum deutschen Wesen konnte nur kommen aus dem kerngesunden Herzen der begeisterungsfähigen Jugend die sich Zeit nimmt, in die

Tiefen des deutschen Wesens einzudringen. Es ist mit anderen Worten das zur deutschen Universität hindrängende Jungamerika! Zeigen Sie mir einmal einen einzigen amerikanischen Akademiker, welcher in Deutschland studierte und Deutschland nicht aus voller Seele liebt. Hier sehen Sie die Quellen der Strömung, welche Amerika so frisch durchzieht und seinen Einwohnern zeigt, dafs die deutschen Hochschulen ein Fundament für die Entwicklung strebender Menschen darstellen, wie sie kein anderes Land der Jetztzeit gewähren kann, dafs selbst die deutsche Industrie, welche auf der Weltausstellung so unerhörte Triumphe feierte, zu einem grofsen Teil im Studierzimmer deutscher Gelehrten geboren wurde. Ja, diese Amerikaner, welche deutsche Studenten waren, haben die deutsche Lymphe für immer im Blute. Sie wissen von Deutschland nur Gutes am heimischen Herd zu erzählen und selbst für die deutschen Nationaluntugenden haben sie ein versöhnendes Wort. Ja, sie gehen in der Liebenswürdigkeit sogar so weit, dafs sie die deutschen Fehler vortrefflich nachmachen.

Und diese verlästerten Yankees, sie waren es in erster Linie, welche mit uns Deutschgeborenen das heilige Feuer so lange schürten, bis eines schönen Tages die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika das Licht der Welt erblickte.

Und Sie, meine Herren Gäste, die Sie die Blüte der deutschen Universitätsprofessoren repräsentieren, haben drüben das Feuer entfacht, das wir hier nur zu schüren brauchten. Ihnen haben wir dafür vieltausendmal zu danken. Nicht blofs wir, die wir Studenten waren und die mit unverbrüchlicher Liebe und Treue an der alten deutschen Universität hängen, sondern das ganze Land, denn was immer die Feder der Diplomaten verderben mag, die Verehrung für Sie wird immer wieder die Entgleisung gut machen. Was ich sage ist keine Phrase. Wollen Sie einen deutlicheren Beweis der Hochschätzung als den unser grofses Adoptivvaterland bereits geliefert hat, nämlich die Tatsache, dafs man Sie in so grofser Anzahl ersuchte, hierher zu reisen um allen den Amerikanern, welche nicht zu Ihnen kommen können, Gelegenheit zu geben, den deutschen Professor, wie er leibt und

lebt, zu schauen und ihn zu hören; Sie müssen es ja auch in Ihren Herzen empfunden haben, wie dankbar man Ihrer Weisheit lauschte und die Frucht Ihrer Saat wird noch viele kommende Jahre auf dem amerikanischen Wissensfeld sichtbar bleiben. Und uns alten deutschen Studenten haben Sie wieder neue Begeisterung und neuen Mut gebracht zum Fortschreiten auf unserem Streben nach den hohen Idealen des deutschen Universitätsgedankens. So haben Sie viel herzlichen Dank dafür, dafs Sie zu uns gekommen sind. Und wenn unsere gegenseitige Zuneigung gleichwertig ist, dann werden Sie alle bald wiederkommen. Als Ausdruck unseres Enthusiasmus erlauben Sie uns, einen kräftigen Salamander auf Sie zu reiben. Ad exercitium Salamandri!

VII.

Der deutsche Student.

Rede beim 38. Stiftungsfest der Deutschen medizinischen Gesellschaft.

Kommilitonen!

Wenn mir je von einem hohen Rat ein Thema übertragen wurde, dem mein Herz mit Begeisterung entgegenschlug, so ist es dieses Thema vom deutschen Studenten. Welch eine Fülle herrlichster Erinnerungen tauchen da auf: wie sie ein Ende hat, die zigarrenlose, die schreckliche Zeit, die man in seines Nichts durchbohrenden Gefühle in den düsteren Kerkermauern des Gymnasiums vertrauerte, und wo man in plötzlicher Metamorphose, ein freier Fuchs, sich den Geisteskoryphäen der Universität gegenübersieht, die sich vor ihm verbeugen und ihn „Meine Herren" anreden, ihn dadurch erst zum wirklich gewordenen Etwas stempelnd; wie steht noch immer vor mir die Zeit, wo der Sonnenschein nimmer enden zu wollen schien und sich die Knospen des Gemütes entfalteten, unangekränkelt von dem bleichen Gespenst des Kampfes ums Dasein, wo das säftestrotzende Reis sich zu verdichten begann zu sturmtrotzendem Stamm; jene phantasiereiche Zeit, wo naiver, köstlicher Kinderglaube mit der Weisheit der Alten sich mischen wollte, und poesievolle Empfindung und himmelanstürmende Torheit in unglaublicher Dosierung mit ringender Männerkraft! Die Zeit wo der künftige Wein in überschäumender Jugendkraft gärt, unbekümmert, ob sich Rüdesheimer oder Sipplinger daraus entwickelt! Sie mufs einen unvergänglichen Zauber in sich tragen, diese unvergefsliche Lebensperiode, von der unsere besten Dichter mit Be-

geisterung sangen und singen. Und es können unmöglich die rein äufserlichen Züge sein, von denen man zu sprechen gewohnt ist, wenn man in das Meer studentischer Erinnerungen taucht. Es mufs eine höhere Bedeutung darin liegen, wenn alte Kerle wieder jung werden im Herzen, wenn sie daran denken; wenn selbst die Griesgrämigsten unter den Yankees gegen den eigenen Willen einen Hauch verspüren von der Weihe dieser Zeit, so dafs sie wohl oder übel sogar ihre Abneigung gegen das Nichteinheimische vergessen und fühlen, dafs es neben dem Materialismus auch noch andere Güter gibt. Selbst dem Manne bitterer Lebensphilosophie, Börne, hat sich das Wort abgerungen: „Wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren soll die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!"

Was ist es nun, das den deutschen Studenten auf ein so hohes Piedestal hebt? Kommilitonen! Es ist vor allem der stark ausgebildete Freiheitsdrang, der Sinn für Ehrenhaftigkeit, die Treue dem Freunde gegenüber und nicht zum mindesten der Patriotismus; nicht der schweifwedelnde Patriotismus, der sich im Kriechen vor einem Götzen manifestiert, sondern die Begeisterung für die edelsten Güter der Nation. Und die, meine Herren, ist entwickelt, so weit die deutsche Zunge klingt, ob Heidelberg oder Kiel, ob Dorpat oder Riga, ob Wien oder Budapest, der grofse deutsche Burschengedanke ist überall derselbe. Und die Treue, wie spiegelt sie sich sogar vom Philistertum zurück! Mit Rührung gedenke ich des unerschütterlichen Vertrauens, welches die Philister in unsere studentische Ehrlichkeit setzten. Wo, frage ich, gibt es eine Herberge, wie bei der guten alten Mutter Felix in Handschuchsheim am Neckar, dieses vertrauensfeste Ultimum Refugium, zu der man flüchtete, wenn der letzte Heller zum letzten Batzen in der dünnen Tasche Gute Nacht sagte; welche durch ein halbes Jahrhundert hindurch von ganzen Generationen angepumpt wurde und doch immer felsenfest dabei blieb, dafs sie stets, oft zwar spät, manchmal erst bei der Ankunft des ersten Enkels, bezahlt wurde, aber sie wurde bezahlt.

Und sehen wir unsere grofsen Männer an, sind sie nicht in überwältigendster Anzahl Studenten gewesen? Waren nicht

Schiller und Goethe deutsche Studenten? Ja, mit Stolz können wir das grofse Dioskurenpaar sogar unsere Kollegen nennen. Schiller brachte es sogar zum Regimentsarzt und zu einer osteologischen Abhandlung. Und sehen Sie auf den grofsen Lyriker Heinrich Heine und Uhland und Scheffel!

Sehen Sie hinauf an der knorrigen Eiche, an der sich das junggeborene Deutschland emporrankte, zu dem getreuen Ekkehard der deutschen Nation, der stets bereit war, für Germania auf die Mensur zu gehen, den Fürsten Bismarck — wäre er geworden, was er ist, wenn er nicht ein Student gewesen wäre?

Dabei fällt mir auch unser viel kritisierter Kaiser ein. Gar manches sonst widerstrebende Herz hat er sich dadurch gewonnen, dafs er seine Burschenzeit so hoch hält.

Und sehen Sie sich um in der Musik! Der gewaltigste und allerdeutscheste Tondramatiker, der den Ruhm Deutschlands in fremden Landen zu direktester Anschauung brachte, der den bösen Nachbar sogar zwang, den deutschen Siegfried anzustaunen, Richard Wagner, war er nicht auch ein deutscher Student?

Und unsere medizinischen Vorbilder! Wem schlägt nicht das Herz höher, wenn er der lichtumflossenen Gestalt eines Langenbeck gedenkt, oder des genialen Volkmann oder des zu höchstem Können befähigten Billroth? Waren sie nicht alle fröhliche, schneidige Studenten und waren sie nicht durch ihr ganzes Leben hindurch, wie Scheffel so schön sagt: „geblieben zeitlebens ein Student“?

Und von den jetzigen Zeitgenossen die Männer, welche der Wissenschaft neue Bahnen wiesen, die Väter der Zelle, der Keime und der Kathodenstrahlen, Virchow, Koch und Röntgen!

Und der Patriotismus! Wer hat den Kriegsruf erschallen lassen, als im Anfang dieses Jahrhunderts Deutschland in tiefer Schmach am Boden lag? Wiederum war es die deutsche Studentenschaft, die das Volk zur Begeisterung entflammte, dafs es die Kraft fand, die Schmach abzuwaschen! Ich brauche Sie blofs an Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner zu erinnern! Und als im Jahre 1848 der Ruf nach Freiheit erschallte, da waren es wiederum in erster Linie die Studenten,

welche ihr Blut für die Freiheit verspritzten, und sagen Sie nicht, dafs es ein leerer Wahn war, wofür sie das blutige Opfer brachten. Die auf Gräber gepflanzte Saat, sie ist gar herrlich aufgegangen, wenn auch anders als ursprünglich gedacht!

War es nicht auch ein begeisterter deutscher Student, der mit tollkühner Verachtung seines jungen vielversprechenden Lebens den Freund aus scheinbar unüberwindlichen Kerkermauern rettete? Carl Schurz! Kommilitonen, solange es deutsche Studenten und eine deutsche Treue gibt, sollte dieser Name allein um dieser Tat willen mit Ehrfurcht genannt werden. Und unser von uns allen verehrter Vorredner Abraham Jacobi, hat er nicht auch alles in dieser freiheitsdurstigen Zeit hingegeben, um seiner deutschen studentischen Gesinnung willen? Wahrlich, sie sind um ihre studentischen Erinnerungen zu beneiden?

Nicht jedem deutschen Studenten sind solche lichtvolle Rückblicke gegönnt. Bei vielen von uns hat die Misère des alltäglichen Lebens, die wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf die zarten Blaublümelein des Idealismus fielen, die Retrospektive vom grauen Philisterium in die fröhliche Burschenherrlichkeit zurück getrübt. In grobem Gegensatz zum Idealismus der Burschenzeit steht der Broterwerb, wo man die gedörrten Datteln des Berufs verzehrt, wie der Dichterchirurg Volkmann so treffend sagt. Auch Schiller hat dies scharf empfunden, als er in seinem himmelanstürmenden Drama, den „Räubern“, die in der Materie völlig verknöcherten Universitätsprofessoren verspottet, welche zur Behandlung des Hundes von Carl Moor herzugezogen wurden und sich unterboten, so „dafs das Rezept herunterkam auf 3 Batzen, so dafs der Hund auch glücklich verendete“, wie sich der sonst so dezente Schiller hier sehr drastisch ausdrückt.

Aus diesem trüben Meer des Philistertums ragt als gewaltiger, schützender Fels empor der Idealismus, die Signatur unserer Burschenzeit. An ihm müssen wir uns festhalten! Mir fallen dabei die Worte Posas an Carlos ein: „Achte die Träume Deiner Jugend!“ Ja, Kommilitonen, achten Sie die Träume Ihrer Jugend! Sagen Sie nicht, dafs Sie jetzt viel klüger geworden sind und es so herrlich weit gebracht

haben; gedenken Sie, dafs diese Zeit der Jugendträume das Beste umfafste, was Sie und die Nation besitzen, und dafs Sie heute noch, wenn Sie an einem Kreuzweg unentschlossen stehen, den Fels des Idealismus stets als guten Wegweiser erkennen können. Sagen Sie sich selbst, ob wir, wären wir noch Studenten, so handeln würden wie jetzt, wo wir uns so oft wegen lumpiger Lappalien die Hälse umdrehen möchten! Würden wir uns nicht unserer kleinen, durch den Kampf ums tägliche Brot geschärften Rankünen schämen und würde es uns beim Gedanken an unsere Studentenzeit nicht vielmehr ums Herz sein, als möchten wir selbst dem allerruppigsten Commilito in die Arme sinken und ihm sagen: „Komm' her, altes Kamel, und wirf den ganzen Hokuspokus zum Teufel!" Meine Herren, in diesem Sinne ergreife ich mein Glas und leere es auf das ewige Vivat, Floreat, Crescat! der deutschen Studentenschaft!

VIII.

Über erstrebenswerte Ziele der Deutschen Medizinischen Gesellschaft der Stadt Newyork.*)

Wenn man ein Wiegenfest feiert, so ziemt es sich wohl, sich das Geburtstagskind genauer anzusehen, mit Wonne seiner glorreichen Vergangenheit zu gedenken und nicht minder freudig sich an dem Embonpoint seines Status praesens zu ergötzen. Zu solchen Erwägungen gesellt sich unwillkürlich noch der Ausblick in die Zukunft. Was wird die Zukunft bringen? Vergangenheit und Gegenwart sind uns wohlbekannte Gestalten, wie aber die Physiognomie der Zukunft aussieht, wird nur der mit Seherblick begabte Augur erraten. Solcher Ratsherren hat es ja immer eine erkleckliche Zahl gegeben und hie und da behielt wohl auch einmal einer recht. Wird sich auch einer finden, der unserem Geburtstage das Horoskop stellt? Ich selbst werde mich wohl hüten, die Zunft der Haruspices zu stärken, aber wenn ich auch nicht in die Zukunft blicken kann, so möchte ich es mir doch nicht versagen, Ausschau zu halten nach den Zielen, zu welchen hin das Geburtstagkind den Kiel richten dürfte oder sollte.

Bei einem der reizenden Wiegenfeste vergangener Jahre wurde von einem unserer hervorragendsten Mitglieder die Ansicht geäufsert, dafs die vornehmste Aufgabe der Deutschen medizinischen Gesellschaft darin bestehe, dem frisch eingewanderten deutschen Arzt ein Mentor zu sein. Sie bilde tatsächlich das Medium, vermittels dessen er, der ja traditioneller Weise niemals englisch gelernt hat, sich allmählich

*) Rede beim 43. Stiftungsfest der Gesellschaft, am 12. Dezember 1903.

den Weg in die grofse professionelle Arena bahnt. In dieser privilegierten Schwimmschule kann er seinen Regungen freien Lauf lassen, hier braucht er nicht ängstlich an dem Faltenwurf der Mundwinkel der Angeredeten zu hängen, in steter Furcht, sich unpassend ausgedrückt zu haben — hier kann er reden, wie ihm der Schnabel hold oder unhold gewachsen ist, und er kann sich darauf verlassen, dafs man auch mit ihm gut deutsch redet, wenn es die Indikation erheischt. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Nur ist eines dabei zu bedenken, dafs dieser Vorteil einseitiger Natur ist und mehr dem eingewanderten Kollegen als der Gesellschaft zugute kommt. Denn würde dieselbe darin ihre Hauptaufgabe sehen, so müfste sie zu dem wenig beneidenswerten Rang einer distinguierten Eselsbrücke herabsinken. Dafür wäre aber die Deutsche Medizinische Gesellschaft denn doch viel zu gut. Denn sie steht vor ungleich höheren Aufgaben, deren Lösung allerdings der Zukunft vorbehalten werden mufs, da die Gesellschaft in der Vergangenheit noch nicht von den mächtigen Entwickelungsfaktoren berührt wurde, welche neuerdings mit elementarer Gewalt an die Oberfläche drängen.

Das Grundmotiv dieser Entwickelungsregungen ist in dem immer intensiver sich emporringenden Bildungsbedürfnis unseres Adoptivvaterlandes zu suchen. Dafs in dieser Bewegung unsere hiesigen Kollegen eine dankenswerte Rolle spielen, wollen wir mit besonderer Genugtuung konstatieren.

Die unerhörten materiellen Erfolge dieses herrlichen Landes, wie sie einzig in der Geschichte der Völker dastehen, sind freilich wenig dazu angetan gewesen, idealem Streben einen günstigen Nährboden zu bieten. Zu Ehren der Vereinigten Staaten sei jedoch hervorgehoben, dafs ihnen trotzdem zu allen Zeiten erleuchtete Männer erstanden, welche ideale Tendenzen mit lauter Stimme verkündeten. Ganz besonders erfreulich aber ist es, dafs die Zahl derselben neuerdings eine bedeutende Mehrung aufweist.

Es ist selbstverständlich, dafs in dem Mafse, in welchem man aufhörte, in dem Bauernjungen mit den obligaten Holzschuhen, dem Bierbankier mit der Zipfelmütze und der ellenlangen Pfeife, umsonnt und verklärt von der Holdseligkeit

der drallen Deern des Groceryladens, den Typus deutschen Wesens zu erblicken, sich die Augen der bildungsheischenden Elemente sehnsuchtsvoll dahin richteten, wo traditioneller Weise die Geisteskultur seit Jahrhunderten in höchster Potenz gepflegt wurde. Ja, selbst in den Kreisen, wo man deutscher Art immer etwas am Zeuge zu flicken hat, ist man sich darüber einig geworden, dafs nirgendwo die Wissenschaft so tief und begeistert erfafst wird, als auf Deutschlands Hochschulen.

Wie kraftvoll mufs doch auch der Gehalt der deutschen Volksseele sein, da es ihr gelang, bei der im Verhältnis zu anderen Ländern geradezu zwergenhaft erscheinenden Ausdehnung seines Terrains, bei seiner stiefmütterlichen Geographie, d. h. bei der beengten Lage zwischen anderen, zumeist heterogenen Stämmen und bei seinem zum gröfsten Teil mageren Boden, in der Welt des Geistes die unbestrittene Suprematie zu erobern.

In der Tat, der immer gröfser werdende Zug amerikanischer Studenten nach deutschen Universitäten hat einen guten Grund.

Mit Stolz blicken wir, welchen das grofse Glück zuteil geworden, auf deutschen Universitäten unsere Studien zu vollenden, auf die Hochburgen deutscher Wissenschaft und ihrer unsterblichen Heroen.

Speziell wir Mediziner berauschen uns an den Namen der besten in der Ruhmesgallerie. Sind doch selbst die beiden gröfsten deutschen Dichter — Schiller und Goethe — Medizinstudenten gewesen. Der Zauber, welcher die Weltindustrie zu ungeahnter Höhe hob, hat nicht zum kleinsten Teil im bescheidenen Laboratorium deutscher Gelehrter, wo man's der Natur „abzwang mit Hebeln und Schrauben“, sein Wiegenlied gesungen. Was wäre die Chemie heute ohne Liebig und Bunsen, die Physik ohne Helmholtz, Kirchhoff und Röntgen, die Medizin ohne Johannes Müller, Gräfe, Virchow und Koch, die Chirurgie ohne Dieffenbach, Langenbeck, Billroth, Volkmann, Virchow, Esmarch, Bergmann, Czerny und König?

Die Wiedergeburt der Medizin im Jungbrunnen der Naturwissenschaften ist eine deutsche Schöpfung, wie es die Asep-

sis und die Röntgenbelichtung ist. Ohne den unsterblichen Verdiensten Pasteurs und Listers zu nahe treten zu wollen, vergesse man doch nicht, dafs ihre Deduktionen auf dem Boden gründlicher deutscher Forschung emporgeschossen sind.

Diese Tatsachen den amerikanischen Mitbürgern verständnisvoll vorzuführen, damit sie lernen und wissen, was deutsche Wissensarbeit geleistet hat und bedeutet, scheint mir eine der vornehmsten Aufgaben der Deutschen medizinischen Gesellschaft zu sein. Sie wird dadurch über den Respekt unserer amerikanischen Kollegen gebieten und sich schliefslich ihre volle Freundschaft erwerben und nicht durch das Verleugnen, sondern durch das Hervorkehren der spezifischen deutschen Errungenschaften, die fürwahr das Tageslicht nicht zu scheuen brauchen. Wie aber soll ihnen dieselben zugänglich gemacht werden?

Wenn man die deutsche Sprache nicht versteht, so ist das recht schwer. Wie soll man die Schönheit der Glocke würdigen, wenn man die Sprache Schillers nicht versteht? Sollte man nicht den eingeborenen Kollegen zuweilen Gelegenheit geben, in ihrer Sprache sich über deutsche Themata zu äufsern? Wie mancher amerikanische Kollege, welcher auf deutscher Universität ein leidliches Deutsch radebrechte, ist andrerseits froh, es hier fortsetzen zu können, wenn er sich nur auf englisch erst wieder einführen darf. Und was man näher kennen gelernt hat, pflegt man zumeist auch lieb zu gewinnen.

Der gebildete Amerikaner weifs die typischen Eigenschaften des Deutschen, seine Genügsamkeit, die rastlose, hingebende und in die Tiefe dringende Arbeitslust, welche nicht durch die Frage nach dem materiellen Nutzen eingedämmt wird, alle Eigenschaften, die bei ihm selbst weniger entwickelt sind, wohl zu schätzen.

Sein unermefsliches und resourcenreiches Land hat eine bewunderungswürdige Energie, einen Wagemut sondergleichen, Findigkeit und Tatkraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, enthusiastischen Optimimus, genährt durch den unerschütterlichen Glauben an das sprichwörtliche amerikanische Glück, und einen scharfen Blick für das Nützliche grofs-

gezogen, alles an und für sich lobenswerte Fähigkeiten, welche jedoch zugleich die Gefahr der Oberflächlichkeit, der Abenteurerlust und des Fanatismus in sich schliefsen. Diese Gefahren zu kompensieren, dazu sind gerade die deutschen Gegensätze besonders geeignet.

In der Entwicklung unseres herrlichen Adoptivvaterlandes hat sich dieser kompensatorische Einflufs auch deutlich genug geltend gemacht. Wo wäre man sonst ohne das Hemmungszentrum der deutschen Blutmischung, die Gründlichkeit und Bedachtsamkeit, wie sie einmal dem deutschen Michel eigen ist, ohne seine Genügsamkeit, Toleranz, seinen Frohsinn, seine Genufsfähigkeit hingeraten?

Andrerseits dürfen wir nicht vergessen, dafs gerade die deutschen Tugenden wiederum einen Rattenkönig von unerfreulichen Neigungen im Gefolge haben, nämlich die manchmal bärenhafte oder barocke Formlosigkeit, die bekannte Uneinigkeit, die Schwerfälligkeit, die Nörgelsucht und den Eigensinn.

Diese Rassenexkreszenzen werden in segensreicher Weise abgetönt durch die Brillanz, die Kompromifsbereitschaft, die Grazilität, die Formvollendung und die durch Grofsmut diktierte Nachgiebigkeit des Amerikaners.

So haben wir unter dem Sternenbanner eine Ehe in optima forma, welche ja auch bekanntlich um so glücklicher ist, je gröfser der Gegensatz der Temperamente ist.

Was nun speziell die medizinische Wissenschaft betrifft, so ist die Periode des ausschliefslichen Gebens von deutscher Seite längst vorüber. Wenn wir allein bedenken, was ein Mc Dowell, Mott, Morton, Warren, Sims und Parker der medizinischen Welt geschenkt, so müssen wir uns voll Ehrfurcht neigen.

Die Appendizitis ist — sozusagen — auch eine amerikanische Schöpfung. Die Sennsche Darmnaht, die methodische Thorakozentese, die Klumpfufsoperation, der Murphysche Darmknopf, die Pravazsche Spritze, sie sind sämtlich amerikanischen Köpfen entsprungen.

Nirgendwo hat sich die Asepsis so vollendet entwickelt als in den Vereinigten Staaten. Die medizinische Karawane, welche im Laufe der letzten Jahre herüberpilgerte, sie schaute und staunte, wie Sie es selbst aus dem Munde hervorragender Gäste unserer Gesellschaft gehört haben.

Wie es den Vereinigten Staaten gelungen ist, als vollgültiger Faktor, mit dem man rechnen mufs, in die Reihe der alten Kulturmächte einzutreten, so hat es auch die amerikanische Medizin nach kurzem, harten Kampf erreicht! Ja, in der Technik hat das junge Land bereits die Führung übernommen! So steht unsere Gesellschaft vor der zweiten hohen Aufgabe, den Kollegen in Deutschland vorzuführen, was amerikanische Wissenschaft heutzutage bedeutet.

Läfst sich denn ein erhebenderer Ausblick in die Zukunft ausmalen als der Gedanke an eine geistige Verbrüderung zwischen deutschen und amerikanischen Ärzten? Wir stehen hier an einem ungeheuren Bau, verständnisvoll und im Herzen einig nicken wir uns sozusagen über das Weltmeer hinüber wie gute Kameraden zu, in der einen Hand die Kelle, den stolzen Bau zu fördern, in der anderen die Klinge, wenn es sein mufs, ihn zu schützen. Welch eine wunderbare Perspektive des Ideenaustausches eröffnet sich da! Ist es nicht köstlich, sich auszumalen, dafs zur selben Stunde, da deutscher Märchenzauber im weifsen Hause einen jungen Roosevelt sich als Dornröschenprinz fühlen läfst, die unvergleichliche Poesie des Lederstrumpf ein Prinzlein in der kaiserlichen Burg zum rauhen Reiter ummodelt? Wie herrlich, dafs die hinreifsende Tonschöpfung, wie sie nur ein deutscher Meister schaffen konnte, in Amerika Tausende von Herzen erhebt und erquickt, während der sinnreiche Apparat, welcher dem rastlosen Hirn eines Amerikaners entsprang, Tausenden im alten Vaterlande zugute kommt! Wie erhebend, dafs der Genius eines deutschen Gelehrten amerikanischen Kranken die Gesundheit wiedergibt, und dafs ein Gedanke, welcher unserer Gesellschaft entsprofs, sich drüben zum Nutzen der leidenden Menschheit verwerten läfst! Pflegen wir darum den grofsartigen Zug, welcher für unser Adoptivland so charakteristisch ist, auch in der Deutschen medizinischen

Gesellschaft, verbrüdern wir uns zu einer grofsen medizinischen Familie, und wenn ein Giftmichel ab und zu ein paar Gallensteine ins Lager wirft, wollen wir uns nicht verblüffen lassen und uns frei nach Scheffel die Gallengänge allezeit offen halten. Ergo in aeternam gloriam Hippocratis! Ich leere mein Glas auf das ewige Vivat, floreat, crescat der Deutschen medizinischen Gesellschaft von New-York!

IX.

Der Einfluſs deutschen Ärztetums in Amerika.*)

Die Geschichte der Entwickelung der amerikanischen Heilkunde spiegelt sozusagen die Entwickelung der Vereinigten Staaten wieder. Keine Nation der Erde kann sich rühmen, in einer so kurzen Spanne Zeit zu so erstaunlicher Höhe emporgestiegen zu sein. Aus bescheidenen Anfängen, so bescheiden, daſs man sich ihrer fast zu schämen versucht ist, hat sie sich derart vervollkommnet, daſs sie in einzelnen ihrer Zweige bereits vorbildlich genannt werden kann.

Welch eine Fülle von Geist und Enthusiasmus selbst zu den Zeiten traurigsten Interregnums zu finden war, geht aus mannigfachen Anzeichen hervor. Man gedenke zum Beispiel der kühnen Laparotomien Mc Dowells, welche schon vor sechzig Jahren das alte Europa in das höchste Erstaunen versetzten. Mit der Entdeckung der Äthernarkose durch Morton in Boston beginnt der Triumph der modernen Chirurgie. Marion Sims mag als Vater der Gynäkologie bezeichnet werden. Parker wies schon vor 30 Jahren nach, daſs die Entzündung des Wurmfortsatzes durch besondere anatomische Bedingungen zustande kommt und daſs es eine genuine Blinddarmentzündung überhaupt nicht gibt; das Ammenmärchen vom Traubenkern als ätiologischem Faktor wurde von ihm in die Kinderstube verwiesen, ein wissenschaftliches Verdienst, welches in Deutschland leider zu wenig gewürdigt wird. Dem trefflichen Kinderarzt O'Dwyer verdanken wir die lebensrettende

*) Rede beim Germanistenkongreſs in St. Louis am 17. September 1904.

Intubation des Kehlkopfes beim Kroup. Mott war der erste Chirurg, welcher die Kühnheit besafs die Arteria innominata zu unterbinden.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dafs Amerika auf dem Gebiet der chirurgischen Technik schon vor Dezennien Triumphe feierte, welche jenen der alten kulturhistorischen Länder keineswegs nachstanden.

Und mit jedem Jahr der Weiterentwicklung sahen wir den Wissensdrang der amerikanischen Ärzte wachsen. Denen, welche sich tiefer in die Wissenschaft versenkten, wurde es bald klar, dafs nirgendwo die Tiefe des Denkens, die Gründlichkeit der Forschung und die zähe Beharrlichkeit im Lösen wissenschaftlicher Probleme in so vollendeter Weise gelehrt wurde, als auf den Universitäten des Volkes der Denker. Die Zahl der in Deutschland studierenden amerikanischen Ärzte hat in den letzten Jahren eine enorme Höhe erreicht und so bildete sich allmählich ein stattliches Kontingent von hiesigen Medizinern heran, welche den Grund ihres bedeutenden Wissens auf deutschen Hochschulen gelegt hatten. Ja, man darf kühn behaupten, dafs es kaum eine hiesige Koryphäe auf dem Gebiet der Heilkunde gibt, welche nicht eine Zeit lang wenigstens in Deutschland studiert hätte.

Dafs also der Einflufs deutschen Medizinstudiums auf Amerika ein tief einschneidender geworden ist, steht demnach gänzlich aufser Frage. Wie steht es nun mit dem Einflufs, welchen die hierher übergesiedelten deutschen Ärzte direkt ausübten?

Da läfst sich nun konstatieren, dafs die ersten grofsen Anfänge mit jener grofsen Zeit zusammenfallen, in welcher die alternde Wunschmaid Medizin dem Jungbrunnen der sich kräftig regenden Naturwissenschaften in sieghaftem Zauber entstieg, strahlend wie die herrliche schaumgeborene Göttin.

Vor dieser trüben Aera, in welcher man selbst in Deutschland vor lauter philosophischen Betrachtungen verlernt hatte, eine exakte Diagnose zu stellen, hörte man auch wenig von den Leistungen deutscher Ärzte in Amerika. Wie hätte es auch anders sein können, wo das Mutterland selbst nahe daran war, den wissenschaftlichen Kompafs zu verlieren? Kein Wunder, wenn Goethe und Schiller der Medizin Valet sagten;

wer weifs, ob sie angesichts der heutigen Triumphe sich nicht anders besonnen hätten.

Immerhin findet man aus jener Zeit bei sorgfältigem Forschen da und dort die Spuren deutscher Ärzte, welche auf die jungen Kolonien einen merklichen Einflufs ausübten. So sehen wir am Ende des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts schon den ausgezeichneten deutschen Chirurgen W. Detmold, welchem wir in Bezug auf plastische Operationen wertvolle Anregungen verdanken. Er war es auch, welcher die zerstreuten deutschen Elemente in New-York zu sammeln suchte. So wurde in Gemeinschaft mit A. Gescheidt, C. Henschel, H. N. Wilhelm, M. Palmedo, Fr. Miller, G. Landesmann, J. Fraenkel und M. Michaelis von ihm der Verein der deutschen Ärzte der Stadt New-York im Jahre 1846 in das Leben gerufen. Der Hauptstrom deutschwissenschaftlichen Einflusses ergofs sich jedoch erst im Jahre 1848 nach der neuen Welt.

Es war der Freiheitsbewegung dieses denkwürdigen Jahres vorbehalten, der neuen Welt eine Anzahl medizinischer Paladine zuzuführen, welche den Ruhm deutsch-amerikanischen Ärztetums in alle Welt zu tragen berufen waren. Wir wollen unter denselben nur die Namen v. Hammer, v. Roth, Krackowitzer, Noeggerath und Jacobi hervorheben. Sie alle wählten die Stadt New-York zum Schauplatz ihrer Tätigkeit mit Ausnahme des trefflichen Chirurgen Hammer, welcher in St. Louis schöpferisch wirkte.

Dem genialen und leider viel zu früh verstorbenen Chirurgen v. Roth verdanken wir die Einführung des Luftröhrenschnittes in die amerikanische Praxis.

Ernst Krackowitzer, dem bedeutendsten Schüler des viel zu wenig gewürdigten Wiener Chirurgen Schuh, hatte sich eine glänzende Laufbahn eröffnet, als ihn, den Ritter ohne Furcht und Tadel, das Jahr 1848 das Skalpell mit dem Degen vertauschen liefs. Er brachte es in kurzer Zeit zu einer führenden Stellung im Revolutionsheer, mufste aber nach tapferer Gegenwehr flüchten. Bei seinem Freund, dem berühmten Chirurgen v. Bruns in Tübingen, fand er ein temporäres Asyl. Die württembergische Regierung remonstrierte zwar nicht wenig dagegen, der wackere Senat der Universität

jedoch, gestützt von den unsterblichen Dioskuren Uhland und Schwab, berief sich auf seine altverbrieften Rechte und Krackowitzer blieb und dozierte 9 Monate lang.

Da kamen die Österreicher ins Land und nun mufste der Heimatlose mit Gefahr seines Lebens abermals fliehen. So kam er im Mai 1850 nach Amerika. Ein unersetzlicher Verlust für die Wiener Universität und eine der wertvollsten Akquisitionen, welche die neue Welt je machte! Wie energisch schon die ersten Schritte Krackowitzers waren, geht daraus hervor, dafs er nach einjährigem Aufenthalt mit v. Roth und Herczka die New-Yorker medizinische Monatsschrift gründete, welche als das erste amerikanische Ärztefachblatt betrachtet werden mufs, das in deutscher Sprache erschien.

Sein Seherblick erkannte am medizinischen Horizont der neuen Heimat die Morgendämmerung einer glanzvollen Aera, obgleich er sich den vielen Schwierigkeiten, welche die Eigentümlichkeiten des jungen Landes gedeihlicher Entwickelung entgegenstellten, nicht verschlofs. Indem er den Mut der amerikanischen Kollegen, welche ihn mit offenen Armen aufgenommen hatten, einerseits anspornte, lehrte er sie zugleich die Gefahren des Privaterziehungssystems auf der Hochschule, den Mangel humanistischer Vorbildung und den Hang zu oberflächlicher Brillanz erkennen und verringern. So ist es in hohem Grade sein Verdienst, dafs das deutsche Hochschulstudium bei den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Verbesserungen zum Vorbild diente.

Bei der Gründung des deutschen Hospitals und Dispensarys war er die Seele des kühnen Unternehmens. Als Chirurg war er vorbildlich. Sein Beruf war ihm die hehre himmlische Göttin. Finanzfragen gab es für ihn nicht. Wie hoch die amerikanische Regierung seine Bedeutung als Arzt schätzte, geht daraus hervor, dafs sie ihn wiederholt in grofsen sanitären Fragen zu Rate zog.

Er starb, noch nicht 54 Jahre alt, infolge einer Erkrankung, die er sich durch Überanstrengung zugezogen hatte.

Bei der Gründung des deutschen Dispensarys war Krackowitzer insbesondere von seinem Freund Jacobi unterstützt worden. Der geistvolle Schilling, der arbeitsame und che-

valereske Althof, der unermüdliche Gynäkologe Kammerer und die ob ihrer minutiösen Sorgfalt gewürdigten Internisten Schnetter und Schwedler standen ihm ebenfalls kräftig zur Seite. Von ganz besonderem Werte erwies sich das Hinzutreten Noeggeraths. Es gibt wohl kaum einen Frauenarzt, welcher einen revolutionäreren Standpunkt vertreten hat, als er. Wie es das Schicksal grofser Geister ist, deren Blick weiter hinaus reicht als der ihrer zeitgenössischen Kollegen, weshalb sie von denselben nicht verstanden werden, so wurde auch Noeggerath wegen seiner Theorien, welche in ganz bestimmten und klar nachweisbaren Bedingungen die Ursache der meisten Frauenkrankheiten erkannte, angegriffen und sogar lächerlich zu machen gesucht. Er durfte jedoch noch die Genugtuung erleben, dafs die ihn am bittersten anfeindeten, zuletzt die Richtigkeit seiner Beweisführung zugeben mufsten.

Der letzte der genannten Achtundvierziger weilt noch mitten unter uns in ungebrochener Kraft. Sie alle wissen, wen ich im Auge habe. Es ist Abraham Jacobi. Wie sein Freund Krackowitzer kämpfte er auf den Barrikaden, wofür er über ein Jahr in den Kasematten von Köln schmachten mufste. Glücklicherweise gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen. Was er in der medizinischen Entwickelung des Landes getan, wird auf immer der Geschichte angehören. Als eminente Autorität auf dem Gebiete der Kinderheilkunde sowohl, wie als Arzt in allgemeinster und edelster Bedeutung, als lichtverbreitender Lehrer und als fesselnder und fruchtbarer Schriftsteller vereint Jacobi so ziemlich alle Vorzüge, welche einem Erdgeborenen den Stempel der Vollkommenheit aufdrücken. Kein Arzt hat überhaupt so viel für das Anerkanntwerden des ärztlichen Standes in Amerika getan, als er, wie ja auch die New-Yorker Academy of medicine in ihrer heutigen Form tatsächlich als seine Schöpfung anzusehen ist. Tausenden junger Ärzte, welche zu ihm wie nach Delphi pilgerten, gab er Ratschläge, welche Goldes und oft noch viel mehr wert waren.

Niemand hat auch so viel zu einem freundschaftlichen Verständnis der beiden gröfsten Kulturnationen der Welt beigetragen, als er.

Sein Verdienst ist auch zu beiden Seiten des Ozeans durchaus anerkannt worden; drüben, indem man ihm einen ehrenvollen Ruf als Universitätslehrer nach Berlin zuteil werden liefs, den er ablehnte — und hüben, indem man ihm alle Ehrenstellen verlieh, welche einem amerikanischen Arzt überhaupt angeboten werden können. Vor 3 Jahren feierte er seinen 70. Geburtstag. Wir sehen ihn heute noch vor uns in körperlicher und geistiger Frische die Devise Bismarcks — aliis inserviendo consumor — in praxi ausüben.

Für spätere Generationen bedurfte es so aufopfernder Pionierarbeit nicht mehr. Es könnten noch Hunderte von bedeutenden Namen angeführt werden, welche den spezifischen Einflufs des deutschen Arztes auf die medizinische Entwickelung des Landes illustrieren würden. Bei vielen hat der Genius loci zur deutschen Gründlichkeit die amerikanische Findigkeit hinzugetragen, eine glückliche Verbrüderung, welcher die Medizin manchen originalen Fortschrittsgedanken verdankt. Es würde den Rahmen meines kleinen Berichtes überschreiten, wollte ich all die illustren Namen gebührend hervorheben, ich mufs mich deshalb darauf beschränken, nur einige wenige herauszugreifen.

Wie schon angedeutet, sehen wir, dafs fast alle bedeutenden Achtundvierziger nach der Stadt New-York gravitierten. Allerdings finden wir als Pionier deutscher Chirurgie den geistvollen v. Herff in San Antonio im Staate Texas, den noch heute feurig enthusiastischen 87 jährigen Zipperlen in Cincinnati, den genialen Kiefer in Detroit und den siebzigjährigen Jüngling Emmerling in Pittsburg. Von der späteren Generation wäre vor allem Hermann Knapp zu nennen, welcher vor mehr als 30 Jahren seine Professur an der berühmten Heidelberger Universität aufgab, um in New-York eine Muster-Augenheilanstalt zu gründen. Man kann ihn mit Fug und Recht als Vater der amerikanischen Augenheilkunde betrachten. Das von ihm gegründete Archiv für Augenheilkunde darf wohl heute noch den ersten Platz unter den ophthalmologischen Fachschriften beanspruchen.

Einen entschiedenen Einflufs auf die Entwickelung der Histologie äufserte Carl Heitzmann. In dem von ihm gegründeten Laboratorium safsen seinerzeit die meisten der

jetzigen medizinischen Gröſsen des Landes auf der Schulbank. Sein anatomischer Atlas ist bis jetzt durch kein gleichartiges Werk verdrängt. Es war sein Verdienst, durch energische Transfusion die ins retrogressive Fahrwasser geratene deutsche medizinische Gesellschaft der Stadt New-York wieder neu zu beleben und das Fundament zu der blühenden Verfassung zu legen, in welcher sich dieselbe heute befindet.

Von Friedrich Lange, dem Nachfolger Krackowitzers, muſs man sagen, daſs er die antiseptische Methode nach Amerika verpflanzte. Wer sich noch erinnert, wie furchtbar das Wundfieber noch vor 30 Jahren hauste, der weiſs, welch segensreiche Erfindung die auf deutschen Voruntersuchungen basierende Entdeckung des englischen Chirurgen Lister bedeutet.

Heutzutage wird nirgendwo die aus der Antiseptik hervorgegangene aseptische Methode so verständnisvoll und vollkommen gehandhabt als in den Vereinigten Staaten.

So stehen wir vor einem herrlichen Bau, welcher klaffende Lücken aufwiese, wollte man die Arbeit der deutschen Steinmetzen herausnehmen. Und so ist es erfreulich, daſs jedes Jahr neuen Zuzug von deutschen Ärzten bringt. Es sind keine Pioniere mehr, aber wertvolle Mitarbeiter und nicht zum allerkleinsten Teil Männer, welche innerhalb ihrer Fachkreise sich schon einen trefflichen Namen erworben hatten, als sie den Fuſs an die Küste ihrer neuen Heimat setzten.

In jeder groſsen Stadt der Union begegnen wir tatsächlich heutzutage deutschen Ärzten von internationalem Ruf und da und dort einem spezifisch deutschen Hospital.

Aus den deutschen Hospitälern von Brooklyn und Philadelphia haben sich Musteranstalten entwickelt; die Bedeutung des deutschen Dispensarys and Hospitals in New-York wurde bereits hervorgehoben. Spätere Schöpfungen stellt u. a. die deutsche Poliklinik dar,*) aus welcher mittels heroischer Opfer seitens einer kleinen Anzahl deutscher Ärzte vor 18 Jahren

*) Die deutsche Poliklinik hat mittlerweile das prachtvolle Gebäude des deutschen Dispensarys erworben, da dasselbe mit dem weiter oben in der Stadt gelegenen deutschen Hospital direkt vereinigt werden soll.

das St. Marks-Hospital hervorging. Aus kleinen Anfängen hat sich dasselbe unter unsäglichen Mühen zu einem wissenschaftlich so bedeutenden Institut emporgearbeitet, dafs es vielen glänzender ausgestatteten Hospitälern zum Vorbild dienen kann. Die deutsche Gründlichkeit und Sorgfalt, welche von den amerikanischen Freunden des Instituts durchaus anerkannt wird, bildete auch hier den Schlüssel zum Erfolg.

Welch edles Zeugnis legen diese Triumphe deutschen Wesens ab für das Land, welches allen zum Willkomm froh die Hand entgegenstreckt, und welch ein hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft bietet sich für den sowohl, welcher seine alte deutsche Heimat in Ehren hält, als auch für den vorurteilslosen Eingeborenen, welcher hierin einen wesentlichen Faktor für das Erreichen eines der höchsten und edelsten Ziele der Wissenschaft erblickt!

X.

Das Wachstum des deutschen Ansehens in Amerika und die Niederlassungsfrage.

Dafs die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika sich in der allerletzten Zeit intimer als je gestaltet haben, ist aus einer Reihe von Symptomen ersichtlich. Die herzliche Art, wie „Prince Charming“ (Prinz Heinrich von Preufsen) bei seinem kürzlichen Besuch hier gefeiert wurde, ist einer der am lautesten sprechenden Beweise für die wachsende Popularität deutschen Wesens, welches man Jahrhunderte lang kaum einer flüchtigen Beachtung wert hielt. Erst als im grofsen Kriegsjahr der nicht mehr länger zu dämmernde Furor teutonicus die Götterdämmerung des traditionellen Zerrissenseins verkündete, da fing man auch in Amerika an, den verachteten deutschen Michel von einer anderen als seiner Kehrseite zu betrachten. Man erinnerte sich neben Bismarck und Moltke auch an Luther und den Grofsen Friedrich, an Goethe und Schiller, an Kant und Beethoven. Man ertappte sich in den Inlanderzeugnissen autochthonster Literaten auf bedenklichen Anleihen bei den „unpraktischsten“ aller Gelehrten, von deren Launen man zwar pikante Anekdoten erzählte, deren unsterbliche Leistungen auf dem Gebiet aller Wissenschaften aber nur Auserwählte kannten. Denn der eingefleischte Yankee hat im allgemeinen eine so hohe Meinung von seinem Vaterland, welches für ihn, wie den Franzosen, den Inbegriff alles Schönen, Begehrens- und Wissenswerten umfafst, dafs er die selbstgefällige Meinung vertritt, es lohne sich nicht, die Gebräuche oder gar die Sprache fremder Nationen kennen zu lernen. Man vergesse

allerdings die lehrreiche Parabel vom Splitter und dem Balken nicht! Denn auch in Deutschland gibt es ignorante Chauvinisten.

Am meisten litten unter dem nativistischen Dünkel die Deutschen in Amerika, und die Freude und der Stolz, mit welchen auch die längst amerikanisierten Deutschen auf ihr altes Vaterland blicken und Freud und Leid mit der Scholle ihrer Väter teilen, entspringt sehr natürlichen Motiven. Ja, man braucht sich jetzt nicht mehr zu fürchten, als Deutscher erkannt zu werden. Die Zeiten haben sich geändert. Zu Tausenden sieht man alljährlich die Yankees in Germanien landen, die Zahl der Ozeanschiffe ist zu gering, um die ungeheure Menschenfracht zu spedieren, welche jeden Sommer Leib und Seele beim Volke der Denker auslüften will. Selten, dafs einer nicht voll befriedigter Eindrücke von deutscher Kunst und Wissenschaft heimkehrt.

Ewald sagt ebenso wahr als liebenswürdig in seinem Essay über die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika (Berliner klinische Wochenschrift, No. 41): „Der Strom wifsbegieriger junger Amerikaner, die zu uns herüberkommen, wird noch jetzt von Jahr zu Jahr gröfser. Fast jeder von uns deutschen Dozenten sieht in seinen Vorlesungen und Kursen regelmäfsig eine Anzahl dieser Herren versammelt, die sich zum gröfsten Teil nicht nur durch ihren Fleifs, sondern, und das möchte ich nach meinen Erfahrungen besonders hervorheben, durch ihr gesittetes und feines Wesen, sowie durch ihre rasche Auffassungsgaben sich hervortun. Bis jetzt kommen die Herren noch zu uns herüber, und sie werden wohl auch immer bei uns die Stätte alter Kultur und einer auf Generationen aufgebauten wissenschaftlichen Forschung und Gesinnung aufsuchen und zu schätzen wissen. Aber wenn man von den grofsartigen Instituten hört, die in den Vereinigten Staaten der Pflege der Wissenschaft und ganz besonders dem Studium der Medizin errichtet werden, wenn man den Eifer und Fleifs sieht, mit welchem alle darauf bezüglichen Bestreben drüben gepflegt und gefördert werden, so kann die Frage erlaubt sein, wie lange es noch dauern möge, dafs ebenso wie jetzt schon die Techniker u. a., so auch wir Mediziner uns von drüben Bereicherung und Vermehrung unserer

wissenschaftlichen Bildung holen werden, und der Austausch kein einseitiger, sondern ein wechselseitiger wird."

Die Gründung dieser von Ewald mit so warmen Worten bedachten Vereinigung, an deren Spitze grofsenteils Mediziner stehen, ist ebenfalls als ein Zeichen der Zeit zu betrachten.

Es hat fürwahr keine geringe Mühe gekostet, das rissige deutsche Rapier auf amerikanischem Ambofs zusammenzuschweifsen, die Funken sind gestoben, und das alte fatale propter invidiam hat die Schmiede mit dem Odem gebrannter Pferdehufe durchsetzt. Aber das Wollen war da, und da liefs sich die Begeisterung so wenig zurückstemmen wie die Lawine, wenn sie ins Rollen gekommen ist.

Es ist sehr bezeichnend, dafs unter den alten Herren die geborenen Amerikaner den allergröfsten Enthusiasmus zeigten. Die in New York sefshafte Vereinigung zählt ihre Mitglieder bereits in Philadelphia, Washington, Boston, Chicago, Milwaukee, St. Louis und San Francisco.

Die wahrhaft fürstlichen Schenkungen, welche edelmütige Finanzgröfsen den Lehrinstituten und Hospitälern der Vereinigten Staaten zuwandten, haben von neuem warme Anteilnahme in Deutschland gefunden und besonders auf dem Brustfleck manches Mediziners einen tiefen Eindruck hinterlassen. Die Entbietung des bekannten Wiener Orthopäden Lorenz nach Chicago, um die Hüftsgelenkluxation des Töchterchens des Fleischmoguls Armour einzurenken, hat manchem wackeren Gelehrten, welcher zwischen einem Berg wissenschaftlicher Bissen darben mufste, den Mund wässerig gemacht und ihn an der Weisheit des Spruches „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" gelinde zweifeln lassen. Wenn nur so ein Brosämlein für mich abfiele, denkt er in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, was schert mich die Fremde, die ungewohnte Sitte und Sprache! Ein Vanderbiltscher oder ein Rockefellerscher Bildungspalast pafste mir gerade. Die vorzügliche deutsche Erziehung gibt dazu volle Berechtigung!

Dafs solche Empfindungen mehr oder minder in ausgedehnter Potenz zwischen Frankreich und dem Böhmerland kursieren, manifestiert sich bei mir mit jeder frisch einlaufenden

deutschen Post. Da fühlt sich einer im Vaterland beengt und bedrückt, alles überfüllt; man spricht von dem frischen fröhlichen Zug, der durch das Land der Freiheitsflegelei weht, im Gegensatz zu den regelmäfsigen ausgetretenen Geleisen des deutschen Vaterlandes, in welchem das gebildete Proletariat herumstrauchelt. Sollte mir nicht da und dort ein abgelegter Gallenstein zur Verfügung stehen, den ich einem strebsamen deutschen Kollegen zudirigieren könnte, damit er sein Debut in der neuen Welt cum dignitate feiern kann? Oder wie wäre es mit einer neuen Art von Massage oder Fango oder einer Kur für „nichtkurierbare“ Krankheiten?

Aus allen diesen Anfragen mufs ich den Schlufs ziehen, dafs die Herren Aspiranten sich gänzlich verkehrte Vorstellungen von dem Lande machen, in welchem Milch und Honig fliefsen soll. Ich halte es deshalb wohl für angezeigt, meine deutschen Kollegen auf einige Schwierigkeiten, welche sich heutzutage einer Übersiedelung nach den Vereinigten Staaten entgegenstellen, aufmerksam zu machen.

Vor allen Dingen, soll man sich darüber klar sein, dafs ein Kollege, welcher sich in einer amerikanischen Stadt niederläfst, im stande sein mufs, englisch zu sprechen. Vor dreifsig Jahren war es anders. Da zog mancher Aeskulapjünger über die weite Wasserwüste, ohne ein einziges englisches Wort zu kennen. Wo ein sogenanntes deutsches Quartier war, da liefs er sich nieder und baute sich in einem Winkel der Metropole allmählich eine Art Landpraxis auf.

Ich kannte einen Kollegen, welcher sich in einer 40jährigen Praxis in New York ein kleines Vermögen erworben hatte und sich fürchtete, einen Kaufladen aufserhalb „Kleindeutschlands“ zu betreten, weil er keinen Kaufgegenstand mit englischem Namen bezeichnen konnte.

Heutzutage gibt es kein „Kleindeutschland“ mehr. New York hat einen kosmopolitischen Charakter angenommen, und die Deutschen wohnen mitten unter den Yankees und anderen Nationalitäten zerstreut überall in der Stadt. Und wie es in New York ist, so hat die alles nivellierende Zeit es auch in anderen amerikanischen Städten zu wege gebracht. Da mufs der Arzt eben englisch sprechen können. Selbst der Hand-

werker mokiert sich behaglich über den „Gstudierten“, „der so wenig Verstand“ hat, daſs er nicht einmal die Anfangsgründe des Englischen beherrscht. Das ist einer der wenigen Nachteile der deutschen Gymnasialerziehung, welcher sich in dieser allzu groben Vernachlässigung des Englischen sehr schmerzlich geltend macht.

Will der Kollege einem Hospital oder einer Klinik beitreten, so muſs er wiederum die Landessprache kennen, sonst stöſst er überall an. Denn alles Unverstandene verletzt, und der anständigste Charakter kann sich durch Unkenntnis scheinbar geringfügiger Details falscher Beurteilung aussetzen. Reflektiert er auf eine Stelle als Hausarzt (Assistent) in einem Hospital, so muſs er sich daselbst einem Examen unterziehen, welches einmal im Jahr, in der Regel im Monat Mai, stattzufinden pflegt. Zu einer derartigen Konkurrenzprüfung melden sich durchschnittlich 30 Kandidaten, von denen drei oder vier erwählt werden. Der ersterwählte kann schon wenige Monate nach bestandenem Examen eintreten, der letzte etwa ein Jahr später. Landet also ein junger Collegula im Juni, so hat er selbst bei glücklichen Resultat die Chance, zwei volle Jahre warten zu müssen, bevor er sein Amt antreten kann. Eine derartige Stellung wird als eine Art Ausbildungskursus betrachtet. Dementsprechend ist kein oder nur ein unbedeutendes Gehalt mit derselben verbunden. Das St. Marks-Hospital in New York zum Beispiel, verfügt über sechs solcher Hausärzte. Dieselben verpflichten sich kontraktlich, zwei Jahre im Dienste des Hospitals zu verbleiben.

Wer also am 1. Januar 1904 seine Karriere als sechster Hausarzt begann, avanciert am 1. Mai desselben Jahres zum fünften und am 1. September 1905 zum ersten Hausarzt. Am 1. Januar 1906 ist seine Dienstzeit zu Ende, und der zweite Hausarzt rückt an seine Stelle.

Sämtliche Hausärzte genieſsen freie Verpflegung, doch beziehen nur die ersten zwei ein kleines Gehalt. So ist es in gröſserer oder kleinerer Modifikation in allen Hospitälern des Landes bestellt. Das Wort Schillers: „Das ewig Dauernde ist nur der Wechsel“ kommt auch hier in prosaischer Weise zur Geltung.

Ein Kandidat, welcher nicht englisch sprechen kann, hat, auch wenn seine Ganglien von medizinischer Weisheit strotzen, nur geringe Aussicht, daselbst Anstellung zu finden, denn obgleich der deutsche Charakter durchweg dominiert, so sind doch sehr viele Patienten vorhanden, welche nur englisch verstehen. Und diesen mufs sich doch der Arzt auch verständlich machen können. Die mit dem Hospital verbundene Wärterinnenschule verfügt auch unter ihren 38 Zöglingen nur über wenige deutsche, wodurch wiederum eine Verkehrsschwierigkeit gesetzt würde.

Demgemäfs werden selbst in diesem deutschen Hospital die Verhandlungen zumeist in englischer Sprache geführt.

Das einzige Hospital der Stadt New York, welches von diesen Regeln eine Ausnahme machte, war das „Deutsche Hospital“.

Noch vor wenigen Jahren war in diesem vortrefflichen Institut einem hervorragenden deutschen Kollegen Gelegenheit geboten, als oberster Hausarzt zu fungieren, ohne erst die Stufenleiter zu passieren. Die Unkenntnis der englischen Sprache bildete damals keinen Hinderungsgrund. Nunmehr hat dies auch aufgehört, und ein Stab von hier zu Lande erzogenen Hausärzten versieht den Dienst unter der Aegide der Visiting Physicians (Oberärzte). Der Umstand schon, dafs die Hälfte dieser ausgezeichneten Kollegen auf amerikanischem Boden geboren und erzogen ist, läfst es natürlich erscheinen, dafs dieselben die englische Sprache im Umgang bevorzugen. Dafs man den veränderten Verhältnissen auch hier Rechnung trug, geht daraus hervor, dafs der Jahresbericht dieser Anstalt in deutscher sowohl als in englischer Sprache erscheint.

In dem neuerrichteten Deutschen Hospital der Nachbargemeinde Brooklyn ist es ähnlich, und im Deutschen Hospital zu Philadelphia ist überhaupt kein deutscher Kollege mehr zu finden.

Besuchender Arzt an einem Hospital zu werden, ist jedem „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“. Aber viele sind berufen und wenige sind erwählt. Es gibt eben zu viele tüchtige Kräfte und zu wenig Platz, sie zu verwenden, und so kann mancher vortreffliche Kollege grau und mürbe werden, bevor

ihm die Gnade zu teil wird, den ärztlichen Ritterschlag von einem Hospitalkollegium zu empfangen. Für die ersten Jahre seiner Niederlassung kann ein junger deutscher Kollege nur unter ganz besonderen Glücksumständen darauf rechnen, eine derartige Stellung zu erwerben. Ist ihm dies gelungen, so ist er freilich geborgen, denn sie verleiht ihm ein grofses Ansehen unter dem Publikum, und was viel mehr bedeutet, unter seinen Kollegen.

Die ersten Jahre der Praxis stellen also für den deutschen ärztlichen Einwanderer eine Sturm- und Drangperiode dar, welche sich nicht umgehen läfst, sondern frisch und mutig durchschritten werden mufs.

Der Gedanke, bei einem hervorragenden Spezialisten erst Assistent zu werden und nebenbei die Fühlhörner in eine aufkeimende Praxis zu stecken, hat etwas ungemein Bestechendes. Leider gibt es aber solche Stellungen nicht mehr. Den bedeutenden Spezialisten stehen Hospitäler zur Verfügung, in welchen sie auch ihre Privatpatienten behandeln oder operieren. Die Assistenz besorgen dann die Hausärzte des resp. Hospitals.

Nicht viel anders ist es in den Sanatorien. Als seiner Zeit die Antisepsis, besonders durch die Bemühungen unseres deutschen Kollegen Lange, ihren siegreichen Einzug hielt, war ein günstiger Nährboden für die Errichtung von Privathospitälern vorhanden. Dieselben schossen wie Pilze aus der Erde und machten glänzende Geschäfte, bis sich allmählich der aseptische Umschwung in den grofsen Hospitälern vollzog. Dann wurde aus dem Sanatorium eines einzelnen Operateurs allmählich ein Konsortialinstitut und aus der Monarchie entwickelte sich eine Oligarchie. Die Verwaltung solcher Institute wurde einer Superintendentin oder einer erfahrenen Krankenschwester übertragen, und die Assistenzfrage knüpfte sich dann wiederum an das Haus.

Die Zahl der Operationen im Hause der Patienten schmilzt immer mehr zusammen, da das Publikum weifs, dafs es im Hospital entsprechendere Facilitäten vorfindet. Ja, die Aversion ist mehr und mehr dem Gefühle des teilnehmenden Interesses gewichen. Und im Privathaus wird die Assistenz auch vom Operateur zumeist aus der Reihe der Ärzte gewählt,

welche schon im Hospitaldienst mit ihm in Berührung getreten waren.

Eine weitere bittere Pille muſs der junge Aspirant in Gestalt des Staatsexamens hinunterschlucken. Gerade hierin ist die groſse Umwälzung der ärztlichen Verhältnisse treffend illustriert. Vor 20 Jahren noch verlangte man eine kaum nennenswerte Vorbildung und ein Minimum von einem zweijährigen Universitätsstudium. Man hat damals mit Recht über die hiesigen Bildungsanstalten die Nase gerümpft, trotzdem nicht wegzuleugnen ist, daſs Amerika sich selbst zur Zeit des wissenschaftlosen Interregnums schon ganz bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten einzelner rühmen durfte.

Wenn ein junger deutscher Arzt damals seinen Fuſs an das Gestade der neuen Welt setzte, so hatte er die Berechtigung sich zu sagen, daſs er weit über dem Niveau seiner amerikanischen Kollegen stand. Mancher machte auch aus seinem Herzen keine Mördergrube und entblödete sich unpolitischerweise nicht, damit zu posieren, wodurch nicht selten eine unliebsame Gereiztheit provoziert wurde. Das ist nun gottlob ganz anders geworden. Wie im alten Vaterland aus der tiefsten Erniedrigung auf der unglücklichen Walstatt von Jena schon der Keim zu der herrlichen Entwickelung des heutigen Deutschen Reiches geboren wurde, so haben die Konsequenzen der verflossenen unwürdigen ärztlichen Verhältnisse unseren amerikanischen Brüdern vor Augen geführt, wie man den Erbfeind des Wissens zum Lande hinauswerfen muſs. Und daſs ihnen dieses ungeheure Werk, zu dessen Vollendung man in Deutschland mindestens eines Jahrhunderts bedurft hätte, so rasch gelang, sollte auf ewig als leuchtendes Beispiel in den Annalen der Medizin verzeichnet stehen.

Die meisten Universitäten der Oststaaten Amerikas verlangen als Vorbildung eine Summe von Wissen, welches ungefähr der Reife für die Unterprima eines deutschen Gymnasiums gleich kommt.

Bei der vorjährigen Aufnahmeprüfung der hiesigen Columbiauniversität (College of physicians and surgeons) muſste der Kandidat den Nachweis erbringen, daſs er im Lateinischen Cäsar, Cicero und Virgil fertig gelesen hatte. Im Griechischen

war neben Xenophon Homer vorgeschrieben. Im Deutschen mufste „Soll und Haben“ von Gustav Freytag verstanden sein.

Englische Grammatik, Arithmetik, Algebra und Geometrie mufste ebenfalls vollständig umfafst werden.

Die ärztlichen Schulen von Harvard (Cambridge) und Johns Hopkins (Baltimore) verlangen jetzt sogar das philosophische Baccalaureat, welches schwerer zu absolvieren ist als das deutsche Abiturientenexamen. Vom nächsten Jahre an wird die Columbia-Universität dasselbe Verlangen stellen und ein fünfjähriges Studium vorschreiben. Sonst umfafst das medizinische Studium in sämtlichen östlichen Staaten vier volle Lehrjahre.

Der Unterricht geschieht im allgemeinen nach deutschem Muster. Am Schlufs eines jeden Studienjahres findet ein Examen statt. Wird dasselbe nicht bestanden, so ist das ganze Jahrespensum zu wiederholen. Einige Bedingungen sind am Jahresschlufs erlaubt. Dieselben müssen jedoch im Herbst, bevor das neue Studienjahr beginnt, in einem nicht allzu leichten Examen erledigt sein. Hat der Kandidat alle Bedingungen bis auf eine einzige bestanden, so kann er in das neue Studienjahr vorrücken, mufs dieselbe aber, ehe das nächstfolgende Studienjahr anfängt, durch ein erneutes Examen eliminieren. Gewisse Branchen sind davon ausgenommen; so kann z. B. keine Promotion vom zweiten in das dritte Studienjahr erfolgen, bevor alle etwaigen Bedingungen in der Anatomie bestanden sind. Über den Besuch in den Laboratorien wird Buch geführt. Hat ein Kandidat am Schlufs des Studienjahres seine schriftlichen Examina bestanden, ist jedoch der Nachweis erbracht, dafs er im Laboratorium nachlässig war, so kann ihm diese Unterlassungssünde allein ein ganzes Studienjahr kosten. Am Ende des vierten Studienjahres finden die Schlufsprüfungen statt. Wer dieselben besteht, wird zum Doctor medicinae promoviert. Irgend welches Recht zum Praktizieren verleiht der Doktorgrad nicht mehr. Die Venia practicandi mufs vielmehr durch ein Staatsexamen erworben werden.

Dieses wird dreimal im Jahre in verschiedenen gröfseren Städten der betreffenden Staaten abgenommen.

Zu demselben kann nur zugelassen werden, wer entweder auf einer amerikanischen Universität nach vierjährigem Studium promoviert wurde oder in einem von der Behörde anerkannten europäischen Staate das Staatsexamen bestand. Die Unantastbarkeit seines Charakters mufs ferner von zwei amerikanischen Kollegen bezeugt werden.

Die Prüfungsgegenstände umfassen:

1. Anatomie, 2. Chemie, 3. Physiologie und Hygiene, 4. Pathologie und Diagnostik, 5. Therapie, Medizinische Praktik und Materia medica, 6. Chirurgie, 7. Geburtshilfe.

Jeder Gegenstand enthält 15 Fragen.

Seit letztem Jahre hat man nach Analogie des deutschen Tentamen physicum ein Vorexamen kreiert, welches nach zweijährigem Studium die ersten drei Fächer, nämlich Anatomie, Chemie und Physiologie mit Hygiene, begreift. Nach Absolvierung dieser präliminaren Prüfung braucht der Kandidat nur den letzten vier Fächern im eigentlichen Staatsexamen zu genügen, was eine grofse und gerechtfertigte Erleichterung bedeutet. Zu besserem Verständnis lasse ich den wortgetreuen Abdruck der Examenfragen in der Chemie folgen, wie sie im letzten Staatsexamen gestellt wurden:

University of the State of New York
Medical Examination
Chemistry

1. How are the compounds containing two, three or four elements distinguished by name? Define hydroxid hydrate.
2. Describe litmus, mentioning its source, the form commonly used in the laboratory and its reactions.
3. Define anhydrous, deliquescent, efflorescent, electrolysis, decantation.
4. Give the reaction of tannin with, a) preparations of iron, b) gelatin.
5. Define specific gravity. What relation does the amount of solid matter in urine bear to the specific gravity of urine?
6. How does hydrogen exist in nature? give the symbol, valence and atomic weight of hydrogen.
7. Give the source and characteristic of citric acid.

8. Give the formula, synonyms and properties of a) mercurious iodid, b) mercuric iodid.

9. Give the formula, preparation and properties of nitrate of silver. Mention a test for nitrate of Silver.

10. Give the treatment of poisoning by strychnin.

11. Mention the properties of a) hydriodic acid, b) hydrobromic acid.

12. How may the presence of mercury be detected in a solution?

13. Give the chemical difference between the blood in the pulmonary artery and the blood in the pulmonary vein.

14. Where is glycogen found? Give the properties of glycogen.

15. How do phenols differ from alcohols? State the properties and uses of phenol.

Aus diesen 15 darf sich der Kandidat zehn ihm besonders konvenierende Fragen aussuchen, von welchen er hinwiederum zum mindesten 75 % richtig beantworten mufs, falls er nicht durch das grofse Sieb schnellen soll. Die Fragen sind gedruckt und der Fragebogen numeriert, so dafs der Examinator den Namen des Examinierenden gar nicht kennt, ihn also sine ira et studio beurteilen mufs.

Wenn sich der galenische Zwinger dann öffnet, so beginnen die wenigsten neugebackenen Kollegen eine selbstständige Praxis. Die meisten suchen vielmehr sich als Hausärzte in den Hospitälern praktisch weiter auszubilden, und ein grofser Teil bringt noch einige Jahre im Ausland zu.

Mit diesen strebsamen und durchgebildeten Kollegen die sogenannte Konkurrenz aufzunehmen, ist heutzutage ein ander Ding als vor einem Vierteljahrhundert. Es ist freilich viel ehrenvoller, an der Seite solcher Ärzte an der Entwickelung des ungeheuren medizinischen Mechanismus dieses grofsen Landes mitzuarbeiten. Die Lehrinstitute haben sich mächtig entwickelt, und kein europäischer Arzt kann Amerika verlassen, ohne etwas gelernt zu haben. Ja, eine Reihe hochangesehener deutscher Universitätslehrer, welche die neue Welt besuchten, versicherten mich, dafs sie viel nachhaltige und fruchtbringende Eindrücke in ihren resp. Spezialitäten mit sich genommen hätten.

Ein weiterer Punkt, welcher Berücksichtigung verdient, ist die ärztliche Ethik.

Der Assistent, welcher an einer berühmten deutschen Universitätsklinik jahrelang tätig war und nun in Amerika die Früchte seiner Arbeit ernten will, wird enttäuscht, wenn ihm die ärztliche Ethik verbietet, dem Publikum diese Tatsache durch seine Visitenkarte, sein Schild oder gar durch die Presse mitzuteilen. In Wien sieht man die Ärzteschilder mit den verschiedenartigsten Qualifikationen bemalt. Selbst der hochnotpeinlichste Ethiker besinnt sich dort keinen Augenblick sich auf seinem Schild als Spezialarzt für Magenkrankheiten oder dergl. zu bezeichnen. In Amerika ist dies völlig unstatthaft. Wer dergleichen tut, wird in keinem medizinischen Verein geduldet. Nicht einmal der Arzt, welcher zugleich Universitätsprofessor ist, erwähnt den ihm zukommenden Professorentitel auf seinem Schild, sondern begnügt sich, denselben in wissenschaftlicher Atmosphäre zu führen. So ist der Spezialist gezwungen, seine Ungeduld zu zügeln und erst durch wissenschaftliche Arbeit, speziell durch das Mundstück seiner Kollegen, dem Publikum als Spezialist sui generis nach und nach bekannt zu werden.

Doch nun genug der Schwierigkeiten. Wer sich durch dieselben die vielen Lichtseiten nicht verkümmern läſst, wer wie Tamino hoffnungsfroh seine rauhe Straſse zieht, der mag auch heute noch in Amerika zu einer groſsen Karriere berufen sein.

Der beständige Zuzug frischer Kräfte ist eine der wesentlichsten Ursachen der herrlichen Entwickelung dieses groſsartigen Landes und für die weiteren Kulturbestrebungen desselben geradezu ein Bedürfnis. Es liegt mir deshalb fern, einfach abzuschrecken. Es wäre dies eine Herabwürdigung der Tradition dieses gastfreien Landes, welches immer noch dem Fremden die breite Rechte hinhält. Ja, es ist immer noch Raum da.

Aber wer einen so unendlich folgenschweren Schritt unternimmt, wie es die Übersiedelung in ein fremdes und fernes Land ist, der hat die Pflicht, sich über alle Pros und Cons klar zu werden. Er bedenke, daſs er die geheiligte Scholle seiner Väter wahrscheinlich auf immer verläſst, daſs

er seine sozialen Verbindungen und die Aussicht auf ein sorgloses Alter völlig aufgibt, daſs er künftighin der Stätte uralter Kultur entbehrt, nur um vielleicht jahrelang in fremder Umgebung um den Besitz dessen zu kämpfen, was er im hitzigen Drange des Augenblicks achtlos wegwarf.

Und wenn er es wirklich in der neuen Welt schlieſslich so herrlich weit gebracht, ist die Frage nahe gerückt, ob, wenn er in der alten Heimat dasselbe Maſs an Energie verbraucht hätte, er nicht noch höheres erreicht haben würde. Also erst wägen, dann wagen, heiſst auch hier die Parole. Quidquid agis, prudenter agas, et **respice finem!**

XI.

Die Postgraduate Medical School (medizinische Fortbildungsschule) in New York.

Vor etwa 30 Jahren sah es mit dem Studium der Medizin in den Vereinigten Staaten noch recht traurig aus. Ein Vorstudium war so gut wie gar nicht erforderlich und mancher Agricola metamorphosierte, gleich wie weiland der brave Cincinnatus vom Pfluge weg in die Armee berufen wurde, über Nacht zum Hippokratesjünger. Selbst in den östlichen Hochburgen der Wissenschaft konnte man nach zweijährigem Medizinstudium mühelos zum Dr. med. promoviert werden, womit zugleich die Approbation eo ipso erteilt war. Dafs es trotz dieser wenig erfreulichen Zustände doch stets eine stattliche Anzahl von amerikanischen Ärzten gab, deren Namen mit grofser Achtung in der medizinischen Welt genannt wurden, ist um so höher anzuschlagen. Denn wenn man die volle Wahrheit sprechen will, so soll man nicht blofs die Schatten-, sondern auch die Lichtseiten hervorheben, und dafs es der Lichtseiten auch in jenem wissenschaftslosen Interregnum genug gibt, lehrt ein Blick auf die Namen Mc Dowell, Warren, Morton, Marion Sims und Parker.

Unter denen, welche schon nach zweijährigem Studium zum Doktor promoviert waren, befand sich auch schon zur Zeit des abgekürzten Verfahrens ein grofses Kontingent, welches von der Unzulänglichkeit ihres Wissens durchaus überzeugt war, und die meisten unter ihnen versuchten, durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Ausland sich zu bilden. Wefs Geistes Kinder sie waren, ging auch schon daraus hervor, dafs sie bei ihrer Rückkehr vorzogen, in einer armselig

dotierten Hospitalstellung wissenschaftlich zu streben, anstatt dem verlockenden Dat Galenus opes der Privatpraxis nachzujagen.

Das Frühjahr 1848, welchem die Vereinigten Staaten überhaupt die beste Qualität der Einwanderung des Jahrhunderts zu verdanken hatten, brachte auch manchen bedeutenden Mediziner. Nicht wenige von ihnen bildeten den Sauerteig, mit dessen Hilfe dem grofsen Haufen der Indifferenten die Wissenschaft schmackhaft gemacht wurde.

Diejenigen amerikanischen Kollegen, welche in Europa Gelegenheit fanden, den Kontrast zwischen den sorgfältigen Lehrmethoden der alten Welt und der oberflächlichen Schnellbleiche des neuen Erdteils ad oculos demonstriert zu sehen, brachten in die Heimat mit ihrem besseren Wissen ein feuriges Bestreben, die Mifsstände zu beseitigen. Und zur Ehre der amerikanischen Kollegen sei es gesagt, dafs es ihnen in auffallend kurzer Zeit gelungen ist.

Ein bedeutender Anteil an diesen heroischen Reformbestrebungen gebührt der Einrichtung des Fortbildungs- (sog. Postgraduate-) Unterrichts. Schon im Jahre 1875 hatte Roosa, damals Professor der Augen- und Ohrenheilkunde der Universität der Stadt New York, der Fakultät seine dahingehenden Pläne vorgelegt. Die alternde Dame Medizin war damals im Jungbrunnen der Naturwissenschaften zu herrlichem Glanze erblüht und ihre Anziehungskraft begann sich allenthalben zu äufsern. Nach New York, dem natürlichen wissenschaftlichen Zentrum der Vereinigten Staaten, lenkten sich unwillkürlich die Schritte aller Wissensdurstigen, welche mit der dem Amerikaner eigenen Verve den Geist der neu entkeimenden Wissenszweige aufzusaugen trachteten. Unter unendlichen Schwierigkeiten gelang es Roosa, eine Art Fortbildungsanhängsel in der Universität zu organisieren, welches in dem allerbescheidensten Rahmen gehalten war. Der Hauptnachteil bestand darin, dafs man den Bedürfnissen der praktischen Ärzte keine Rechnung trug, indem man sie grofsenteils zusammen mit den jungen Semestern unterrichtete. So trug die ganze Schöpfung von vornherein den Stempel des Abc-Schützentums. Eine derartige Miniaturschnellbleiche entsprach jedoch keineswegs den hochstrebenden Plänen Roosa's, und da er

bei der Majorität des Lehrkörpers kein Verständnis fand, so legte er kurz entschlossen sein Lehramt nieder. Ihm folgten allsogleich die Professoren Hammond, Little, Pallen, Gouley, Piffard, Sturgis und Smith. In Gemeinschaft mit diesem Kollegium, welches sich bereits einen nationalen Ruf erworben hatte, wurde am 4. April 1882 die New York Postgraduate Medical School gegründet. Im Jahre 1884 erhielt das neue Institut durch einen besonderen Beschlufs des gesetzgebenden Körpers des Staates New York besondere Privilegien, durch welche sie zu einem integrierenden Teil der Universität des Staates erhoben wurde. Welch eine segensreiche Pflanzstätte sich unter der energischen Ägide ihres Präsidenten aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte, weifs jeder der 200 000 amerikanischen Kollegen. Zahlreiche und hervorragende europäische Kollegen, welche den Prachtbau in der zweiten Avenue besuchten, erkennen gerne an, dafs das Institut in jeder Beziehung vorbildlich ist und dafs man von dort selbst im hochentwickelten Deutschland in manchen Dingen belehrt werden kann. Die Fakultät besteht heutigen Tages aus 51 ordentlichen Professoren, von denen sieben inaktiv sind. Als Stützen derselben fungieren 25 Hilfsprofessoren und 74 Instruktoren (Dozenten). Aufserdem wirken im Lehrkörper noch über 100 klinische Assistenten. Unter den Professoren befinden sich beiläufig erwähnt fünf Deutsche, ein Umstand, welcher als weiterer Beweis für die amerikanische Weitherzigkeit gelten mag.

Wer den Dornenweg Roosa's verfolgt, wer das Weben und Walten in dem gewaltigen Organismus des Werkes, das nur ein ungeheurer Idealismus, gepaart mit heldenhafter Ausdauer schaffen konnte, beobachtet, wer Zeuge des grenzenlosen Enthusiasmus der dort Lehrenden und Lernenden war, dem mufs es klar werden, dafs das amerikanische Fortbildungswesen nicht auf dem Fundamente materieller Bestrebungen aufgebaut ist. Sapienti sat! Und im Lande der Dichter und Denker beginne man zu wissen, dafs sich im vielverkannten Amerika merkwürdig viel ideales Streben findet. In der Vereinigung alter deutscher Studenten von Amerika, in welcher die deutsche Medizin hervorragend vertreten ist, meinte kürzlich ein deutscher Bursche, dafs, wenn man die

Frage, welche das alte Studentenlied stellt: „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?“ beantworten wolle, so müsse man sagen: „Nach Amerika.“ Es ist ein Stückchen Wahrheit drin.

Das segensreiche Institut ist in seiner heutigen Gestalt einfach vorbildlich geworden. Es ist natürlich, dafs das ursprüngliche Gebäude den gesteigerten Ansprüchen nicht genügte, und im Jahre 1884 wurde ein gröfserer Häuserkomplex in der Nähe erworben, aus welchem ein modernes Hospital geschaffen wurde. Auch dieses erwies sich bald als zu klein und so entstand als die Frucht heroischer Opfer im Jahre 1894 der grofse 7 stöckige Prachtbau in der 2. Avenue. Wenige Jahre später wurde durch die Generosität des Philanthropen Fahnestock eine grofse Dependance, in welcher die Wärterinnenschule untergebracht wurde, hinzugefügt. In derselben werden alljährlich achtzig Krankenschwestern herangebildet. Der Kursus umfafst einen Zeitraum von drei Jahren. Die amerikanischen Pflegerinnen erfreuen sich mit Recht eines internationalen Rufes und ich stehe nicht an, sie als die besten der Welt zu bezeichnen. An Auffassungsgabe, Geistesgegenwart und Grazie sind sie selbst ihren deutschen Kolleginnen überlegen. Roosa war schon bei der Gründung der Anstalt einstimmig zum Präsidenten gewählt worden und ist es ununterbrochen bis zum heutigen Tage geblieben. Sein Name ist in Deutschland durch die treffliche Weifssche Übersetzung seines Lehrbuches über Ohrenkrankheiten sehr wohl bekannt, ganz besonders wird er aber als der Vater des Fortbildungsunterrichtes aere perennius in den Annalen der Medizin eingeschrieben bleiben.

Die Fakultät besteht heutigen Tags aus 51 ordentlichen Professoren, von denen 7 nicht mehr aktiv sind. Diesen sind 25 „Adjunct Professors“ (aufserordentliche Professoren) beigesellt, welche zumeist vertretungsweise fungieren und besonders während des Sommersemesters herangezogen werden. Damit ist aber der Generalstab noch keineswegs erschöpft, denn 74 Instruktoren (Privatdozenten) sind nebst einer Kompagnie von 100 klinischen Assistenten täglich damit beschäftigt, den wissenschaftlichen Stoffwechsel im Weichbild der Postgraduate School eifrig zu fördern. So grofs ist die

Liebe zur Sache, dafs kein Mitglied der Fakultät Bezahlung für seine zum Teil recht aufreibenden Dienste verlangt. Die Immatrikulationsgebühren und das Vorlesungshonorar werden ausschliefslich zum besten der Anstalt selbst verwendet. Wie der Name andeutet, können nur praktische Ärzte immatrikuliert werden und sind Studenten im engeren Sinne des Wortes völlig ausgeschlossen.

Da die Gebäude ein Hospital einschliefsen, welches über 200 Betten verfügt, kann der Unterricht direkt am Krankenbett erteilt werden. Es wird binnen kurzem ein weiteres hundert zugefügt werden. Früher, als das Hospital noch klein war, zog man diejenigen Hospitäler zu Hilfe, mit welchen die einzelnen Professoren in Verbindung stehen; unter den heutigen Verhältnissen findet der Lernbegierige jedoch genug Material im eigenen Heim. Die Chirurgen operieren täglich von früh bis abends, so dafs man keine Tagesreisen mehr zu unternehmen braucht, um erst eine interessante Operation anstaunen zu können. Zwei Stockwerke unter der Erde befindet sich ein Präpariersaal, welcher mit Marmorfliefsen ausgekleidet ist, so dafs man meint, in einen der feudalsten Operationssäle geraten zu sein.

Ein Stockwerk unter der Erde befindet sich das Ambulatorium, welches aus einem sehr grofsen Warteraum nebst einem Dutzend von Verband- und Untersuchungszimmern besteht. Aufserdem sind zwei Röntgenkabinette vorhanden, von welchen das eine mit einem Ruhmkorffschen Apparat mit Wehneltunterbrecher und das andere mit statischer Elektrizität betrieben wird. In diesen nach der Poliklinikfaçon eingerichteten Räumen findet der Studierende reichlich Gelegenheit, selbst handelnd einzugreifen.

Das Erdgeschofs enthält die Verwaltungsräume mehrere Lesezimmer, einen grofsen und einen kleinen Hörsaal nebst einer Anzahl von Untersuchungszimmern und, last but not least, die Redaktion des allmonatlich erscheinenden und etwa 100 Druckseiten enthaltenden Organs des Instituts, ebenfalls „Postgraduate“ genannt. Diese Fachzeitschrift hat übrigens in den letzteren Jahren aufgehört, ein ausschliefsliches Organ des Instituts zu sein und erfreut sich grofser Beliebtheit auch in solchen Kreisen, welche keine direkten Beziehungen zu

demselben unterhalten. Jede Nummer enthält einen Leitartikel über wichtige Ereignisse des vergangenen Monats, zumeist aus der geistreichen Feder Roosas, nebst Epikrise. Ferner erscheinen Originalarbeiten mehrerer Lehrer. Die Exzerpte aus hiesigen und europäischen Journalen bedecken mindesten 30 Druckseiten.

Jeden Freitag Abend versammelt sich die Clinical Society zum Zweck der Diskussion eines bestimmten wissenschaftlichen Themas in den Räumen des Instituts.

Die Verhandlungen, welche von den Lehrern geführt werden und an denen sich auch die Studierenden beteiligen dürfen, werden in der Monatsschrift abgedruckt. Sie sind es zu nicht geringem Teil, welche das Interesse an dem weitverbreiteten Organ rege erhalten.

Der kosmopolitische Charakter der Anstalt dokumentiert sich dadurch, dafs die Auskunftsanschläge für die Patienten nicht blofs in englischer, sondern auch in deutscher, französischer und italienischer Sprache abgefafst sind.

Im Souterrain befindet sich das bakteriologische und pathologische Laboratorium, welches sich eines so hervorragenden Zuspruchs erfreut, dafs jeweils nur ein Bruchteil der Aspiranten untergebracht werden kann.

Im ersten Stockwerk sind die elegant eingerichteten Zimmer für wohlhabende Privatpatienten untergebracht, im zweiten die Kindersäle, welche 54 Betten nebst einem luxuriösen Operationszimmer enthalten. Nirgendwo bieten sich so günstige Bedingungen, die Kinderkrankheiten zu studieren, als in diesen prächtigen Räumen.

Im zweiten Stockwerk befindet sich der orthopädische Saal, deren unvergleichlicher Vorstand Phelps, besonders bekannt durch seine Klumpfufsoperation, uns vor kurzem durch eine tückische Krankheit entrissen wurde. Eine mechanische Werkstätte produziert die Apparate, welche zur unblutigen Behandlung von Verkrümmungen dienen, so dafs die Studierenden Gelegenheit finden, auch im Hinterwald, wo kein Instrumentenmacher vegetiert, geeignete Mechanismen für unvorhergesehene Fälle zu improvisieren. Im selben Stockwerk sind die 10 Hausärzte (Assistenten) des Hospitals untergebracht.

Im dritten Stockwerk befinden sich die chirurgischen Krankensäle für Männer, im vierten die der Frauen. Auf dem letzteren ist der Eingang zu dem grofsen Operationssaal mit seinem Amphitheater. Derselbe kann, was praktische Allgemeineinrichtung, Sitz- und Lichtverteilung usw. sowohl als aseptisches Arrangement betrifft, sich mit den vollkommensten Operationssälen Europas messen.

Im fünften Stock treten wir in den Krankensaal für die Frauen, welche an internen Krankheiten leiden. Den Hintergrund ziert die Hospitalküche, welche ebenfalls eine Sehenswürdigkeit darbietet. Da man in Amerika auch die Dächer auszunützen versteht, so wird man sich nicht wundern, von einem reizenden Dachgarten zu hören, auf welchem die kranken Kinder frische Luft geniefsen können. In das Solarium werden auch im Winter die kleinen Patienten täglich verbracht.

Der Studienplan ist entweder ein allgemeiner oder ein besonderer. Nur ein kleiner Teil der Lernbegierigen harrt ein ganzes Studienjahr aus; die meisten bleiben ein Semester. Spezialkurse können auch während eines Minimaltermins von 6 Wochen genommen werden. Die Frequenz belief sich im letzten Termin auf nahezu 800 Studierende, darunter 32 Kanadier, 2 Indier und 3 Japanesen. Der Wintertermin beginnt am 1. Oktober und endigt am 1. Juni. Er wird fast ausschliefslich von den ordentlichen Professoren der Fakultät getragen. Der Sommerdienst dauert vom 1. Juni bis zum 1 Oktober und wird wie bereits erwähnt gröfstenteils von den „Adjunct Professors“ besorgt; die Gebühren für den Sommertermin sind etwas geringer als die für den Winter.

Der Charakter des Unterrichts ist durchweg klinisch oder demonstrativ. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, untersucht der Studierende die Patienten und legt Hand an bei der Behandlung, in besonderen Fällen auch bei gröfseren chirurgischen Operationen. Der Unterricht beginnt um 8 Uhr morgens und dauert bis 9 Uhr abends. Die einzige Pause, welche tagsüber eintritt, dauert von 1 Uhr bis 1 Uhr 30 Min.

Es finden gleichzeitig Vorlesungen in drei Amphitheatern statt und da zwischen 9 und 5 Uhr auch fast stets Operationen im grofsen Operationssaal vorgenommen werden,

so sieht sich der Studierende einer wahren Embarras de richesse gegenüber.

Dafs der Geist der Medizin nicht leicht zu fassen ist, wie zu weiland Mephistos Zeiten, geht schon daraus hervor, dafs nicht weniger als 9 Professoren dazu ersehen sind, die verschlungenen Wege, wie sie die Launen der modernen Medizin geschaffen haben, vor den Jüngern zu entwirren.

Bald nach der Gründung der eigenartigen Hochschule hatte sich schon ihr Alter ego gebildet, die New York Policlinic, welche unter der Aegide des bekannten Chirurgen Wyeth steht. Andere Städte folgten dem Beispiel New Yorks und fast jede gröfsere Stadt der Union verfügt nunmehr über eine Postgraduate School.

Man hätte denken sollen, dafs, nachdem die Ansprüche der gewöhnlichen Medizinschulen sich verdreifacht hatten, die Herren Studenten eine solche Fülle des Wissens erwerben müfsten, dafs sie keines nachherigen Unterrichtes mehr bedurften. Aber, l'appetit vient en mangeant! Die Erkenntnis der Wahrheit der Devise der Postgraduate: „Qui non proficit, deficit“ hat bereits tiefe Wurzeln im amerikanischen Volk geschlagen, und so wenig sich ein reifsender Bergstrom mehr eindämmen läfst, so wenig wird der in der grofsen amerikanischen Union zur Siedehitze gesteigerte Wissensdurst je wieder unterdrückt werden können. Wenn auch nicht alles so vollkommen ist, wie in den ausgetretenen Geleisen einer alten hochstehenden Kultur, der rechte Weg ist gewiesen und bereits beschritten. Schon ist das vierjährige Studium überall obligatorisch und hält den Vergleich mit dem deutschen Medizinstudium sehr wohl aus. Die Promotion zum Dr. med. hat aufgehört, das Recht zur Ausübung der Praxis zu verleihen und das Staatsexamen, ist eine Conditio sine qua non geworden. Dafs es nicht allzu leicht ist, geht schon daraus hervor, dafs mancher deutsche Approbierte an seiner Klippe gescheitert ist.

So hat also die treffliche Universitätsbildung das Bedürfnis nach dem Postgraduateunterricht nur noch gesteigert. Der Feld-, Wald- und Wiesenarzt beginnt sich seiner beschaulichen wissenschaftlichen Windstille zu schämen und verlangt nach einer Politur, wie er sie seinen Verhältnissen angemessen

in viel vollkommener Weise in der Postgraduate School findet, als in einem Ferienkurs. Es wäre Deutschland nur zu wünschen, daſs es ähnliche Institute errichtete, welche dringenden praktischen Bedürfnissen entsprechen. Vor kurzem ist mit der Errichtung der Akademie in Köln bereits der Anfang dazu gemacht worden.

Ewald hat sich mit eigenen Augen von der segensreichen Bedeutung dieser amerikanischen Institution überzeugt. Mit Recht zitiert er, was Goethe vom Lande der Freiheit sagt:

„Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte,
Du hast keine zerfallenen Schlösser
Und keine Basalte“,

Wie lange wird es noch dauern, bis die prophetischen Worte des berühmten deutschen Lehrers sich verwirklichen? Die Morgenröte dieser neuen Epoche leuchtet schon verheiſsungsvoll am amerikanischen Horizont.

XII.

Die deutsch-amerikanische Verbrüderung auf Grund des deutschen Universitätsgedankens und die Gründung der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika.

Was die deutsche Hochschule ist, braucht man in Deutschland niemand zu sagen. Ihr entsprofst die edle Jugendblüte des stolzen germanischen Baumes, und auf ihr ruhet das frohe Hoffen der Nation. Was jedoch die deutsche Hochschule im Auslande bedeutet und wie sie dort auf scheinbar entfernt liegende Faktoren Einflufs übt, wird viel zu wenig im Vaterlande gewürdigt. Und doch sollte man sich vergegenwärtigen, dafs es für die Vertreter des deutschen Hochschullebens im Ausland fürwahr oft nicht leicht ist, ihren Standpunkt mit Würde und Nachdruck zu verfechten. Allerdings bieten sich ihnen neuerdings eine Reihe freundlicher Momente, und zwar treten diese namentlich in Amerika zutage.

Der Enthusiasmus, wie er sich dort bei der Gründung der Vereinigung alter deutscher Studenten kürzlich offenbarte, ist im Grunde als der spontane Ausbruch unbewufst vorhanden gewesener Gefühle zu betrachten, welche nur eines günstigen Augenblickes harrten, um unverhüllt zutage zu treten. Die Herzlichkeit ohne gleichen, welche die amerikanischsten der Amerikaner dem Prinzen Heinrich von Preufsen bei seinem unvergefslichen Besuch in den Vereinigten Staaten entgegenbrachten, kann unmöglich mifsverstanden werden. Sie entsprang tatsächlich einer tiefgehenden deutschfreundlichen Strömung, welche in den letzten Jahren immer mächtiger geworden ist.

Es ist wahr: die hohe Dame Politik hat die Triebfeder zu dieser Zuneigung nicht geschweifst. Und das ist fürwahr nicht das schlechteste daran. Auch ist sie nicht aus der Seele der amerikanischen Plebs gequollen, denn die ist immer noch gewohnt, sich den Deutschen im zerschlissenen Gewande des durstigen Musikanten, oder in der gerundeten Form des Bierwirts, des unerschöpflichen Barbiers oder der drallen Dienstmagd vorzustellen, womit er sich für die ebenso unzutreffende Reziprozitätsanschauung des deutschen Ackerbürgers rächt, welcher im Amerikaner eine Art karrikierten Nabobs erblickt.

Freilich, bevor die Tage von Metz und Sedan das Ende der traditionellen Zerrissenheit des römischen Reiches deutscher Nation gebaren, hielt man es im allgemeinen nicht der Mühe wert, den deutschen Michel von einer anderen als seiner unerfreulichen Seite zu betrachten. Aber dann wurde man sich plötzlich klar darüber, welche Fülle von Geistesgröfsen das geschmähte Volk der Träumer hervorgebracht hatte und wie viele derselben den amerikanischen Göttern zum Vorbild gedient hatten. Ja, man erkannte, dafs manches Ideal, welches amerikanischen Ursprungs zu sein schien, der deutschen Geistesaristokratie entnommen war. Auch früher schon gab es vereinzelte amerikanische Gelehrte, welche sich dem Volke der Dichter und Denker natürlicherweise verwandt fühlten. So wiesen die Tendenzen der Harvard - Universität schon vor nahezu einem Vierteljahrtausend nach Deutschland, obgleich diese Institution einen streng anglikanisch-religiösen Charakter trug. Selbst in jener Periode war man sich dort bereits völlig klar darüber, dafs nirgendwo die Tiefe des Denkens, die Gründlichkeit der Forschung, die zähe Beharrlichkeit im Lösen wirtschaftlicher Probleme in so vollendeter Weise gelehrt und verstanden wurde, wie auf Deutschlands Universitäten.

Ja, die deutschen Universitäten sind von jeher die starken Wurzeln der vaterländischen Kraft gewesen. Was Fichte in grofser Zeit gepredigt, setzten Scharnhorst und Stein in die rettende Tat um. Was bescheidene deutsche Gelehrte im Laboratorium mit Opferfreudigkeit erforschten, hob die Industrie zu ungeahnter Höhe.

Wo blieb der Ruhm der amerikanischen Technik, wenn man die Vorarbeiten der deutschen Gelehrten eliminierte? Kein Wunder, dafs ein aus dem Rohzustande heraus nach dem Höchsten strebendes Volk, wie es das amerikanische ist, sein Auge auf die Hochburgen deutschen Geisteslebens richtete. Je mehr die Wunden verharrschten, welche der unglückselige Bruderkrieg dem noch in den Kinderschuhen steckenden amerikanischen Staatskörper geschlagen hatte, desto dringender gestaltete sich das Bedürfnis, deutsches Wissen zu erwerben. — L'Appetit vient en mangeant! Die Zahl der Amerikaner, welche an der Brust der deutschen alma mater ihren Wissensdurst stillten, ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Derselben alma mater, welche dem Vaterland ihre besten Söhne gegeben hatte, fällt auch die edle Aufgabe zu, ein Bindeglied zwischen zwei grofsen Nationen zu werden. Was keine diplomatische Entente je zustande gebracht haben würde, dafs die Elite zweier in ihrem innersten Wesen so grundverschiedener Nationen sich von Herzen zugetan wird, hier ist es getan! Bedarf es noch eines weiteren Zeugnisses, warum ein engerer Zusammenschlufs, welcher die Liebe zur alten deutschen alma mater pflegt, geradezu als Notwendigkeit erscheint, und worin seine kulturelle Bedeutung liegt?

Vereinzelte Versuche, Anschlufs an deutsche Universitäten zu gewinnen, sind von amerikanischer Seite schon verschiedentlich gemacht worden. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts hatte bereits der berühmte Harvarder Mather in engen Beziehungen zu dem Hallenser Francke gestanden, dessen edles Vorbild so mächtig wirkte, dafs man in Savannah im Staate Georgia eine Schule errichtete, die seinen Prinzipien bis ins einzelne entsprach. In Pennsylvanien, dem trauten Asyl so vieler um ihres Glaubens willen Verfolgten, wurde die Fahne der deutschen Wissenschaft von Mühlenberg, dem trefflichen Schüler Franckes, hochgehalten. Mitten in der Wildnis, wo Bär und Jaguar mit dem Indianer um die Wette dem friedfertigen Eindringling die ungewohnte Waffe in die Hand drängten, erhoben sich so Pflanzstätten deutscher Wissenschaft. Die drei Söhne Mühlenbergs pilgerten im Jahre 1763 zum Sohne Franckes nach Halle. Dafs die an der Saale gewonnenen Eindrücke tief und nachhaltig waren,

darf man nicht allein aus dem Umstand vermuten, dafs ihr Andenken uns als das hervorragender Staatsmänner überliefert ist, sondern namentlich auch deshalb, dafs sie keinen geringeren als Benjamin Franklin veranlafsten, ihrem Beispiel zu folgen. Die Bedeutung des grofsen Unsterblichen, den schon die Abc-Schützen aus den reizendsten Kindergeschichten lieb gewinnen, und vor dem die Grofsen sich im Gedanken an das „Eripuit coelo fulmen" respektvoll verneigen, wurde in Göttingen, wohin er sich damals wandte, in hohem Mafse gewürdigt. Man erwählte ihn im Verein mit Lord Pringle, dem Leibarzt des Königs von England, zum Mitglied der Akademie. Die Frucht dieses Aufenthaltes war die Schöpfung der deutschen Fakultät der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia im Jahre 1779. Kurze Zeit darauf wurde ebenfalls nach deutschem Muster die Hochschule in Lancaster errichtet, welche des grofsen Menschenfreundes Namen trägt.

Aufser Göttingen und Halle figurierten Leipzig, später Berlin und Heidelberg als Hauptanziehungspunkte amerikanischer Studenten. Stolze Namen sind es, die wir unter den Immatrikulierten finden; es seien nur Bancroft, Calvert, Longfellow, Emerson, Hedge, Bayard Taylor und Motley erwähnt.

Das edle Freundschaftsverhältnis zwischen letzterem, dem amerikanischen Staatsmann, und Bismarck, welches geradezu vorbildlich genannt werden kann, ist weltbekannt. Wie die Seelen des deutschesten der Deutschen und des typischen Amerikaners ineinander schlugen, ist einer der glänzendsten Beweise für deutsch-amerikanische Herzensneigung. Kein Sohn Teuts hat dem ehernen Kanzler durch sein langes ruhmreiches Leben so herzlich nahe gestanden, wie Motley, der Harvarder Baccalaureus und Göttinger Korpsstudent.

Zu den schaffensfrohen Studenten, welche bei ihrer Rückkunft in die amerikanische Heimat das Lob der deutschen Universität laut verkündeten, gesellten sich eine Reihe hervorragender deutscher Akademiker, welche aus politischen Gründen das Vaterland verliefsen, um in den Vereinigten Staaten nach ihrem eignen Sinn wirken zu können. Zu diesen gehört vor allen Follen, welcher, nachdem er als Student gegen den korsischen Usurpator gefochten hatte, die Burschenschaft gründen half. Sein ausgesprochener Freiheitsdrang

nötigte ihn zur Aufgabe seiner Dozentenlaufbahn in Jena, was für die Harvard-Universität kein geringes Glück war, denn Follen ist es zu danken, dafs die deutschen Klassiker dort ihren Einzug hielten. Follens Einflufs zog auch bald seine Freunde Beck (Heidelberg) und Lieber (Berlin) nach Harvard, wo diese den deutschen Universitätsgeist wacker mitpflegten. Mag man seine politischen Anschauungen auch nicht teilen, soviel ist gewifs: Follen hörte nie auf, die Herzen seiner amerikanischen Zuhörer zu entzünden, indem er ihnen vor Augen führte, wie in den Tagen von Deutschlands tiefster Schmach die Studentenschaft jene Saat zu säen begann, welcher langsam die herrliche Frucht des Deutschen Reiches entkeimte. Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner wurden durch ihn amerikanisiert. Dem Heldenjüngling, dessen sangreiches Herz die gallische Kugel so früh zum Stillstand brachte, galt eine von ihm verfafste erschütternde Ode.

Als dann in dem denkwürdigen Jahre 1848 die Wogen der deutschen Freiheitsbewegung besonders hoch schlugen, ergofs sich ein Strom von deutschen Studenten an die Gestade der grofsen Republik. In ihm waren treffliche Universitätselemente verkörpert. Deutschen Männern war es vorbehalten, die grofsen deutschen Charakterzüge, die Gründlichkeit, welche die amerikanische Brillanz so segensreich abtönt, die gemütvolle Lebensauffassung im Gegensatz zur puritanischen Denkweise und die Tiefe des Denkens, welche sich dem Hang zur Äufserlichkeit entgegenstemmt, geräuschlos in die amerikanische Volksseele zu übertragen. Man streife nur heute dem Amerikaner den unbewufsten deutschen Einflufs ab und ein sehr verändertes Charakterbild wird zum Vorschein kommen. So wirkten Männer, wie Karl Schurz, dessen Kühnheit nur von der Treue übertroffen wurde, die er seinem Kommilitonen Kinkel bewahrt hatte, der schneidige Parlamentarier Wesendonck u. a. bestimmend auf ihre Umgebung. Ihre Begeisterung rifs manchen ehemaligen deutschen Studenten mit, als es im neuen Vaterland zum Kriege kam. Da holte sich gar mancher Fuchs das blutrote Burschenband auf der Mensur, von der es kein Wiederkehren gibt. Die Schlachtfelder von Bunker Hill, Yorktown, Vicksburg und Gettysburg sind mit dem Blute deutscher Musensöhne gedüngt worden.

Nicht vergessen soll es bleiben, dafs, als die Gunst des Kriegsgottes sich eine Zeit lang dem Süden zuneigte, so dafs die Fortdauer der Union ernstlich in Zweifel gestellt war, die gesamte deutsche Nation ihr eine rasche und tatkräftige finanzielle Hilfe angedeihen liefs. Und zwar geschah dies zu einer Zeit, in welcher andere europäische Nationen fest die Finger um den Säckel legten.

Und wie bezeichnend für die Volksstimmung ist es, dafs, als das heilige Sehnen der deutschen Studentenschaft, ein einiges Reich, endlich in Erfüllung gegangen war, anders zwar, als es im Jahre 1848 erstrebt, und doch viel herrlicher, dafs das neue Deutschland zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean mit nicht geringerer freudiger Begeisterung gefeiert wurde, als an den sagenumwobenen Ufern des Vater Rhein. Diese stolze Zeit dürfte wohl den Markstein in der Verallgemeinerung der deutschfreundlichen Gesinnung der Amerikaner bilden. Gleichwie oft unbewufst und uneingestanden aus dem kühlen Achtungsgefühl allmählich die Liebe zweier anscheinend sich abstofsender Naturen heranreift, so geschah es auch bei den zwei grofsen Kulturnationen. Selbst der Pöbel, welchem die Sprache Goethes auch heute noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, konnte sich dem mächtigen Eindruck nicht verschliefsen, den die Tatsache hervorrief, dafs der deutsche Michel die Grande Nation in einer für unmöglich gehaltenen Weise niederwarf. Und die Gebildeten erkannten die Wahrheit des Satzes, dafs der deutsche Schulmeister den Krieg gewonnen hat. Aus diesem herrlichen Geständnis mögen wir wiederum einen Hinweis auf die führende Bedeutung der deutschen Universität ersehen.

Seitdem ist die Verehrung der deutschen alma mater unaufhaltsam gestiegen. Ihr verwandt zeigte sich gleichzeitig die Erwärmung für deutsche Kunst und Musik. Von der letzteren darf man wohl behaupten, dafs sie unter der Ägide des genialen und unvergefslichen Anton Seidl die neue Welt völlig erobert hat.

Wenn auch die teutophile Neigung selten Gelegenheit zu lärmendem Ausdruck fand, so gewann sie tief drinnen im amerikanischen Herzen immer festeren Halt. Sie wartete nur auf einen Anstofs, um sich in ihrer ganzen Kraft zu zeigen.

Das ist auch wiederholt geschehen. Als Glanzpunkte seien der Kommers zur Feier des achtzigsten Geburtsages von Bismarck am 1. April 1895 und das Bankett zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Deutschen Reiches am 18. Januar 1896 hervorgehoben.

Wie tief verwachsen sich die amerikanischen Gelehrten mit der deutschen Universität fühlten, ging in einer bezeichnenden Weise aus der Virchowfeier des vergangenen Winters hervor. Da konnte man sehen, wie weit der unsterbliche Erforscher der Zelle den Ruhm deutscher Wissenschaft getragen hatte. Diese anläſslich seines achtzigsten Geburtstages veranstaltete Feier hatte gewiſs nichts gemachtes. Sie entsprang einem tiefgefühlten Bedürfnis seiner amerikanischen Schüler. Selbst die nicht geringe Zahl derer, welchen er mit seinem den Röntgenstrahlen vergleichbaren Auge tief auf den Grund ihres nicht allzugroſsen Wissens geschaut hatte, vergaſsen längst die Schatten und sonnten sich begeistert in dem glänzenden Lichte der Inspiration des Meisters, welcher der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen. Manchem alten deutschen Studenten sind die Augen feucht geworden, als ihm bei dieser Gelegenheit aus amerikanischem Munde das herrliche Bild der deutschen Heimat und vor allem ihres Universitätslebens vor die Seele gezaubert wurde. Das war echte amerikanische Begeisterung, und daran können gelbe Hetzblätter nimmermehr rütteln.

Die beispiellos herzliche Aufnahme, welche Virchows groſser Kollege Waldeyer in Amerika fand, als er zur Feier des zweihundertjährigen Stiftungsfestes der Yale-Universität das Ehrendoktorat entgegennahm, stellt sich dieser Demonstration würdig zur Seite.

Einer nicht minder warmen Aufnahme erfreute sich Esmarch, der unvergleichliche Chirurg und Vater des Samaritertums. Die groſse Arionhalle vermochte die Ärzte, welche gekommen waren, seinem Vortrage zu lauschen, fast nicht zu fassen. Ebenso stieſs Czerny, der berühmte Heidelberger Chirurg und Forscher, bei seiner jüngst erfolgten Amerikafahrt über die ganze Union weg auf ehemalige Schüler, welche ihm allüberall die glänzendsten Ovationen bereiteten.

Dafs man Helmholtz bei seinem Besuch nicht die ihm reichlich zugedachten Ehrungen erweisen konnte, erklärt sich nur aus dem Unfall, welcher den greisen Forscher kurz nach seiner Landung traf. Die amerikanischen Zeitungen überboten sich jedoch gegenseitig in der Würdigung der Geistestaten des deutschen Gelehrten.

Die Ehrung, wie sie dem Orthopäden Lorenz zu teil wurde, mufs zu einem grofsen Teil ebenfalls als ein Symptom der grofsen Verehrung für die deutschen Universitäten aufgefafst werden. Lorenz wurde wie ein Fürst gefeiert. Die Northwestern Universität in Chicago ernannte ihn zum Ehrendoktor, die New Yorker Academy of medicine zum Ehrenmitglied und die Stadt New York verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

Ähnliches kann man von dem Triumphzug der grofsen deutschen Universitätslehrer Mikulicz, Tillmanns und Ewald berichten. Und, merkwürdig genug, wer am fröhlichsten feierte, waren nicht die deutschgeborenen Studenten, sondern die Vollblutamerikaner, denen es Bedürfnis war, ihren deutschen Lehrern Liebe und Verehrung darzubringen.

Wie gerne die Gelegenheit seitens solcher Amerikaner ergriffen wird, um die Zugehörigkeit zur deutschen Universität zu bekunden, ist am stärksten aus dem Kommers ersichtlich, welcher zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preufsen von vierhundert ehemaligen deutschen Studenten inauguriert wurde. Der Prinz hat auch durchaus keinen Hehl daraus gemacht, wie tief er durch die der alten deutschen alma mater von so vielen Amerikanern erwiesene Treue ergriffen war.

In der vornehmen Halle des Arion, des deutschesten aller deutschen Vereine in Amerika, hatten sich die ehemaligen Musensöhne eingefunden, der junge Doctor juris utriusque neben dem silberweifsen Patriarchen, dessen Gesichtsfalten doch nicht die Runenschrift der Heidelberger Hirschgasse überschatten konnten. Sie alle kamen, um des „Es war einmal“ zu gedenken und sich zurückzuträumen in die köstliche Zeit, wo der Lenz nimmer enden zu wollen schien. Weit waren sie zum Teil hergepilgert. Einige sogar von dem weit entlegenen Ithaka, wo das Panier der Cornell Universität

weht. Die ehrwürdige Harvard, das lustige Princeton, das sportsgewaltige Yale, die lernfrohe Johns Hopkins und die gelehrte Pennsylvania hatten trinkfeste Mannen abgesandt, um der New Yorker Columbia-Universität brüderlich das Trinkhorn zu reichen. An langer Quertafel thronte der Präses und um ihn gruppierten sich die Ehrengäste. Vor ihr dehnten sich fünf lange Tische, an deren Ende je ein Kontrapräside mit ihren Rappieren der Kommersdisziplin lärmenden Ausdruck gaben. Nie und nirgends ist je ein derartiger Kommers gefeiert worden. Erhielt er doch eine ungewöhnliche Weihe durch die Anwesenheit des Prinzen Heinrich, des Bruders und Abgesandten des Hauptes der deutschen Nation. Er repräsentierte aber auch den ersten und erfolgreichen Versuch, eine Verbrüderung studierter amerikanischer Kreise zu schaffen, deren Glieder auf deutschen Universitäten gebildet waren. Die Mission des Prinzen, eine Verbindung zwischen den zwei gröfsten Kulturnationen zu erstrecken, hatte den Leitern des Kommerses vorgeschwebt, als sie ihre engeren Freunde zur Teilnahme an einer Feier aufforderten, welche eine historische Epoche darstellen sollte.

Ein enragierter alter Studio hatte zur Feier des Tages folgendes Lied verbrochen:

Prinzliches Urbummellied.

Unser Prinz auf seiner Reis', Juchheidi, Juchheida,
Ganz famos zu leben weifs, Juchheidi, heida.
Immer fort durch Dick und Dünn,
Schleppt die Excellenz ihn hin,
Juchheidi, Juchheida, Juchheidi, Juchheida,
Juchheidi, Juchheida, Juchheidi, heida!

Katerfrühstück mit Empfang,
Launching, Lunching, „Rag-time“sang;
Bürgermeister, Fackelzug;
Oper, haste nicht genug? —
(Juchheidi etc. wie in Vers I.)

Washington und Albany,
Und nach Pittsburg in der Früh';
Pork- Ind- und Anna-polis,
Und Chicago nicht vergifs!
(Juchheidi etc.)

Austern, Sekt und Honigseim,
Und so mancher schlechte Reim;
Aber Leberwurst und Bier,
Gibt's nur beim Commerse hier.
(Juchheidi etc.)

Hat er dann mit heiler Haut,
Unser schönes Land verdaut.
Heimgekehrt stöhnt er dann: „wie,
Kommt mir diese Dyspepsie?"
(Juchheidi etc.)

Die Ziele einer solchen Verbindung sind bereits in den Begrüſsungsworten angedeutet, mit denen der Schreiber dieser Zeilen den Kommers eröffnete. Sie lauteten:

Kommilitonen! Mit freudiger Bewegung sehe ich, welch' begeisterten Widerhall der Appell an das alte deutsche Studententum gefunden hat. Ja, Kommilitonen, das alte deutsche Studententum, es lebt noch, lebt noch hier in Amerika, von welchem böse Zungen verleumderischerweise behaupten, daſs es kein Verständnis für den deutschen Burschengeist habe. Er schwimmt freilich nicht auf der Oberfläche wie im lieben Alt-Heidelberg oder Jena, aber man braucht ihn nur zu zitieren, sein „Sesam tu dich auf" zu sprechen, und er ist da. Und wir fühlen ihn, wir greifen ihn, wir sehen es an Ihren leuchtenden Augen, wie sie alle von demselben erfüllt sind. Ja, ob Sie an dem Herzen einer deutschen oder einer amerikanischen Mutter gehangen, die Liebe zur deutschen alma mater ist Ihnen allen gemeinsam.

Es ist nicht länger zu leugnen, daſs der deutsche Studentengeist auf amerikanischem Grunde einen fruchtbaren Nährboden gefunden hat und es wert ist, auf demselben Früchte seiner eignen Art zu ernten. Reichen wir deshalb, Kommilitonen deutscher und amerikanischer Geburt, einander die Bruderhand heute bei dieser herrlichen Feier, zu welcher Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preuſsen den willkommenen Anlaſs gab. Als ich beim Stapellauf des Meteor den Prinzen am Arm unserer Landesmutter von einer enthusiastischen Menge begrüſst sah, trat es mir klar vor Augen, daſs eine neue Epoche auch in den geistigen Beziehungen beider so sehr befreundeter Länder eingetreten ist

und den Geist dieser Epoche wollen wir pflegen. Nie soll es Euch, amerikanische Kommilitonen, vergessen sein, wie Ihr uns, als das Vaterland zu eng wurde, warme Aufnahme gewährtet in der echt noblen Gesinnung, wie sie die Signatur dieses herrlichen Landes mit dem grofsen Kinderherzen ist. Nehmen wir uns ein vornehmes Beispiel an den zwei grofsen Staatsmännern Bismarck und Motley, deren junge Herzen sich fanden, als beide krasse Füchse in Göttingen waren und deren Freundschaftsverhältnis alle andern überdauerte. Ebenso möge der Geburtstag der geistigen Verbrüderung, an deren Tauftag wir heute Pate stehen, alljährlich wiederkehren!"

Der Aufforderung, sich die Bruderhand zu reichen, wurde begeistert Folge geleistet. In wenigen Monaten gliederte sich die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika zu einem festen Ganzen. Schon hat sich in Philadelphia, Baltimore, Washington, Buffalo, Boston, Chicago, Milwaukee, Detroit, St. Louis, Cincinnati, San Franzisko, Newark und Pittsburg ein Anschlufs gebildet, welcher zukunftsfrohe Aussichten verheifst. Die Statuten sagen, dafs das Bestreben der Vereinigung kulminiere in der Anbahnung eines persönlichen und geistigen Verkehrs zwischen den Kommilitonen, die Erhaltung und Befestigung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, und die Förderung des Interesses an deutscher Sprache, Kunst und Wissenschaft. Als Organ diente die in Philadelphia, dem amerikanischen Leipzig, erscheinende Americana-Germanica, deren trefflicher Redakteur Learned, Professor an der Universität in Pennsylvanien, Vizepräsident der Vereinigung ist. Zu derselben ist nun eine Monatszeitung getreten. So soll der grofs angelegte Verband ein Bollwerk des Idealismus gegen den Materialismus bilden, welcher in einem Lande mit so eminent kaufmännischer Signatur besondere Gefahren in sich schliefst. Das Ziel, welches dem amerikanischen Botschafter am deutschen Hofe, dem früheren Präsidenten der Cornell-Universität, Andrew H. White, vorschwebte, eine Aristokratie des Denkens und Empfindens zu schaffen, dient auch der Vereinigung als Motto. Das Material zu dieser Aristokratie ist in der Tat vollzählig vorhanden. Die Blüte der amerikanischen Professorenschaft, Leuchten der Columbia-, Harvard-, Pennsylvania-, Yale-, Cornell-, Johns Hop-

kins-, der Chicagoer und der Washingtoner Universität zählten bereits zu den Stützen der Vereinigung. Die Präsidenten der Harvard-, Cornell-, Johns Hopkins- und der Chicagoer Universität sind Mitglieder des Vorstandes.

In den vornehmen Räumen des New Yorker Arion finden die monatlichen Zusammenkünfte der Vereinigung statt. Dort begeisterte Professor Bahlsen-Berlin, temporär an der Columbia-Universität angestellt, in der Danksagungswoche die Mitglieder durch einen klassischen Vortrag über die Gründe der Popularität Schillers. Einen durch grofse Originalität ausgezeichneten Vortrag über Probleme der chinesischen Literatur hielt zwei Monate später Professor Hirth, welcher vor kurzem dem ehrenvollen Ruf an die New Yorker Columbia-Universität von Leipzig gefolgt war. Auch hier war das schöne Geschlecht zahlreich vertreten wie bei dem Schlufsvortrag der Saison, bei welchem Bahlsen, in Deutschland durch seine hochpoetischen Schulfestspiele wohlbekannt, ein anschauliches Bild Webers, des letzten Romantikers, entwarf.

So gingen Wissenschaft, Frauendienst und Komment nach dem unsterblichen Rezept des braven Dr. Martinus einiglich Hand in Hand.

Einen besonders glänzenden Abend feierte die Vereinigung, als Heinrich Conried, der hochverdiente Leiter des Deutschen Theaters, ihr zu Ehren eine Sonderaufführung des so überaus populär gewordenen Studentenstücks Alt Heidelberg inszenierte. Das Theater war auf das Festlichste geschmückt. Zwischen den Guirlanden hat in künstlerischer Ausführung die Aufmerksamkeit des Direktors die Wappen und Zirkel aller der Vereinigungsmitglieder aufstellen lassen, welche studentischen Verbindungen angehört hatten.

Um die Weihnachtszeit konnte man die Füchse des Deutschen Vereins der Columbia-Universität mit ausgelassenen Grauköpfen fraternisieren sehen. Diese auf amerikanischem Nährboden die deutsche Gesinnung kultivierenden Jungens sehen allerdings das Ideal des deutschen Studenten nicht in der Runenschrift des Rappiers, welche ihn an die Kriegstätowierung des Indianers erinnert, noch an der endlosen Libation, noch in dem Faulpelz, welcher, ohne mehr als eine Pfeife und ein Paar Kanonenstiefel zu besitzen, mit Verach-

tung auf den ehrlichen Handwerker herniederschaut und sich noch rühmt, die Universität nur von aufsen zu kennen. Aus diesem Holze sind in Deutschland auch keine Bismarcke geschnitzt worden. Ihm imponiert das Bild des flotten, schneidigen Burschen, welcher in überschäumender Jugendkraft vielleicht ungelenk, aber in heiterem Übermut seine Streiche verübt, welche eigentlich niemanden ernstlich wehe tun. Sie sind ihm episodenhafte Träumereien, welche verfliegen wie ein nächtliches Schattenbild beim ersten Hahnenschrei der Pflicht. Ja, wenn die Arbeit ruft, dann ist dieser jungamerikanische Bursch ein ganzer Mann.

Vom deutschen Jungburschen lerne er das Herz offen für allen Sonnenschein der Schönheit und Freude zu halten! Jener aber lerne von ihm, wie der Kopf nicht minder weit offen stehe für die ehrwürdige Weisheit des Katheders! Weit offen sei ihm auch die junge Hand für das köstliche Geschenk der Jugendfreundschaft, welche mit das beste ist, was das Leben bescheert.

Den Höhepunkt des Wintersemesters erreichte das Streben der jungen Vereinigung an ihrem ersten Jahreskommers, welcher an ihrem Geburtstag, dem Jahrestag des Prinzenkommerses stattfand. Zwar war diesesmal nicht eine so illüstre Anziehungskraft vorhanden, wie das Jahr vorher, aber trotzdem wurde nicht minder warm vor allem des Geistes echter brüderlicher Herzlichkeit gedacht, wie er unter all diesen heterogenen Elementen zu Tage trat, welche sich fest in das Gefüge der Vereinigung gereiht hatten. Die Arionhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. Fast sämtliche gröfseren Städte der Union hatten Vertreter entsandt. Dr. Schweitzer, der hochverdiente Sekretär, Dr. Ripperger, Herausgeber der Deutschen Medizinischen Monatsschrift, Dr. Kern, der unerschöpfliche Schatzmeister und Dr. Bahlsen hatten ein Liederbuch zusammengestellt, welches in teils klassischem, teils Schartenmaierschem Stil die mannigfachen Episoden verherrlichte, die die junge Schöpfung schon erlebt hatte. Selbst der kranke deutsch-amerikanische Dichter Conrad Nies hatte es sich nicht versagt, eine der Vereinigung gewidmete Ode an die deutsche Heimat beizusteuern. Aber selten ist das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Heimat trefflicher geschil-

dert worden als in der mehr als einstündigen Rede Münsterbergs, des bekannten Harvarder Professors. Und wie Münsterberg, so sprach Bahlsen über das Wesen der deutschen Universität. Professor Hallock, Vizepräsident der Vereinigung, früher Assistent am physikalischen Institut der Universität Würzburg verherrlichte das deutsche Universitätsleben in englischer Sprache, während Learned, Professor der deutschen Sprache an der Pennsylvania Universität, und geborener Amerikaner, die amerikanische Universität in deutscher Sprache feierte. Aller dieser oratorischen Meisterleistungen, sowie der kürzeren Ansprache des geistreichen deutschen Journalisten Georg von Skal, des Präsidenten Welcke des Arion, der Vorstände Kern und Rodemann, wird in einem besonderen Aufsatz noch gedacht werden.

Als der berühmte Tenorist Schott, welcher wiederholt die Vereinigung durch seine Liedervorträge erfreut hatte, die herrliche Komposition Schumanns „Wohlauf noch getrunken“ gesungen hatte, kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Wer diese spontanen Ausbrüche hat miterleben dürfen, wird sie nimmer aus seinem Gedächtnis tilgen können. Lange noch saſsen die Alten beisammen in der Erinnerung an jene märchenhaft schöne Zeit, in welcher der Mehltau des Materialismus die Ideale noch nicht getrübt hatte. Wenn sich solche Zauberfäden kindlich frohen Gedenkens auch nur ein einziges Mal im Jahre in die Seelen derer spinnen, welchen die rauhe Wirklichkeit keine Zeit zu idealen Regungen läſst, so ist eine edle Mission erfüllt worden.

Anläſslich des Jubiläums der Heidelberger Universität wurde deren Rektor magnificentissimus, der edle Groſsherzog Friedrich von Baden, und hierauf Prinz Heinrich und Präsident Roosevelt zu Ehrenmitgliedern der jungen Vereinigung erwählt. Eine Deputation überreichte dem Prinzen Heinrich das Ehrendiplom im Kieler Schloſs, wo derselbe in ebenso leutseliger als geistreicher Weise die Vereinigung ermahnte, an ihren hohen Zielen unverrückbar fest zu halten. Er erkannte die Schwierigkeit der Verhältnisse in ihrem vollen Umfang, aber er flöſste uns auch neue Begeisterung für die Verbrüderungstendenz ein.

XIII.

Über die Leistungen und die Bedeutung der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika.

(Rede beim zweiten Jahreskommers am 19. März 1904.)

Zum zweiten Male feiern wir den Geburtstag der Vereinigung. Mit Genugtuung dürfen wir das gedeihliche Wachstum des lustig strampelnden Geburtstagskindes konstatieren, denn unsere Mitgliederzahl hat sich beinahe verdoppelt; in jeder gröfseren Stadt der Union zählen wir Mitglieder. Im fernen San Franzisko rühmen wir uns einer Mitgliedschaft von vierzehn trefflichen Mannen.

Die bösen Reden von der Eintagsfliege, die düsteren Prophezeiungen, wie man sie „einem neuen Kneipverein nach veralteten Mustern“ stellen zu dürfen glaubte, sind verstummt; ja, selbst das vorsichtige Spitzen der Ohren nach der hohen obrigkeitlichen Genehmigung hat eine erhebliche Abschwächung erlitten. Mit einem Wort, man fängt an, sich für die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika zu interessieren, man fragt allmählich: Wer seid Ihr? Was wollt Ihr eigentlich? Habt Ihr umstürzlerische Pläne? Spukt ein neues deutsches Dominium in Euren Köpfen? Wollt Ihr die deutsche Sprache als Nationalidiom einführen? Oder wollt Ihr gar einen trinkfesten Bruder Studio mit dem melodischen Namen Maier, Müller oder Schmidt sänftiglich ins Weifse Haus lanzieren? Oder wollt Ihr das Hofbräu als Nationalgetränk obligatorisch machen und zu guterletzt durch einen offiziellen Sonntagsfrühschoppen dem Puritanismus stracks den Garaus machen? Nichts von alledem! Wir wollen freilich nach des Tages Mühen bisweilen das Horazische Dulce

est desiper' in loco beherzigen und in den Sonnenschein des Lebens tauchen, aber das ist nur erheiterndes Beiwerk. Denn wir stehen vor einer viel höheren Mission.

Da ist vor allen Dingen hervorzuheben, dafs wir treue Bürger der grofsen amerikanischen Republik sind und in guten und bösen Tagen zu denen halten werden, welche uns in nobler Gastlichkeit ihre Tore weit öffneten.

Damit ist aber nicht im entferntesten gesagt, dafs wir die Liebe zu unserem alten deutschen Vaterland und die Hingebung an die unvergänglichen Güter deutschen Geistes und deutscher Kultur aufgeben wollen. Welch ein ungeheures Verlangen, die heiligsten Gefühle, die tief in der Brust geborgen sind, bei der Landung wegwerfen zu sollen, wie man sich eines abgetragenen Rockes entledigt!

Der misera Plebs wäre das wohl schon ganz recht. Noch lebt eine grofse Schar von weifsen Epigonen jener Indianer, welche sich das Späfslein erlaubten, mittelst eines höchst energischen Verfahrens gefangene Blafsgesichter zu „indianisieren“. Sie rissen ihnen nämlich die Haare gründlich aus, durchlochten Nase und Ohrmuscheln und liefsen mittelst freigebiger Pinselstriche das Gesicht in kühnen Farbennüancen schillern. Zu guterletzt tunkten sie dann den also Vergewaltigten tief unter Wasser. In feierlicher Ratssitzung wurde dann ein derartig „Geläuterter“ als Vollblutrothaut erklärt, da nun jeder weifse Blutstropfen ausgetilgt sei.

Ja, wie würden die Herren Jingos jauchzen, wenn man an dem deutschen Einwanderer eine derartig nachdrückliche Investitur vornehmen dürfte und das deutsche Blut nach ihrem Gefallen wandeln könnte! Aber, gottlob, da haben wir auch noch ein Wörtchen mit drein zu reden. Wir brauchen uns derartige Zeremonien glücklicherweise nicht gefallen zu lassen, denn wir sind stark genug, uns dagegen zu wehren. Und unsere Stärke beruht darauf, dafs wir nicht gekommen sind, um nur zu nehmen, sondern auch um zu geben.

Und was wir geben, sind die Schätze deutschen Geistes, deutscher Kultur, deutschen Gemütslebens und der nimmer versiegenden Quelle gesellschaftlichen Frohsinns.

Was deutschen Geistes Schaffen bedeutet, bedarf hier keiner weiteren Ausführung. Dem Pöbel braucht man es ja

nicht zu sagen, denn der wird niemals verstehen lernen, es zu würdigen. In den besseren Kreisen unseres Adoptivvaterlandes aber regt sich ein Bildungsbedürfnis, wie man es früher kaum ahnen konnte. Als Ausdruck desselben brauche ich blofs auf den Magnetismus der deutschen Hochschulen hinzuweisen, welcher durch die Tatsache illustriert wird, dafs, während vor etwa vierzig Jahren kaum fünfzig amerikanische Studenten auf deutschen Universitäten zu finden waren, heutzutage nahezu schon die Ziffer 2000 pro Semester erreicht ist.

Wie bezeichnend, dafs man angefangen hat, fast in jedem gebildeten amerikanischen Hause deutsch zu lernen! Das tut man ganz gewifs nicht aus politischen Gründen, sondern weil eben kein Sprachschatz so viel ächtes Geistesgold zu tage fördern läfst als der deutsche. Mit unendlichen Opfern an Zeit und Geld erwirbt sich mancher Amerikaner die Kenntnis der deutschen Sprache, die köstlichen Güter, welche der einwandernde Deutsche ja schon besitzt. Wie mufs der gebildete Amerikaner den Deutschen verachten, der sich ob dieses Besitzes nicht freut oder sich dessen gar schämt!

So begegnet sich denn der gebildete deutsche Einwanderer mit dem Amerikaner der besseren Klassen in dem Bestreben nach höchster Geistesbildung. Und hier, Kommilitonen, ist der Anknüpfungspunkt der Vereinigung. Hierin liegt das Gemeinsame des Strebens. Ob in Amerika oder Deutschland geboren, für den, welcher die deutsche Hochschule besuchte, ist dies schliefslich gleichgültig geworden — denn mit ihm können wir getrost sagen: Wir glauben alle an ein und dasselbe Evangelium.

Von dieser Perspektive betrachtet, ist gerade der eingeborene Amerikaner dazu berufen, die Hauptstütze unserer Bestrebungen zu werden. So, wie wir zu ihnen gehören, so sollen sie auch die unsrigen werden. Sie dürfen uns dann schon ein paar überflüssige Skalplocken — die Nörgelsucht, die Uneinigkeit und die Formlosigkeit — ausrupfen und sich dafür von uns tätowieren lassen mit den Farben eines Luther, eines Goethe, eines Kant und eines Beethoven.

So wollen wir nicht als Vergewaltiger, sondern als Brüder verschiedener Art einig zusammengehen!

Was wir also anstreben, ist, die unvergänglichen Güter deutschen Geistes und deutscher Kultur unseren hiesigen Mitbürgern vorzuführen und sie lieben zu lehren, ihnen ferner zu beweisen, dafs die typischen amerikanischen Eigenschaften, die Energie, der Wagemut, die Findigkeit und die Tatkraft, verbunden mit dem sprichwörtlichen Optimismus, es allein nicht tun, sondern dafs das Leben erst dann lebenswert wird, wenn es verschönt wird durch das Lied, die Dichtung und die Kunst. Und gibt es denn wirklich ein echtes Lied, das nicht deutsch wäre?

Wir wollen unsere amerikanischen Mitbürger mit dieser deutschen Auffassung imprägnieren, dafs sie sich diese schliefslich gänzlich zu eigen machen und zuletzt meinen, dafs alle diese ursprünglich deutschen Eigentümlichkeiten gut amerikanisch wären. Wie die Amerikaner den Christbaum, diese urdeutsche Schöpfung, so lieb gewonnen haben, dafs sie schon vergessen, dafs er einen deutschen Heimatschein hat, so soll es mit der Einprägung deutscher Eigentümlichkeiten werden. Wir wollen, in anderen Worten, dem Amerikaner die edelsten deutschen Eigenschaften derart einimpfen, dafs der höchste Grad tüchtigen Amerikanertums gezüchtet wird. So soll aus dem durch deutschen Geist veredelten Yankeecharakter ein völlig neuer Typus entstehen, der hochkultivierte Amerikaner. Und wir können zu dieser Metamorphosierung das meiste beitragen. Vielleicht schelten Sie mich einen Utopisten, aber glauben Sie mir, ein guter ehrlicher Wille, wenn er getragen ist von Enthusiasmus für eine edle Sache, vermag viel!

Wie können wir diesen Idealen praktisch näher treten? Da fehlen uns vorerst freilich noch zwei wichtige Faktoren, nämlich erstens ein eigenes Heim und zweitens ein eigenes Organ.*) Wenn Sie alle mithelfen, so wird dieses Ziel in allerkürzester Zeit ohne nennenswerte Opfer erreicht werden können. Erst dann besitzen wir die geeigneten Medien, den deutschen Hochschulgedanken auf Amerika gedeihlich zu verpflanzen. Und im Zeichen der deutschen Hochschule haften die starken Wurzeln unserer Kraft!

---

*) Das letztere Ziel ist bereits erreicht, denn seit Oktober 1904 gibt die Vereinigung ein Monatsjournal heraus.

XIV.

Eröffnungsrede beim Schillerkommers der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika am 6. Mai 1905.

„Denn er war unser.“

Soweit die deutsche Zunge klingt, steht keiner dem Herzen des Volkes so naheals Friedrich Schiller. Uns alten deutschen Studenten ist sein Name besonders teuer, weil wir bei keiner anderen Geistesgröfse so viele Anklänge an unsere studentischen Ideale finden als bei ihm. Die Heroen seiner ersten Schöpfung, der Räuber, sind Studenten. Das wüste in den Auswüchsen des Studentenlebens ist in diesem himmelstürmenden Drama mit unerbittlichen Pinselstrichen gezeichnet, aber das edle und männliche, die Begeisterung für das wirklich edle und grofse, das Ringen nach Freiheit, tritt sieghaft dazwischen hervor.

Schiller war ein achtzehnjähriger Student, als er die Räuber schuf. Wer anders, als ein deutscher Student, hätte überhaupt die Räuber schreiben können? Das „wallet und siedet, und brauset und zischt, als wenn Wasser mit Feuer sich menget“ in diesem Erstlingswerk, vieles ist noch grob und ungelenk, aber ein dichterischer Feuerstrom von einer Macht ohne gleichen durchzieht das ganze und erhebt es zu einem Kunstwerk, welches in seiner Eigenart fernen Geschlechtern noch als Vorbild dienen wird.

Bei den folgenden Werken sieht man wie sich des Dichters Gedankengang bereits klärt, die Schlacken fallen ab und die hohe sittliche Kraft, verschönt von unerhört herrlicher Form, ringt sich durch um im Tell schliefslich das formvollendetste zu erreichen was die Bühne überhaupt besitzt.

Schon im Don Carlos vollzieht sich diese Klärung. In der Doppelfigur Carlos-Posa spiegelt sich die Seele Schillers wieder, die begehrliche Liebe zur Königin weicht der edleren Hingebung an Flandern. Und Flandern ist die Menschheit, die ringende Menschheit, welche nur durch gewaltige sittliche Kämpfe erlöst werden kann. Im Läuterungsprozeſs, wie er sich bei Don Carlos vollzieht, sehen wir ein Selbstbildnis des Dichters, wir empfinden seine inneren Kämpfe mit, sein reines Streben die Menschheit zu veredeln.

Wenn er bei diesem gigantischen Ringen nach den gröſsten Gütern der Menschheit den Blick nach den Sternen richten muſste, so verlor er doch nie den Boden der Wirklichkeit. Er hat es an sich selbst nur zu schmerzvoll erfahren müssen, daſs unser Fuſs tief im Erdenschmutz steckt. "Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht — und die Gewohnheit nennt er seine Amme“ sagt er im Wallenstein, seinem gröſsten Vermächtnis, dem sich nur noch der Faust und die Nibelungentrilogie an die Seite stellen lassen. Aber Schiller sieht nicht hinab in den Schmutz, er weiſs so gut wie Zola, daſs er da ist — er kennt das traurige Gesetz: Naturam expellas furca, tandem recurrit, aber sein reines Empfinden zwingt die Materie, indem das Auge nach oben schaut, denn in ihm wurzelt die feste Überzeugung, daſs die Menschheit nur erlöst werden kann, wenn sie nach dem Guten und Schönen strebt. So schreitet er unbeirrt durch den trüben Strudel der Gemeinheit und streut herrliche Blumen über die trostlose Wüste der Sittenverderbnis und Frivolität. Wie wahr sind deshalb die Worte in Goethes Nachruf:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort,
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Diese bei keinem zu solchem Ausdruck gelangte Eigenschaft Schillers, das Bessere in uns zum Kampf gegen die gemeinen Triebe, welche bei jedem von uns Erbsündern vorhanden sind, herauszurufen, so daſs sie gebändigt werden, besaſs vor ihm kein Genius in gleich hohem Grade. Kein Mensch ist so gut, daſs er nicht strauchelt, aber kein Mensch ist auch so schlecht, daſs er nicht irgendwo in einer Gewissensecke einen verwund-

baren Fleck hätte. Auch der frivolste Libertiner hat in seinem abgestumpften Innern sich ein paar Empfindungsfragmente erhalten, welche er sich nicht beschmutzen läfst — es mögen nur vorübergehende Regungen sein, Erinnerungen an die Jugendzeit, an die Mutter — aber sie sind doch vorhanden, wenn auch nur Ruinen davon zeugen, dafs auch ihm einst eine göttliche Seele gegeben war. Nur mit solchen Empfindungen lassen sich die heiligen Regungen derer vergleichen, die Schiller kennen und in ihrem Herzen bergen. Und so ist er ein Vorbild nicht blofs für das Land, dessen treuester Sohn er war, sondern für alle Völker zu allen Zeiten. Möge eine jeder Nation seiner herrlichen Mahnung eingedenk sein: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Schon um dieser Mahnungen willen sollte die deutsche Sprache Gemeingut der Gebildeten aller Völker werden, denn kein anderes Volk besitzt einen Apostel dessen Werke so eindringlich die echte Menschenwürde, den edlen und freien Stolz predigen, ohne die kein Gemeinwesen zu mächtigem Einflufs gelangen kann.

Bei der Betrachtung des Werdegangs von Schiller drängt sich mir unwillkürlich der Vergleich mit der Entwickelung unsers grofsen Adoptivvaterlandes auf. Da finden wir zur Zeit der frühen Entwickelungsperiode ebenfalls ein Wallen und Sieden, rohes und unfertiges, aber wie im Tannenhäuser der gediegene Toncharakter des Pilgerchors in hinreifsender Majestät aus den wirren Zweiunddreifsigsteln des Venusmotivs emporsteigt, um alles unreine sieghaft zu übertönen, so sehen wir aus einem ungeheuren Wirrsal sich die unbegrenzte Tatkraft, das edle Streben nach der Freiheit der Nation, die Opferfreudigkeit für das Vaterland und den wahrhaft grofsen und allem kleinlichen abholden Gemeinsinn des amerikanischen Volkes sich entwickeln. So sehen wir die Vereinigten Staaten durch gewaltige Ereignisse erschüttert, aber auch geläutert, denn allen Sirenensängen zum Trotz haben die besseren Gefühle des amerikanischen Volkes immer die Oberhand behalten. Und dazu hat Schiller mehr als irgend ein Amerikaner beigetragen. Es ist als ob er den Entwickelungsgang der neuen Welt vorempfunden hätte. Man erinnere sich nur unter vielen anderen Anklängen an die Worte Posas an Philipp.

Schillers Mahnungen haben manchem Fürsten demokratische Gedankenwege gewiesen, sie haben indirekt zu Verfassungen und Parlamenten geführt, sie haben andererseits aber auch manchen einfachen Bürger zum wahrhaften Fürsten emporgehoben. Die grofs angelegten Anfangsworte der amerikanischen Konstitution „All men are born equal“ repräsentieren tatsächlich das Evangelium Schillers.

Der Schillersche Freiheitsbegriff ist oft mifsdeutet worden, was man im sogenannten Lande der Freiheit besonders beherzigen sollte. Nicht durch rohe Gewalt, sondern durch kluge Menschlichkeit soll die Ordnung des Staates aufrecht erhalten werden. Die Freiheit wie sie Schiller vorschwebt, wird nicht durch Konstitution oder gesetzgebende Körperschaften gegeben, sondern durch die Freiheit des Geistes und Herzens, wie man sie im stählenden Kampf des Lebens erficht.

In diesem Sinne verstehen wir auch sein:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittere nicht!“

So finden wir, dafs die Auffassung Schillers beinahe amerikanischer als deutsch erscheint. Wie sein gewaltiges Vermächtnis den Grund gelegt zu der todesmutigen Begeisterung der deutschen Studentenschaft zur Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands, einer Begeisterung, welche so mächtig war, dafs die gleichgültigsten schliefslich beschämt mitgerissen wurden, so hat Schiller bis auf den heutigen Tag veredelnd auf die Vereinigten Staaten gewirkt. Denn von den Studenten auf welche deutsche Universitätsprofessoren die Begeisterung für den Dichter übertrugen, sind gar viele prächtige amerikanische Jungens, welche die Keime dieser Begeisterung in ihre Heimat verpflanzten. Viele davon sind Universitätslehrer geworden und verbreiten den läuternden Einflufs des liebgewonnenen Dichters auf ihre Zuhörer. Und die junge Studentenschaft ist auch in Amerika für das Ideale viel empfänglicher als man im alten Vaterlande glauben will. Es hängt eben vielfach nur von dem ab, welcher das hohe Evangelium predigen soll.

Bei oberflächlicher Betrachtung pflegt man sich über diesem weitgehenden Einflufs Schillers nicht klar zu werden;

wenn man aber tiefer forscht, so ist man erstaunt, in wie verschiedenen Formen er anscheinend verborgen ist. Drum haben wir, die alten deutschen Studenten in Amerika, doppelten Grund es auszusprechen, dafs er unser war und dafs sein Vermächtnis unser ist für alle Zeiten. Halten wir es heilig und erweisen wir uns dessen würdig! Lassen Sie uns nicht blofs Schiller zitieren, sondern lassen Sie uns ihm hier nacheifern, in unvergänglicher Liebe zu unserer alten Heimat und in dankbarer Achtung vor unserem Adoptivvaterland!

Auch unserer Vereinigung ist mit nichten die Sturm- und Drangperiode erspart geblieben, aber ihr gewaltiges Ringen trug in sich die Bürgschaft der Läuterung und wenn sie fortfährt, beim lustigen Komment ihre Mission nicht zu vergessen, welche ihr das Vermächtnis unserer herrlichsten Idealgestalt auferlegt, so wird nichts die Erreichung ihres hohen Zieles hemmen können.

XV.

Nachklänge zum spanisch-amerikanischen Krieg (1899).

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen.“ Nach heifsem Ringen weht das Sternenbanner bei unseren neuen antipodischen Brüdern, den bekannten Produzenten der dreieckigen Zigarren. Langsam dämmern die Orgien der Humanität in die nüchternen, hausbackenen Betrachtungen der Conseils hinüber, wo man sich hinter den Ohren kratzend anfängt zu fragen: Cui bono?

Auch in den medizinischen Gesellschaften verspürt man so manchen mehr oder minder sanften Hauch von den Nachwehen des Krieges. Besonders ist es die Frage der Infektionen im Feldlager und des sogenannten einbalsamierten Büchsenfleisches, welches noch die Gemüter erregt. Je mehr man darüber erfährt, desto weniger klug wird man über die wahren Ursachen der oft gerügten Mifsstände. Im grofsen und ganzen gewinnt man den Eindruck, als ob es mehr als die Inkompetenz des einzelnen das allgemeine System wäre, welches dem Generalstabsarzt der Armee eine nur mangelhafte Exekutivgewalt zumifst, und ferner die ungenügende Kriegsbereitschaft, welche bei dem Schmerzenskind Gevatter gestanden haben.

Wenn auch nicht zu leugnen ist, dafs der eiserne Klang der Kriegsdrommete da und dort ein Individuum, welches bisher hinten weit im Westen sein beschauliches Dasein zwischen der edlen Tierarzneikunst und Ackerbau und Viehzucht auszufüllen bestrebt war, gleich dem seligen Cincinnatus von der Pflugschar weg in die verantwortliche Stellung eines Stabsarztes rief, so darf doch andererseits nicht aufser acht

gelassen werden, daſs die maſsgebenden Stellungen teilweise von unseren Besten ausgefüllt waren. Ich brauche neben Nancrede nur den genialen Senn zu nennen, welcher dem bakteriologisch geschulten, aber praktisch weniger erfahrenen Generalstabsarzt als vortreffliche Stütze diente.

Man darf also summa summarum wohl annehmen, daſs das amerikanische Sanitätskorps in seiner durchaus heldenmütigen Selbstopferung praktisch soweit erfolgreich war, als es unter den besonderen Umständen unseres in seinen Tugenden wie Fehlern gleich groſsen Landes überhaupt möglich war.

Die Debatten, wie sie durch das einbalsamierte Büchsenfleich angeregt wurden, trugen einen ganz besonders bitteren Charakter. Allen Respekt vor dem Höchstkommandierenden der Armee mit dem martialischen Namen Miles, der sich in dieser von ihm schonungslos bloſsgelegten Angelegenheit in die Öffentlichkeit flüchtete. Der Generalquartiermeister der Armee nahm dies freilich sehr übel und entblödete sich nicht, den wackeren Miles officialiter mit Epithetis ornantibus zu regalieren, welche in Knigges Umgang mit Menschen vergeblich gesucht werden. Ein deutsches Soldatenherz bäumt sich ordentlich auf bei dem bloſsen Gedanken an eine solch krasse Insubordination. Die Regierung gab auch dem empörten Volkswillen nach und riet dem exaltierten Quartiermeister, an seine angegriffene Gesundheit zu denken.

In der vornehmsten medizinischen Gesellschaft des Landes, der New Yorker Academy of Medicine, wurde die Verpflegungsfrage — man ist versucht, sie die Erbswurstfrage zu nennen — des langen und breiten erörtert. Besonders und mit Recht wurde getadelt, daſs man den Konserven Bor- und Salicylsäure zugesetzt habe, um ihre Zersetzung zu verhindern. Nach den übereinstimmenden Aussagen der unglücklichen Verdauungsopfer wurde dieses antiseptische Wollen durchaus nicht in Taten umgesetzt, wie sich aus den mephitischen Dünsten ergab, welche den geöffneten Kannen entströmten. Es ist sehr verständlich, daſs diejenigen, welche, wie es in dem bekannten Sprichwort vom Teufel und den Fliegen heiſst, vom Hunger getrieben, die scheuſslichen Bissen hinunterwürgten, einen willkommenen Nährboden für die Typhusbazillen und andere

mikroskopische Hyänen des Schlachtfeldes abgaben. So ist denn nicht zu verwundern, dafs die Treffsicherheit der infektiösen Darmkrankheiten mehr Opfer forderte, als die viel mitleidigeren spanischen Kugeln.

Es ist vor allen Dingen den Herren Einbalsamierern der Vorwurf nicht zu ersparen, dafs sie sich zu sehr auf die Theorien der Chemiker verliefsen, anstatt sich bei klinisch geschulten Medizinern Rat zu holen.

In der letzten Sitzung der Academy erläuterte Dr. Louis Seaman die Verpflegungsfrage auf Grund seiner in Cuba und Porto-Rico gesammelten Erfahrungen in lichtvoller Weise. Insbesondere tadelte er, dafs man dem nach den Tropen gesandten amerikanischen Soldaten dieselbe Feldration mitgab, wie sie im hohen Norden, so zum Beispiel noch letztes Jahr im eisigen Alaska, gebräuchlich war, bestehend in: Frisches Fleisch 20 Unzen, oder gesalzenes Fleisch 22 Unzen, oder statt dessen Schweinefleisch oder Schinken 12 Unzen, Brot oder Mehl 18 Unzen, Kartoffel 16 Unzen, Erbsen oder Bohnen 2,4 Unzen, oder präservierte Tomaten 5,33 Unzen, Reis 1,6, Zucker 2,4, Kaffee 1,6 und Salz 0,25 Unzen.

Statt dessen schlägt Dr. Seaman vor, präserviertes und gesalzenes Fleisch nur im äufsersten Notfall, jedenfalls aber nur in beschränktem Mafse zu gebrauchen und dafür womöglich frisches Fleisch und auch Mehlspeisen zu substituieren. Grütze und Reis, von welch letzterem die dreifache Ration verabreicht werden sollte, erschienen besonders empfehlenswert. Inländische Bohnen sind auszuschliefsen und nur solche, die in den Tropen gedeihen, sollten benutzt werden. Auch müfsten Äpfel und Pflaumen in der Tropenration vorgesehen sein. Die Vorschläge des Dr. Seaman wurden auf das beste kommentiert.

Das medizinische Vereinsleben blüht mehr als je. Fast täglich findet eine medizinische Sitzung irgendwo im Weichbild Grofs-New Yorks statt. Von den spezifisch deutschen Versammlungen sei u. a. auf die der Ärzte der deutschen Poliklinik aufmerksam gemacht.

Vor wenigen Tagen öffnete sich der weite Galenische Zwinger, aus welchem einige hundert junger Kollegen auf die erwartungsvolle Menschheit losgelassen wurden. So

mancher, dem die freundliche Alma mater den Doktorhut schon auf die Denkerstirn gepreſst hat, scheiterte dieses Jahr an der Charybdis des Staatsexamens. Ja, das Staatsexamen ist heutzutage gar nicht mehr so leicht. Es wird schriftlich abgefaſst und legt in jedem Spezialfach ungefähr zwanzig Fragen vor. Wie weiland beim grimmen Beckmesser heiſst es da: „Sieben Fehler gibt er euch vor," die übrigen dreizehn aber müssen korrekt beantwortet werden, denn sonst „ist versungen und vertan".

In Deutschland pflegt man, wenn von amerikanischen Examinibus die Rede ist, den Süffisanzmuskel derart zu kontrahieren, als ob man einen ganz kleinen Haut-gout wahrgenommen hätte. Das hatte auch seinerzeit seine mehr als volle Berechtigung. Aber jetzt werden in den östlichen Staaten bei einer vierjährigen Studienzeit die schwersten Anforderungen gestellt. Und hier studiert man wirklich, denn das „Post multa saecula pocula nulla" findet in einem Yankeebusen keinen begeisterten Wiederhall. Zur Veranschaulichung der Examenfragen diene folgendes Excerpt aus der Chirurgie*):

Wie werden animalische Suturen und Ligaturen hergestellt und am besten sterilisiert?

Man nenne eine Operationsmethode des Hallux valgus.

Welches ist der Modus operandi bei der Vornahme der Cocainanästhesie bei der Exstirpation eines kleinen Hauttumors?

Worin besteht das Wesen der Coxitis, und wie wird dieselbe behandelt?

Beschreibung der verschiedenen Methoden der Hautsterilisation.

Unter welchen Umständen kommt bei komplizierten Oberschenkelfrakturen die Amputation in Frage, und wie wird dieselbe ausgeführt?

Worauf gründet sich die Differentialdiagnose zwischen Pseudarthrose und gänzlichem Fehlen einer Vereinigung bei der Diaphysenfraktur des Humerus?

Beschreibung einer Methode der Circumcision.

---

*) Vgl. dazu Seite 180.

Beschreibung der einzelnen Operationsdetails bei der Trepanation.

Worauf gründet sich die Differentialdiagnose zwischen penetrierenden und nicht penetrierenden Brustwunden, und welche prognostischen und therapeutischen Momente kommen bei beiden Zuständen in Betracht?

Wie heifsen die verschiedenen Typen der Hüftgelenksluxation? Zwei dieser Typen sind im Detail zu beschreiben.

Diagnose und Behandlung des Aneurysma der Femoralarterie.

Differentialdiagnose zwischen Ulcus molle, durum und Herpes progenitalis.

XVI.

Der Fall des Präsidenten McKinley.

(September 1901.)

Die Tragödie im Milburne-Haus zu Buffalo ist zu Ende. Das Blei des Mordbuben hat seine elende Aufgabe nur zu sicher erfüllt, und nach einer Woche voll Hoffen und Harren hat das Herz des edlen Märtyrers aufgehört zu schlagen.

Das gesamte amerikanische Volk steht tief trauernd an der Bahre eines Mannes, der nach jahrelangen Kämpfen sich selbst das Herz derer erobert hatte, welche ihn auf dem Gebiet der Politik befehdeten.

Im Zenith seines Ruhmes, noch eben einer andächtigen Menge die Wohlfahrt der Nation auf das enthusiastischste schildernd, welche in der prachtvollen Ausstellung schon einen so beredten Ausdruck gefunden hatte, trafen ihn die Kugeln eines wahnwitzigen Anarchisten.

Dafs es nun zum drittenmal einer Bubenhand gelungen ist, dem amerikanischen Gemeinwesen sein Oberhaupt zu rauben, drückt schwer auf die Volksseele, und man fragt empört: „Quousque tandem, Catilina abutere patientia nostra?“

Noch nie ist ein Attentat mit teuflischerem Raffinement geplant worden. Die Hand mit einem Verband umwickelt, in welcher er die Pistole verborgen hielt, defilierte der Mörder mit der tausendköpfigen Menge vor dem Präsidenten, der ahnungslos im Musiktempel der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo einen echt bürgerlichen Empfang gab.

Als der Präsident mit gewohnter Herzlichkeit die Hand des Mordgesellen ergreifen wollte, feuerte derselbe zwei Schüsse in rascher Hintereinanderfolge ab.

Das eine Geschofs traf die Gegend des Brustbeins, von welchem es abglitt, so dafs nur eine unbedeutende Kontusion entstand. Die Kugel selbst wurde nachher in der Kleidung gefunden.

Das andere, wahrscheinlich zuerst abgegebene, drang 11 cm unterhalb der Brustwarze und 3 cm links von der Medianlinie in den Unterleib.

Man hatte bei der Errichtung der Ausstellung den glücklichen Gedanken gehabt, ein Emergency Hospital zu errichten, welches nicht blofs als Modell der Sanitätsabteilung gelten, sondern auch jederzeit praktisch verwendet werden sollte. Dorthin wurde der Verwundete alsbald mittelst einer unverzüglich herbeizitierten Ambulanz gebracht. Die Ärzte du jour behandelten ihn daselbst bis zur Ankunft der Chirurgen in einem Privatzimmer.

Das Attentat hatte sich am 6. September sieben Minuten nach 4 Uhr nachmittags, ereignet. Sieben Minuten später befand sich der hohe Patient schon im Hospital.

Um 5 Uhr trafen die Kollegen Mann, Mynter und Parmenter, und eine halbe Stunde später der Leibarzt des Präsidenten, Dr. Rixey, ein.

Der Präsident war bei vollem Bewufstsein gewesen; als er seinen Mörder unter den Fäusten der Menge erblickte, sah er ihn voll Mitleids an und sagte zu ihm: „Möge Gott dir vergeben!“

McKinley hatte als tapferer Soldat im Bürgerkriege dem Tod oft ins Auge geblickt, und als ihm die Ärzte die Notwendigkeit eines unverzüglichen chirurgischen Eingriffs vorstellten, war er sofort bereit. Sein Sekretär Cortelyou verdient ebenfalls das gröfste Lob für seine moralische Unterstützung bei der verantwortungsvollen Lage, in der sich die Ärzte befanden.

Mann operierte, Mynter fungierte als direkter Assistent, Parmenter als zweiter. Dr. Wardin leitete die Äthernarkose. Weitere Handreichungen verrichteten die Kollegen Lee, van Peyma und Stockton.

Die Hautincision geschah durch die Kugelwunde hindurch. Nach Eröffnung des Abdomens zeigte sich die Vorderwand des Magens von der Kugel durchbohrt. Die Öffnung wurde zunächst mittels einer feinen Lembertschen Seidennaht geschlossen und der Magen herumgewälzt. Eine nunmehr an der hinteren Wand ersichtliche Perforationsstelle wurde in gleicher Weise geschlossen.

Der Magen war verhältnismäſsig leer gewesen, immerhin war etwas Inhalt ausgetreten. Derselbe wurde sorgfältig aufgetupft und die Umgebung mit Salzlösung überschwemmt.

Die Kugel selbst wurde nicht gefunden.

Der Darm erwies sich als unversehrt, und so hoffte man, daſs weitere Verletzungen nicht vorlägen und die Kugel sich in einer unschädlichen Stelle, wahrscheinlich in den Rückenmuskeln, eingebettet habe.

Weitere Versuche, die Kugel zu finden, wurden deshalb auch vorläufig unterlassen.

Bevor die Bauchhöhle geschlossen wurde, langte Roswell Park, welcher mittels Extrazuges von den Niagarafällen hergeeilt war, an. Später war noch McBurney aus New York zitiert worden.

Die Operation dauerte 45 Minuten. Die Narkose war gut überstanden worden. Der Puls zeigte bei guter Qualität eine Frequenz von 130, und noch vor 7 Uhr abends konnte der Dulder in das Milburnehaus zu seinem alten Freunde übergeführt werden.

Am Morgen nach der Operation war die Temperatur 38, der Puls 128 und die Respiration 30.

Im weiteren Verlauf traten geringe Schwankungen der Temperatur ein. Sehr freudig begrüſsten wir das Heruntergehen des Pulses auf 112, und man glaubte nun schon allgemein, daſs die Gefahr der Sepsis vorüber sei. Das Abdomen war weich, das Kugelkaliber klein, der Patient von kräftiger Konstitution und die Technik der Chirurgen tadellos.

Warum hätte man bei dem Zusammentreffen so vieler günstiger Umstände und nicht zum wenigsten im Hinblick auf die sofortige Hilfe nicht auf einen guten Ausgang rechnen sollen?

Die Schnelligkeit, mit welcher die operativen Maſsnahmen getroffen wurden, dürfte einzig in der Geschichte der Chirurgie dastehen. Hätte man tatsächlich alles schon vorher gewuſst, man würde die Vorbereitungen nicht gründlicher und zielbewuſster haben treffen können.

Nach dem dritten Tage wurden keine schmerzstillenden Mittel mehr verabreicht Im Schuſskanal war ein Tuchfragment hängen geblieben, welches bei der Operation entfernt wurde. Dort stellte sich am vierten Tage eine Hauterhöhung

ein, so dafs die Naht entfernt und das darunter befindliche Serum entleert werden mufste.

Edison sandte sofort seinen besten Röntgenapparat, man machte aber von demselben keinen Gebrauch, da man der Meinung war, dafs die Kugelfrage zunächst keine wichtige Rolle spiele, und man wollte daher bis zur Rekonvaleszenz des Patienten warten.

Man erinnert sich, dafs beim Attentat Nobilings auf den greisen Heldenkaiser Langenbeck gegen die Extraktion der vielen Schrote war, und wie sich im weiteren Verlauf herausstellte, auch mit gutem Recht. Die einstimmige Ansicht der behandelnden Kollegen war, dafs die Kugel, welche der Schufskanalrichtung gemäfs in gerader horizontaler Richtung nach hinten gedrungen sein mufste, sich in der Gegend des elften Zwischenrippenraumes in der Muskulatur des Erector trunci befinde.

Eine Verletzung des linken Leberlappens, der Arteria coeliaca, der Milzarterie oder gar der Aorta war ja dem Operationsbefund gemafs auszuschliefsen gewesen. Für die Verletzung der Wirbelsäule fehlten jegliche Symptome. Die Untersuchung des Urins schien ein Trauma der Nieren ebenfalls auszuschliefsen.

Trotz der geradezu idealen Behandlung des Präsidenten trat jedoch am sechsten Tage ein plötzlicher Kollaps ein. Man hatte versucht, Fleischsaft einzuflöfsen, und die ersten Dosen waren gut vertragen worden. Bald aber stellte sich Unvermögen ein, denselben zurückzubehalten, die Temperatur sank, der Puls wurde beschleunigt, und mit dem Bild der Toxämie verschied der hohe Patient, der die Ärzte in seinem schweren Leiden so wacker unterstützt hatte.

Die Obduktion, welche wenige Stunden nachher vorgenommen wurde, ergab folgendes Resultat:

Die eine Kugel, welche die Gegend des Brustbeines gestreift hatte, war nicht durch die Haut gedrungen, hatte also keinerlei Bedeutung.

Die andere Kugel hatte den Magen nahe der grofsen Kurvatur an seiner Vorder- und Hinterfläche durchbohrt. Die Wundränder waren gangränös geworden. Im Verlauf des Schufskanals zeigten sich überall gangränöse Fetzen. Trotzdem war nirgendwo ein Zeichen von Peritonitis zu entdecken. Die

Nebenniere, der obere Pol der linken Niere und das Pankreas zeigten sich ebenfalls verletzt. Ebenso wie beim Magen zeigten sich daselbst nekrotische Gewebsteile.

Die Kugel wurde nicht gefunden.

Das Herz zeigte leichte Degeneration.

Unterzeichnet ist das Sektionsprotokoll von den Ärzten P. M. Rixey, Mathew D. Mann, Hermann Mynter, Roswell Park, Edw. G. Janeway, Charles G. Stockton, Harvey D. Gaylord, Eugene Wasdin, Hermann G. Matzinger und den Militärchirurgen W. W. Johnson, W. P. Kendall, Charles Cary, Edward L. Hunson und Hermanus L. Baer.

Es handelte sich also um Fettnekrose hervorgerufen durch die Verletzung der Bauchspeicheldrüse.

Weder die Verwundung dieser Drüse noch die der Niere und Nebenniere hatte sich zu Lebzeiten durch irgend welche Symptome verraten.

Die Ärzte, welche die Behandlung leiteten, sind sämtlich hervorragende Meister ihres Faches.

Roswell Park ist anerkanntermaſsen ein tüchtiger Chirurg. Er ist namentlich durch seine im Staatslaboratorium zu Buffalo vorgenommenen Untersuchungen über die Ätiologie des Krebses vorteilhaft bekannt. Sein Lehrbuch der Chirurgie ist eines der populärsten des Landes.

Mann ist einer der ersten Operateure von Buffalo, ebenso wie Parmenter und Mynter, welch letzterer sich durch sein Buch über Appendicitis verdienter Beachtung erfreut.

Die Verdienste McBurneys, unseres ausgezeichneten New Yorker Chirurgen, sind so weltbekannt, daſs eine besondere Hervorhebung seiner Bedeutung kaum am Platz wäre.

Janeway, ebenfalls aus New York, ist allgemein als hervorragendster Vertreter seines Faches — Herzkrankheiten — anerkannt. Er wurde erst am letzten Tage der Krankheit zugezogen.

Die wohltuende Einmütigkeit der Ärzte am Krankenbett des Präsidenten McKinley ist einfach als vorbildlich zu preisen.

XVII.

Die Brandkatastrophe auf dem New Yorker Dampfer Slocum (19. Juni 1904).

Die Stadt New York und mit ihr die ganze zivilisierte Welt befindet sich in tiefer Trauer. Ein tragisches Unglück, wie es sich schauerlicher nicht ausmalen läfst, brach, gleich einem Blitz aus heiterem Himmel, über sie herein und vernichtete angesichts des rettungsverheifsenden Weichbildes der Stadt ein ganzes Tausend blühender Menschenleben in einigen Minuten.

Die Tragödie berührt das Deutschtum ganz besonders, denn mit geringer Ausnahme gehörten die Opfer zu der deutschen St. Markusgemeinde der Stadt New York.

Es war an einem klaren sonnigen Sommermorgen, als sich 1600 Mitglieder des alten Kirchspiels auf dem mächtigen Sunddampfer „General Slocum“ zusammenfanden. Einem alten Brauche gemäfs vereinigten sich alljährlich die Familien der Gemeinde zu anspruchslosem, heiterem Genufs bei einem Tagesausflug im Grünen. Zum gröfsten Teile waren es Kinder der Familien von besseren Handwerkern und Besitzern kleinerer Geschäfte, welche, das Familienoberhaupt bei unabkömmlicher Arbeit zu Hause lassend, unter der Führung der Mutter oder einer älteren Schwester sich dem grofsen Dampfer sorglos anvertrauten.

Unter den frohen Klängen deutscher Weisen steuerte das festlich geschmückte Schiff den Flufs hinab, die Kinder richteten sich zu fröhlichem Spiel auf den Verdecken häuslich ein und die Erwachsenen gaben sich in vollen Zügen dem Genufs der erfrischenden Seeluft hin. Da kräuselten sich leichte Rauchwolken aus dem Schiffsraum hervor, wahr-

scheinlich war ein Zigarrenstummel achtlos in ein Strohlager geworfen worden. Niemand achtete zunächst darauf, bis die Wolken voluminöser wurden.

Plötzlich schoſs aus einer Kammer des Vorderdecks eine Flammensäule empor, aus tausend Kehlen erscholl der Schreckensruf „Feuer“, und im nächsten Augenblick wurde das eben noch von fröhlichen Kinderstimmen widerhallende Schiff der Schauplatz einer entsetzlichen Panik.

Die Mütter rissen ihre Kinder an sich und drängten in wilder Flucht nach den Geländern, welche dem übermäſsigen Druck nicht standhielten. Die Tatsache, daſs nur wenige Männer an dem Ausflug teilgenommen hatten, wurde nun zum furchtbaren Verhängnis. Zwar fanden sich einige Beherzte, welche Geistesgegenwart genug behielten, um die verzweifelten Frauen vom Flammenherd fortzuleiten, aber ihre Besonnenheit kam nur wenigen zugute.

Die Mannschaft schien den Kopf verloren zu haben, denn es wurde kein Versuch gemacht, Rettungsboote flott zu machen. Die Rettungsgürtel konnten teils nicht erreicht werden, teils erwiesen sie sich als morsch.

Obgleich sich in der Höhe seichte Stellen befanden, wo der Dampfer mit geringem Risiko hätte auflaufen können, faſste der Kapitän den unheilvollen Entschluſs, an dem eine Meile weiter stromabwärts gelegenen North Brothers Island zu landen. Bevor es ihm jedoch gelang, sein Schiff in der Nähe des Eilandes auf den Grund laufen zu lassen, war es ein vom Winde gepeitschtes Flammenmeer geworden.

Die Feder sträubt sich, die Schreckensszenen, welche sich an Bord abspielten, zu schildern.

Glücklich noch diejenigen, welche über die zerbrochenen Geländer ins Wasser stürzten und nicht mehr auftauchten, im Verhältnis zu denen, welche erst halbverbrannt standhielten und zuletzt doch noch den unheilvollen Sprung wagten, welcher den Todeskampf nur noch um einige Minuten verlängerte.

Eine beschränkte Anzahl erreichte die North Brotherinsel durch Schwimmen. So gelang es den beiden Schwestern des Dr. Krender vom St. Marks-Hospital, das Land zu erreichen, trotzdem sie schon schwere Brandwunden erlitten hatten.

Den liebreizenden Töchtern unseres tief beklagten Kollegen Volkenberg sollte ihre Schwimmkunst zum Verderben werden, denn als sie ins Wasser sprangen, klammerte sich eine Menge solcher, die des Schwimmens unkundig waren, fest an sie und zogen sie in die Tiefe. Die hoffnungsvolle Tochter des deutschen Kollegen Balser wurde ebenfalls ein Opfer der Katastrophe.

Die St. Markus-Gemeinde ist beinahe völlig vernichtet.

Der tapfere Pastor Haas leistete, trotzdem er selbst schwer verletzt war, energische Hilfe, welche jedoch nicht imstande war, ihm Gattin und Töchterchen zu retten. Man mufs den Mann bewundern, welcher inmitten dieses mafslosen Unglücks noch die Seelengröfse fand, seine Gemeindemitglieder zu trösten.

Der edle Philanthrop Rheinfrank, welcher einen grofsen Teil der Mittel zu diesem unseligen Ausflug beigesteuert und sich alljährlich an der Freude der Kinder wieder verjüngt hatte, ging mit seiner Gattin und 15 Familienmitgliedern zugrunde. So wurden ganze Familien einfach vernichtet. Aber auch wunderbare Rettungen werden berichtet. Der siebzigjährige Lehrer der Gemeinde, Holthusen, hatte sich mit seinen zwei Töchtern an den Radkasten geklammert, und als seine Umgebung, um den Flammen zu entrinnen, ins Wasser sprang, ermutigte er die ihm zunächst Stehenden, bis aufs äufserste auszuharren. Plötzlich erhielt er einen furchtbaren Schlag ins Gesicht, welcher ihn auf einige Sekunden betäubte, und als er sich erholte, erkannte er ein grofses Schiffstau, welches ein unterdessen von der nahen „Gasol“ abgelassenes Boot ihm zugeworfen hatte.

Im Postgraduate Hospital behandelte Kollege von Grimm einen Knaben an gebrochenem Unterkiefer. Er ist der einzige Überlebende von vier Brüdern. Als die Flammen die Brüder erreicht hatten, ergriff der älteste Bruder den jüngsten, welcher nicht schwimmen konnte, mit den Worten: „Du sollst wenigstens nicht verbrennen“, und schleuderte ihn weit gegen das Land zu ins Wasser. Der Zufall wollte es, dafs der Kleine mit dem Gesicht gegen einen im Wasser verborgenen Felsen stiefs, wodurch er zwar seine Fraktur erhielt, aber

auch sein Leben rettete. Die anderen drei Brüder, welche ihm nachsprangen, ertranken, obgleich sie alle des Schwimmens kundig waren.

Eine verzweifelte Mutter warf ihren Säugling in die Flut, wo er auf einen treibenden Leichnam fiel, von welchem herab er kurz darauf gerettet wurde, während die Mutter die Zahl der Opfer vermehrte.

Im St. Marks-Hospital erzählte mir ein 16jähriger Junge, daſs seine sämtlichen Angehörigen umgekommen wären.

Er dankt seine Rettung dem traurigen Umstand, daſs beim Herabfallen vom Radkasten sein Bein in eine zerbrochene Spalte gequetscht wurde, so daſs er dort festgehalten und dadurch vor dem Ertrinken bewahrt wurde. Darauf befreite ihn ein Boot, sein Unterschenkel war jedoch derart zermalmt, daſs die Amputation vorgenommen werden muſste.

Wenn man einen Moment den Blick wegwendet von dem grauenhaften Charakter der Katastrophe, so ist man wiederum tief bewegt von den Berichten über das Rettungswerk. Keine Nacht des Schreckens ist ja so dunkel, daſs nicht ein Lichtstrahl hineinfiele. Und hier sind der Lichtstrahlen gar viele Hoch tönt das Lied vom braven Mann! Da sind es vor allen die auf North Brothers Island stationierten Polizisten, welche das brennende Schiff von weitem erblickten und wacker mit ihren Schaluppen darauf zusteuerten, um mit gröſster Gefahr für das eigene Leben von dem Unglücksdampfer herabzuholen, was überhaupt noch zu holen war. Da sind die trefflichen jungen Kollegen des Seuchenhospitals und die wackeren Krankenwärterinnen, welche sich ins Wasser stürzten, den Ertrinkenden entgegen, um sie auf weichem Rasen wieder ins Leben zurückzurufen. Unsere heroische Landsmännin, Fräulein P a u l i n e P u e t z, Krankenschwester auf dem Hospital in North Broters Island, schwamm, eine zweite Johanna Sebus, sechsmal an das brennende Schiff heran und rettete jedesmal ein Menschenleben. Sie wurde ebenso wie zwei brave Zöglinge des St. Marks-Hospitals von der deutschen Kaiserin mit der Verleihung einer Medaille geehrt. Bald rasten die Ambulanzen der Hospitäler herbei um die Verbrannten und Gequeschten unterzubringen.

Und während die Schiffsverwaltung den gröfsten Tadel verdient, mufs allen, die hier am Rettungswerk beteiligt waren, das höchste Lob gespendet werden.

Am Morgen nach der Katastrophe lagen vor dem Landungsplatz der städtischen Morgue nahezu 1000 Leichen zum Zweck der Agnoszierung aufgebahrt. Viele waren derart verstümmelt, dafs die eigenen Eltern sie nicht identifizieren konnten, so dafs ein Ring oder ein Medaillon oft das einzige Zeichen waren, an welchem man das teure Wesen erkennen konnte.

Die Anteilnahme an dem traurigen Schicksal war eine allgemeine und tiefgehende. Der rühmliche Opfersinn der New Yorker zeigte sich auch bei diesem Anlafs allsogleich, denn in wenigen Tagen war beinahe eine Million Mark für die Hinterbliebenen gesammelt. Die deutschen Vereine griffen tief in ihre Taschen, und manche gaben ihre sämtlichen Ersparnisse für den edlen Zweck dahin.

Viele der Hinterbliebenen weigerten sich, Geld anzunehmen, und gerade die ärmsten Deutschen zeichneten sich hierin durch grofse Hochherzigkeit aus.

Die vereinigten deutschen Gesellschaften veranstalteten eine imposante Totenfeier und stifteten den Verunglückten ein Denkmal.

Mit dem heifsen Mitgefühl für die Opfer erwachte zugleich das öffentliche Gewissen. „Wie war es möglich,“ so fragt man, „dafs sich sozusagen unter unseren Augen eine solche Tragödie abspielen konnte?“ Noch ist der schwer verwundete Kapitän im Hospital, aber nach seiner Herstellung wird er in die Untersuchungshaft wandern. Die Direktoren der Dampfergesellschaft, die Mannschaft des Dampfers und der Regierungsbeamte, welcher bei seiner letzten Inspektion den Dampfer als seetüchtig erklärte, sind bereits verhaftet. Sie alle werden schwere Strafen zu gewärtigen haben. Aber alles dies wird die begrabenen Hoffnungen der tiefgebeugten Eltern nicht zu neuem Leben erwecken können. Möge die furchtbare Warnung des Massenfriedhofes von den Dampfergesellschaften beherzigt werden!

XVIII.

Ein Stündchen beim Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Nie zuvor hat an der Spitze der Vereinigten Staaten ein Mann gestanden, welcher die Bedeutung des Universitätsgedankens in so hohem Maſse würdigte als Theodor Roosevelt. Es ist deshalb nur zu natürlich, daſs er die Bestrebungen derjenigen Länder mit sympathischem Interesse verfolgt, in welchem die Universitätsideale am edelsten entwickelt sind. Und die logische Folge davon ist seine deutschfreundliche Gesinnung, welche er, wo immer sich die Gelegenheit dazu bietet, unverhohlen zur Schau trägt.

Bei dem in seiner Art einzig dastehenden Kommers, welchen die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika den deutschen Gelehrten gab, welche den Internationalen Kongreſs in St. Louis zu einem so unerhörten Erfolge gestalteten, wurde ein Brief des Präsidenten Roosevelt verlesen, in welchem er seiner Studien in Deutschland mit Stolz gedachte. Der damals entfesselte Beifallssturm lieſs keinen Zweifel darüber aufkommen, daſs die Vereinigung den Vorschlag, den Präsidenten zum Ehrenmitglied zu erwählen, einhellig begrüſsen würde. Und so geschah es denn auch.

Am 8. März, vier Tage nach der imposanten Inaugurationsfeier, fand sich die Deputation im Weiſsen Hause zu Washington ein, um dem Präsidenten das Ehrendiplom, welches die deutschen und amerikanischen Farben verschlungen umrahmten, zu überbringen. In der bekannten kordialen Weise, welche die Herzen so manches seiner früheren Gegner entwaffnete, begrüſste er uns, als ob wir liebe alte Bekannte

wären. Und er liefs uns gar nicht viel zu Worte kommen, denn er fesselte uns durch seine geistvollen Darlegungen derart, dafs wir gar nicht mehr daran dachten, die Zuhörerrolle aufzugeben. Den Hinweis des Sprechers der Deputation, dafs die allgemeine Entwickelung der Nationen gleichen Schritt hielt mit dem Zustand ihrer Universitäten, ferner dafs Deutschland zur Zeit seiner ärgsten Prüfungen vor allem durch den Enthusiasmus seiner Studentenschaft hochgehalten wurde, griff er sofort heraus um ihm durch weitere Beispiele stärkeren Nachdruck zu verleihen.

Bei dieser Gelegenheit äufserte er sich auch über die Frage des Professorenaustausches. Es geschah dies, wie mir von autoritativer Seite mitgeteilt wurde, zum ersten Mal. Er verspricht sich im ganzen sehr viel davon, obgleich er die Schwierigkeiten, welche zumeist technischer Natur sind, nicht verkennt. Die deutschen Universitäten sind seiner Ansicht nach die Hochburgen freien und gesunden Geistes und ihr Einflufs auf den Werdegang der Nation unermefslich. Er erachtet es deshalb als wertvoll, dafs deutsche und amerikanische Universitäten in Wechselbeziehung treten. Denn von den praktischen Fähigkeiten der amerikanischen Universitäten könnten auch die deutschen manches lernen. Was er tun könne, um dieses grofse Projekt zu fördern, würde im weitesten Mafse geschehen.

Mit überschäumender Herzlichkeit verweilte der Präsident bei seinem deutschen Aufenthalt. Er sagte uns u. a.: „Ich habe das deutsche Studentenleben scharf beobachtet, und wenn mir auch einzelne Schattenseiten auffielen, so sind doch der Lichtseiten eine viel gröfsere Zahl. Ich denke mit herzlicher Befriedigung daran zurück.

Er hob ferner hervor, dafs er bis zum heutigen Tage die deutsche Literatur sorgfältig studiere. Namentlich deutschgeschichtliche Werke bereiteten ihm hohen Genufs. Er zeigte sich mit vielen deutschen Geschichtswerken und auch mit dem deutschen Idiom selbst auffallend vertraut.

Den gröfsten Eindruck empfing er von dem Simrockschen Nibelungenlied. Seitdem Homer die Ilias geschrieben, sei keinem Dichter eine so graphische Darstellung eines Kampfes gelungen als die Schilderung der Kampfesszene in der Halle

Etzels, wie sie in diesem unvergänglichen Epos zu finden ist. Bei dem Besuch der Weltausstellung in St. Louis habe die daselbst ausgestellte Prachtausgabe des Nibelungenliedes sein höchstes Interesse erregt und es sei ihm deshalb eine freudige Überraschung gewesen, als ihm sein Freund, der deutsche Botschafter, das hochkünstlerisch ausgestattete Werk im Namen des deutschen Kaisers gestern zum Geschenk gemacht habe.

Dieses eingehende Vertrautsein des Präsidenten mit unseren literarischen Palladien erregte unser Erstaunen in hohem Grade. Es ist fürwahr höchste Zeit, daſs solche Deutschamerikaner, welche sich ihrer Muttersprache schämen, es erfahren, wie hoch der erste Beamte des Landes die köstlichen Güter deutschen Geistes hält. Wir hatten erwartet, eine fröhlich-geistreiche Plauderei anzuhören — statt dessen hatten wir mit einer Andacht gelauscht, als hätten wir die Lehren eines groſsen Dramas in uns aufgenommen.

Bei keinem von uns wird sich je wieder der tiefe Eindruck verwischen lassen, welchen diese machtvolle Persönlichkeit auf uns ausübte. Wer des Präsidenten Art als erkünstelt hinstellt, hat ihn schlecht erkannt. Natürlicher und einfacher als er kann sich überhaupt kein Mensch geben. Gerade darin liegt eben etwas fascinierend-überzeugendes. Er hat darin etwas von dem Popularitätstalent der Hohenzollern.

Der Präsident ist noch jung, denn er hat das Schwabenalter erst vor sechs Jahren überschritten. Von Statur ebenmäſsig schlank, ist er von mittlerer Gröſse, gesunden Antlitzes, von raschen aber würdigen Bewegungen, wie sie einem zu eigen sind, der tägliche Körperübungen ausführt. Reiten und Jagen sind ja auch seine Steckenpferde. Die mannigfachen Porträts, welchen man „daſs Gott sich erbarm“, namentlich in deutschländischen Zeitungen begegnet, werden ihm nicht gerecht. Von hervorstehenden Zähnen z. B. haben wir keine Spur bemerkt. Nur wenn der Redestrom sich steigert, öffnet sich der Mund etwas weit als wie beim Kommandoruf. Diese Bewegung ist allerdings ungewöhnlich aber keineswegs unschön. Der Tonfall der Stimme ist edel und männlich. Die Stirn ist bedeutend.

Auffallend erschien uns die Ungezwungenheit seiner Umgebung. Furcht kennt ja der Präsident nicht und Gedanken,

wie sie dem Herrscher aller Reufsen notgedrungen kommen müssen, sind ihm fremd. Sein „Kammerherr“ ist natürlich ein Deutscher, der siebzigjährige Kapitän Leffler, dessen schwäbischer Kolorit der englischen Konservation uns unschwer erraten liefs, dafs seine Wiege in Stuttgart gestanden hatte. Er freute sich recht lebhaft mit uns, der Herr mit dem schneeigen Haupte und dem zufrieden lächelnden Gesicht. Uns fielen die deutschen Leibwachen der römischen Cäsaren und des Augustus „deutscher Sklave Schmidt geheifsen“ wie ihn Scheffel immortalisierte, dabei ein.

Die Karriere des Präsidenten ist selbst im schnelllebigen Amerika eine aufserordentliche zu nennen. Nach Vollendung seiner Studien errang er wenig über 24 Jahre alt, einen Sitz in der Legislatur des Staates New York. Nachdem er sechs Jahre dann im Verwaltungsdienste zugebracht hatte, wurde er 1895 zum Polizeichef von New York und zwei Jahre später zum Unterstaatssekretär der Flotte ernannt. Als der spanische Krieg ausbrach, stampfte er aus der Prairie das bekannte Rauhreiterregiment, an dessen Spitze er die Hügel von San Juan erstürmte. Wenige Monate später wurde er Gouverneur des Staates New York, als welcher er einen erbitterten Kampf gegen die Anmafsungen wirtschaftlicher Körperschaften führte. Zwei Jahre darauf wurde er Vizepräsident des grofsen Landes. Wie er durch das traurige Schicksal des Märtyrerpräsidenten McKinley plötzlich Präsident wurde, ist allgemein bekannt. Mancher gute Bürger der Vereinigten Staaten schüttelte damals ernst den Kopf, als der junge Staatsmann die Zügel der Regierung ergriff. Viele weissagten grofse Verwickelungen mit anderen Nationen, da ihnen das Temperament des energischen Reiterobersten — denn nur den scheidigen Soldaten sahen sie in ihm — zu ungestüm erschien.

Aber die grofse Majorität des Volkes verhielt sich taub gegen die Kassandrarufe. Ihr imponierte der persönliche Mut, welchen diese Siegfriedsnatur im Kriege sowohl als im Kampfe mit den Korporationen bewiesen hatle. Vor allem aber bahnten ihm seine edle Rücksichtslosigkeit und Prinzipientreue, wie seine Vorurteilslosigkeit gegen die verschiedenen Gesellschaftsklassen und Glaubensbekenntnisse den Weg ins Bundeskapitol. Dafs ein Mann, in dessen Händen eine absolute Ge-

walt ruht, welche aufser dem Zaren kein europäischer Herrscher besitzt, einfach und bescheiden bleibt, ist der beste Beweis seiner sittlichen Tüchtigkeit.

Dafs er ein trefflicher Familienvater ist, wird allerseits zugegeben. Die Nörgler machen ihm sogar einen Vorwurf daraus. Sie finden es unpassend, dafs das Haupt einer der gröfsten Nationen einmal dabei ertappt wurde, als er auf dem Boden der Kinderstube herumkroch, um sein Jüngstes auf seinem Rücken reiten zu lassen. Hut ab vor dieser Erniedrigung! Es ist gerade charakteristisch für wahrhaft grofse Männer, dafs sie Kinder mit den Kindern werden können. Glücklich ein Land, an dessen Spitze ein Mann steht, dem bei hohem Verstand ein kinderfröhliches Herz in der Brust schlägt!

XIX.

Eine Sommerfahrt von New York nach Bremen.

Noch ein dröhnendes letztes Attentat auf das Trommelfell seitens der mächtigen Dampfpfeife, ein letztes Händedrücken und Küssen, einige lauwarme Tränen und der Grofse Kurfürst, einer der modernsten Schiffskolosse, erzittert in allen Fugen, um dann langsam aus seiner engen Hobokener Klause in die breite Strafse des Hudsons zu gleiten. Die Musik spielt „Mufs i denn zum Städtele 'naus“ und übertönt die Abschiedsrufe der Tausende, welche auf dem grofsen Pier des Norddeutschen Lloyd eng aneinander geprefst ihre Taschentücher oder deutsche und amerikanische Fähnchen flattern lassen. Im ganzen ein fröhlicher Abschied, der sich da abspielt. Denn die meisten Reisenden fahren zum so und so vielten Mal, viele davon um ihrer Gesundheit willen und die Zurückbleibenden malen sich schon das frohe Wiedersehen im Herbste aus, wenn die Lieben gestärkt in die heimatliche Atmosphäre wiederkehren.

Wie ganz anders gestaltet sich doch der erste Abschied von der alten Heimat, wenn man, die Brust zwar von tiefen Hoffnungen geschwellt, doch nicht weifs, wann man seine Lieben je wiedersehen wird. In den gramdurchfurchten Gesichtern der Mütter kann man die bange Frage deutlich lesen: „Werde ich mein Kind je wiedersehen?“ Und unendlich häufig ist es ja ein Abschied für immer. Angesichts der Szenen, welche sich da bei der Abfahrt des Dampfers abspielen, schmilzt auch manches starke Mannesherz dahin.

Von solchen Reflexionen ist auf dem Kurfürsten freilich nichts zu spüren.

Noch angesichts des Festlandes überall fröhlich lachende Gesichter, alte Bekannte begrüfsen sich und begiefsen die erneuerte Freundschaft mit schäumendem Münchener, welches in dem stilvollen Schankzimmer so verführerisch verzapft wird.

Die Damen mustern mit Stolz den Blumenflor, den die Freunde auf den Dampfer gesandt haben, während die lieben Kindlein die Konfitüren auskramen, welche fürsorgliche Tanten, mehr in einer Wallung des Herzens als des Verstandes, in den Reiseeffekten verstauten.

In Sandy Hook verläfst uns der Lootse, noch ein letzter Grufs aus der Signalpfeife des Lootsenbootes und wir schwimmen auf dem Ozean. Von ferne ragen die Türme von Long Island, einer Art New Yorker Hasenhaide, und die Strandhotels von Long Island und der villenbepflanzten Küste des Staates New Jersey. Die See ist leicht bewegt. Trotz der erfrischenden Brise entfleucht das mehr oder minder echte Rot manchen Dämchens und das aschfahle Kolorit der teilnahmslos in ihrem Lehnsessel hingegossenen Holdseligkeit deutet auf das Herannahen des Mal de mer. Eins nach dem anderen, das Taschentuch aus guten Gründen gegen den Mund pressend, verzieht sich in das stille Kämmerlein, um erst nach einigen Tagen schwankend und wie dem Grabe entstiegen, wieder auf Deck zu erscheinen. All die vielen hochgepriesenen Mittel gegen die demokratischste aller akuten Erkrankungen haben nichts geholfen.

Im Speisesaal gähnt mittlerweile eine grofse Leere, welche das Entzücken des an Gemütstiefe keineswegs überquellenden Proviantmeisters bildet. Zuletzt geht auch dieser Kelch vorüber, die eleganten Salons und das Deck bevölkert sich und wo man sonst stark accentuierte Seufzer hörte, tönen jetzt fröhliche Kinderstimmen und glückliches Backfischlachen. Die nervenzerrüttende feuchte Wärme, welche die Stadt New York zu einem so wenig wünschenswerten Hochsommeraufenthalt macht, grüfst uns in der Nähe der Bänke von Newfoundland als unlieber Bekannter. Dazu gesellt sich auch noch das ärgste Gespenst des Seefahrers, der undurchdringliche Nebel. Das Nebelhorn ertönt in kurzen Zwischenräumen und drückt die Stimmung der eben noch laut scherzenden Passagiere. Die erfahrenen derselben wissen, dafs eine Reise über den

Ozean noch immer kein Katzensprung ist und daſs viele Tausende an dieser Stelle infolge des Nebels ein nasses Grab fanden; so ist es begreiflich, daſs erst, nachdem die Sonne das Gewölk sieghaft durchbricht, auch die ungebundene Fröhlichkeit wieder zurückkehrt.

Das Wetter bleibt nunmehr prächtig, das Meer ist beinahe spiegelglatt und die Sonnenstrahlen werden glitzernd von den kleinen zackigen Wellen zurückgeworfen. Wenn die Schiffskapelle ihre munteren Weisen ertönen läſst, so sieht man an den hüpfenden Bewegungen der Beine der Jungen, daſs die Sorglosigkeit Trumpf geworden ist. Überall bilden sich Pärchen. Zumeist ist es ein kurzlebiger Flirt, manchmal aber flicht sich auch hier das Band für's ganze Leben — zum Glück oder Kreuz, wer kann's wissen? Ohne die holde Weiblichkeit läſst sich das lustige Leben auf dem Dampfer übrigens kaum denken. Die Amerikanerinnen sind ja sprüchwörtlich hübsch, graziös und lebhaft. Die aus dem fernen Westen kommen, sind freilich etwas zu lebhaft, oder sagen wir lieber geräuschvoll, und bei mancher derselben fürchtet man, daſs das Kapitol abermals der Rettung bedarf.

Unterhaltung ist stets in Fülle vorhanden. Es befinden sich Künstlerinnen an Bord, welche durch Gesang und Spiel den schönsten Ohrenschmaus bereiten. Ein Professor vom Konservatorium ist nicht bloſs seines schneidigen Schnurrbarts wegen, sondern namentlich seiner herrlichen Baritonstimme wegen der Löwe der Damen. Er muſs täglich, nachdem er die Müllerlieder absolviert hat, sich von holden Seufzern anschmachten lassen.

Ein westlicher Gymnasiallehrer versetzt uns einige poetische Ergüsse, welche um so feuriger niederregnen, je kühler sie aufgenommen werden.

Das Essen nimmt einen erheblichen Teil des Tages in Anspruch. Es ist ziemlich allgemein zugestanden, daſs der Lloyd unter allen Dampferlinien die beste Küche und die trefflichsten Weine führt. Das Mahl ist gewürzt von den zum Teil ansehnlichen Leistungen der Schiffskapelle, deren Dirigent entschieden künstlerisch veranlagt ist.

Unsere Reise verläuft nicht ganz ohne interessante Ereignisse. Am fünften Tage sichten wir die „Deutschland",

welche erst zwei Tage nach uns den Hafen verliefs. Wir können ohne Fernglas nur eine dünne Rauchsäule erblicken. Aber mit unserem Görz erkennen wir die vier Schornsteine deutlich. Mittelst des Marconischen Apparates treten wir mit ihr in drahtlose Verbindung und erfahren, dafs wir uns gegenseitig wohl befinden.

Im Frührot des nächsten Morgens weckt uns der Stewart mit der Frage, ob wir nicht das amerikanische Geschwader sehen wollten. Natürlich eilen wir auf Deck und gewinnen den prächtigen Anblick. Voran das Schlachtschiff „Brooklyn", dahinter die drei Kreuzer „Chattanooga", „Tacoma" und „Galveston" im Gänsemarsch. Das Geschwader ist auf Anregung patriotischer Amerikanerinnen nach Cherbourg signiert, um die Gebeine des Revolutionshelden, Kapitän John Paul Jones, zu heimischer Erde zurückzuholen und dort zu betten. Unsere Kapelle spielt amerikanische Weisen, die der „Brooklyn" deutsche Lieder. Der Enthusiasmus der Amerikaner auf unserem Dampfer kennt keine Grenzen. Was wedeln kann, wird hin und her geschwungen und wer noch nicht gänzlich heiser ist, brüllt Hurrah. Die Damen sind im tiefsten Negligé, werden aber in der Nonchalance noch von einigen Jünglingen übertroffen. Eine satirisch veranlagte Jungfrau in hohen Semestern holt ihren Kodak und verewigt erbarmungslos einen Springinsfeld, welcher mit Hintansetzung notwendigster körperlicher Rücksichten die freundliche Morgensonne direkt auf Körperteile spielen läfst, welche sonst des Schutzes gewohnt sind. Und das noch im Bannkreis des Landes der persönlichen Freiheit!

Spät am Abend erblicken wir die spitzen Felsen der Scilly-Inseln. Malerisch hingegossen liegen sie da am Golfstrom, der ihnen ein tropisches Pflanzenwachstum gewährt. Wie unschuldig erscheinen sie und wie grimmig sind sie im Nebel. An ihren Klippen sind mehr stolze Schiffe zerschellt als irgendwo anders.

Am anderen Morgen geht schon um 3 Uhr ein wüster Lärm los. Es rührt vom Verladen des Gepäcks derjenigen Reisenden her, welche in Plymouth landen. Von Schlafen ist da natürlich keine Rede mehr. Wir fahren in den romantisch gelegenen Hafen von Plymouth ein, ein „Tender" des Lloyd fährt uns entgegen und wir begrüfsen freudig die deutsche

Flagge in englischen Gewässern. Nach einstündigem Aufenthalt dampfen wir wieder hinaus, um uns noch einmal aufs Ohr zu legen. Da, ein einziger lauter Schrei aus vielen Kehlen, man hört, wie viele Menschen auf dem Deck entlang rennen und nun verstehen wir: „Mann über Bord“. Der Dampfer zittert gewaltig, denn die Maschine hat plötzlich gestoppt. In wenigen Minuten ist ein Boot, von vier Matrosen unter dem Kommando des jüngsten Offiziers bemannt, heruntergelassen und nun geht es auf die Suche. Man findet keine Spur. Es wird ein zweites Boot niedergelassen und nun kreisen Dampfer und Kähne, angesichts der in der Morgensonne glänzenden Kreidefelsen Altenglands, das weite Terrain ab. Es sind bereits ein und eine Viertel Stunde verflossen und schon gibt man jede Hoffnung auf, da ruft der Junge im Mastkorb: „Rechts da drüben!“ Der Dampfer und ein Boot steuern darauf zu. Wir sehen nun einen menschlichen Kopf, wie er sich deutlich von den leicht plätschernden Wellen abhebt. Die Spannung hat den höchsten Grad erreicht, tausend Stimmen rufen: „Aushalten. Die Rettung ist da.“ Zeitweilig verschwindet der Kopf hinter einer kleinen Welle. Aber da ist er wieder. Nun hat ihn das Boot erreicht. Der Offizier streckt ihm das Ruder entgegen, der arme Schwimmer ist aber zu schwach, es zu erfassen. So wird er denn von den Armen der Mannschaft hereingezogen. Ein ungeheures Bravorufen erschallt durch die Lüfte und die wackeren Mannschaften werden beinahe umarmt, als sie den armen Teufel auf dem Deck abliefern. Es ist ein Ungar von 26 Jahren, kräftig gebaut. Er mufs ein brillanter Schwimmer sein, denn es ist beinahe unglaublich, dafs er sich so lange — und dazu in den Kleidern — über Wasser halten konnte. Jetzt ist er aber am Umsinken. Wir flöfsen ihm reichlich Kognak ein und bringen ihn zu Bett. Sein Körper ist eiskalt, das Gesicht bläulich verfärbt, der Puls unfühlbar. Alsbald stellt sich ein Schüttelfrost ein. Nach einigen Stunden hustet er Blut, der Puls zeigt sich jedoch wieder, wenn auch unregelmäfsig.

Tags darauf ist der edle Ungar wieder hergestellt. Er spricht weder deutsch noch englisch und so ist es schwer, ihn auszuforschen. Die Fama berichtet, dafs er in New York von der Landungsbehörde zurückgewiesen worden war, was

ihn sehr niederdrückte. Gestern sei ihm dann seine aus 10 Dollars bestehende Barschaft aufserdem abhanden gekommen, so dafs er sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt haben soll. Das kalte Bad soll aber den Selbsterhaltungstrieb sehr stark wieder erweckt haben und so schnellte das Zünglein seiner Schicksalswage rasch auf die andere Seite.

Gefühlvolle Jungfrauen eröffneten eine Sammelliste für die Matrosen, die ihn retteten, und brandschatzten uns in unverschämt holdseliger Manier. Mir dünkt jedoch, dafs der Gerettete des Mammons dringender bedurft hätte.

Diese Episode verursachte einen Aufenthalt von nahezu zwei Stunden, so dafs wir zu spät in Bremerhaven eintrafen, um noch am folgenden Abend gelandet zu werden. Das kostete uns einen halben Tag und dem Lloyd ein grofses Frühstück.

Das Interesse für den Unglücklichen führte mich in das Zwischendeck. Dort ist es recht interessant, aber scheufslich. Man hat ja auf den modernen Dampfern viele Verbesserungen für diese Ozeanvagabunden getan, aber es ist fürwahr immer noch schlimm genug. Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge lagern diese armen Menschen zusammen, wie in einer Sardinenbüchse. Die Düfte, welche diesem Brutofen menschlicher Ausdünstungen entstiegen, benahmen mir beinahe den Atem.

Da ist das Kasernenleben ja noch ein Paradies dagegen zu nennen. Die ledigen Leute sind in besondere Quartiere getrennt, aber die Familien sind nebeneinander ohne jeden Zwischenraum mehr oder minder einträchtiglich gebettet. Wohl dem, der da atmet im rosigen Licht! Es sind im ganzen etwa 500 Zwischendeckspassagiere an Bord.

Diejenigen, welche sich wohl genug fühlen, auf Deck zu gehen, können von Glück sagen. Sie tragen auch zumeist ihr Wohlbefinden deutlich zur Schau.

Da geht es, Heifsa, juchhe, Dudeldumdei, zu, wie in Wallensteins Lager. Es finden sich eine Anzahl Gruppen zusammen, zumeist durch Landsmannschaft zusammengeführt. Auf der grofsen Falltüre des Vorderdecks lagert eine Bande kartenspielender Böhmen in der Bauchlage, die polizeiwidrigen Physiognomien durch rohes Aufstemmen der Arme gestützt. An den einen Lümmel lehnt sich in herausfordernder Haltung

ein junges Weib mit einem Marketendergesicht. Sie mischt grinsend die Karten und würdigt die vollsaftigen Bemerkungen der Spieler mit einem gutmütig rohen Lachen. Bei der Abrechnung kredenzt sie den Biereimer und belohnt sich selbst mit einem nachhaltigen Schluck. In einer Ecke kauern ein Dutzend Polen mit Ischarioth-Gesichtern zwischen den vom Wind geschaukelten Löckchen. Sie unterhalten sich ausdrucksvoll mit stark prononzierten Bewegungen der Arme, welche auf der Höhe der Beweisführung wie von einer Elektrisiermaschine getrieben umherkreisen.

Eine feiste Wasserpolackin reicht ihrem Säugling scham- und anmutslos die Brust. Ihr gegenüber räuspert sich eine junge Galizierin sehr vernehmlich. Ihre wilden Paroxysmen hätten einen Stein erbarmen können, aber des Mitleids edle Regung ist hier unbekannt. Junge und alte Distelfresser umringen das arme Ding und dazwischen kriechen an die fünfzig Kinder lachend, schreiend, heulend und mit Schmutz ärgsten Kalibers überladen. Zu essen gibt es in Hülle und Fülle. Es ist charakteristisch, wie die Arbeiterfrauen die treffliche Nahrung verschleudern.

Am Kajüteneingang befleifsigt sich ein anderes Konsortium der edlen Kunst des Kartoffelschälens. Mit dem Abfall mischen sich die Späne, welche bei der Mastenreparatur abfallen. Diese bilden die Wurfgeschosse, mit welchen sich junge und alte Kinder freundschaftlich bombardieren. Da und dort fafst auch einmal ein älterer Bursch den andern unter und rollt mit ihm über das Deck bis beiden der Atem ausgeht und sie sich mit blödem Lächeln, welches hier die Verbeugung der Duellanten ersetzt, trennen. Neben den Erdäpfelbarbieren thront auf einer Schiffstaurolle grämlichen Blickes ein Greis mit wallendem Weifshaar, gleich Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.

Mitten durch die andachtslose Menge bohren sich Matrosen und Schiffsjungen ihren keineswegs dornenlosen Pfad. Da und dort kommt es zu einem nicht allzu ernsten Scharmützel, denn die Mannschaft läfst sich im allgemeinen viel gefallen und es ist fürwahr keine kleine Aufgabe, Ordnung in diese aufruhrgeneigte Menge zu bringen.

Vor dem Stern des Schiffes gibt eine kleine Rotunde einem lustigen Ungarn Gelegenheit, einen Czardas mit seiner

Harmonika zu markieren und alsbald schwingen sich einige Paare in schwebendem Reigen. So geht es zu wie auf einer Volkswiese, nur ist alles so abenteuerlich und unendlich gewöhnlich, so dafs man keine rechte Freude daran haben kann. Und dabei sind diese Elemente, welche europawärts fahren, noch viel reinlicher als die Amerikafahrenden. Es soll zur Ehre des deutschen Namens gesagt sein, dafs sich sehr wenig deutsche Arbeiter darunter befinden.

Das antastbare Element macht sich da und dort ebenfalls breit.

Vereinzelt trifft man allerdings auch brave Arbeiterfamilien, die sich mit dem Instinkt der Gleichgestimmtheit bald zusammenfinden. Die Männer rauchen da friedlich ihre Pfeifen und sehen verächtlich auf das wilde Treiben. Die Frauen halten bald zusammen und lesen, stricken oder beschäftigen sich mit ihren Kindern. Am Schiffsschnabel flattert die Wäsche lustig im Winde. Sie gehört zumeist den Kindern.

In der zweiten Kajüte findet man einen höchst anständigen Kreis, zumeist aus kleinen Geschäftsleuten bestehend. Die meisten befleifsigen sich guter Manieren und schliefsen oft die besten Freundschaften untereinander. Die Verpflegung ist nicht so luxuriös als in der ersten Kajüte, aber sehr gut.

Über unsere Mannschaft läfst sich nur Lobenswertes sagen. Was mir überhaupt am Norddeutschen Lloyd immer besonders gefiel, ist die militärische Disziplin, worin er sich vorteilhaft von mehreren anderen Linien unterscheidet. Und Hut ab vor seinen Offizieren. Denn in der Stunde der Gefahr, da kann man sich auf sie verlassen. Ich habe es einmal gesehen, als das schreckliche Wort Feuer mich mitten in der Nacht mit Weib und Kindern aus der Koje schreckte. Es war auf dem Dampfer „Spree“ und die See ging hoch. Das Feuer war dicht neben unserer Kajüte im Anrichtezimmer, wahrscheinlich durch Kurzschlufs der elektrischen Leitung, entstanden, und der wachhabende Matrose hatte es erst entdeckt, als die Holzbekleidung des Raumes gänzlich in Flammen stand. Die zunächst spärlich vorhandene Mannschaft stürzte zu den Löschapparaten und dachte nicht daran, uns zu wecken. Erst das Hin- und Herrennen und das charakteristische Knistern und Krachen der Flammen erweckte mich. Ein Sprung aus dem hoch oben gelegenen Bett, ein brutales

Herausreifsen der Kinder aus dem Schlummer und ein Hinausstofsen aus der Kajüte über den löcherigen Schlauch hinweg, so dafs wir, mit nichts als dem Nachthemd angetan, völlig durchnäfst wurden.

Dabei die Feuersäule wenige Schritte entfernt von uns und der entsetzliche Rauch. Der letztere bildete das gröfste Hindernis beim Löschen. Aber der brave Offizier Pollack, jetzt Kapitän, liefs sich nicht beirren. Auf dem Leibe rutschend, rückte er an den Feuerheerd heran und ihm gelang es auch, Herr des losgelassenen Elementes zu werden. Das waren lange gräfsliche Minuten, die wir verlebten. Als ich dann in meine rauchgefüllte Kajüte zurückkehrte, um Decken zu holen, stockte mir der Atem und ich wurde zum ersten Mal nach vielen Seereisen seekrank. Unter den Passagieren brach, trotzdem das Feuer gelöscht war, eine Panik aus. Ich werde nie vergessen, wie eine notdürftig gekleidete Dame sich mir entgegenstellte, ihre Fingernägel tief in meinen Arm grub und mich mit irrer Stimme frug, ob das Feuer auch wirklich gelöscht sei. Nur der berühmte Pianovirtuose Paderewski, welcher damals an Bord war, hatte nichts gemerkt, denn als vornehmster Vertreter der neurasthenischen Musik befand er sich natürlich auf der Höhe der Seekrankheit.

Später tröstete mich der wackere Kapitän W., dafs wir ruhig in unserer Kajüte hätten bleiben können, wir wären ja nicht verbrannt. Aber ich war der Ansicht, dafs das Ersticken durch Rauch auch nicht zu den vergnüglichen Todesarten gehört.

Nun wurden einige Gallonen Essig an die Brandstätte gegossen, um den Brandgeruch zu neutralisieren, die verkohlte Holzbekleidung losgerissen und durch neue Bretter ersetzt, welche gleich angestrichen werden. Als die Passagiere zum Frühstück gingen und einen Blick in das Schreckenslokal werfen wollten, da dementierten die Mannschaften die Tatsache des Brandes, es konnte aber doch nicht totgeschwiegen werden.

Gott hab' sie selig, die gute „Spree“. Sie liegt, russifiziert mit einigen Kameraden, in der Strafse von Korea, wo ihr die schlitzäugigen Japaner ein jähes Ende bereiteten.

Man soll sich übrigens auf See abgewöhnen, die Mannschaft nach Erklärungen zu fragen, denn man erfährt die

Wahrheit nie. Ich erinnere mich, während eines dichten Nebels auf der „Havel“ zum New Yorker Hafen hinausgefahren zu sein. Wir waren in der Nähe von Sandy Hook, als das stolze Schiff plötzlich langsamer fuhr, und sich ein scharfes kreischendes Geräusch hören liefs, welches nur davon herrühren konnte, dafs der Dampfer über steinigen Grund streifte. Der Kapitän eilte von der Kommandobrücke herunter, liefs loten und die Maschine rückwärts drehen. Unter erheblichen Rucken und bei lautem Knirschen des Schiffsbodens ging das Schiff nun zurück. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Kapitän, der zufällig in meine Nähe geriet, zu sagen, dafs ich dächte, wir säfsen auf. Da kam ich aber schön an. Er fuhr mich wütend an, wie ich nur auf eine solche Idee geraten könnte. Ich verstand ihn sofort und lächelte ihn an. Er verstand jedenfalls auch. Wenige Minuten später verschwand der Nebelvorhang wie von einer unsichtbaren Hand weggezogen und wir sahen, dafs unser Kiel auf das Festland von New Jersey zuhielt, während die vor uns herlaufenden Fahrzeuge eine ganz andere Richtung verfolgten. Nun drehte sich auch die „Havel“ dementsprechend. Seit der Zeit habe ich mir das Fragen auf See abgewöhnt.

Es war übrigens in diesem Fall nicht des Kapitäns, sondern des Lootsen Irrtum.

Die meisten Kapitäne sind trotz ihres Alters oft noch schneidige Herren. Wenn sie in ihrer goldbetrefsten Uniform auf der Kommandobrücke stehen, haben sie etwas Imponierendes und ein gnädiger Blick des Gestrengen wird von vielen Passagieren als grofse Gnade empfunden. Auf dem Festland und in Zivil hört der ganze Nimbus freilich auf. Mir gefallen die sogenannten liebenswürdigen Kapitäne nicht, welche von den Passagieren wegen ihres entgegenkommenden Wesens vergöttert werden. Ich lobe mir einen richtigen groben Seebären, der nur für seinen Beruf lebt und den jüngeren Offizieren die Süfsholzraspelei überläfst. Unser Kapitän ist weder das eine noch das andere Extrem, er hat ein wetterfestes Gesicht, dessen dunkelrotes Kolorit kaum der ausschliefslichen Wirkung des Seewindes zuzuschreiben sein dürfte. Er hat uns übrigens trefflich behandelt.

Ein vielgereister Schiffsarzt vertraute mir einst: Drei Krankheiten gibt es, von welcher jeder Kapitän sicherlich eine

hat, nämlich den Rheumatismus oder den Gröſsenwahn oder den Alkoholismus. Aber, ich werde mich wohl hüten, dies zu glauben, denn ich gedenke noch manches Mal friedfertig und fröhlich mit den Kapitänen zu reisen.

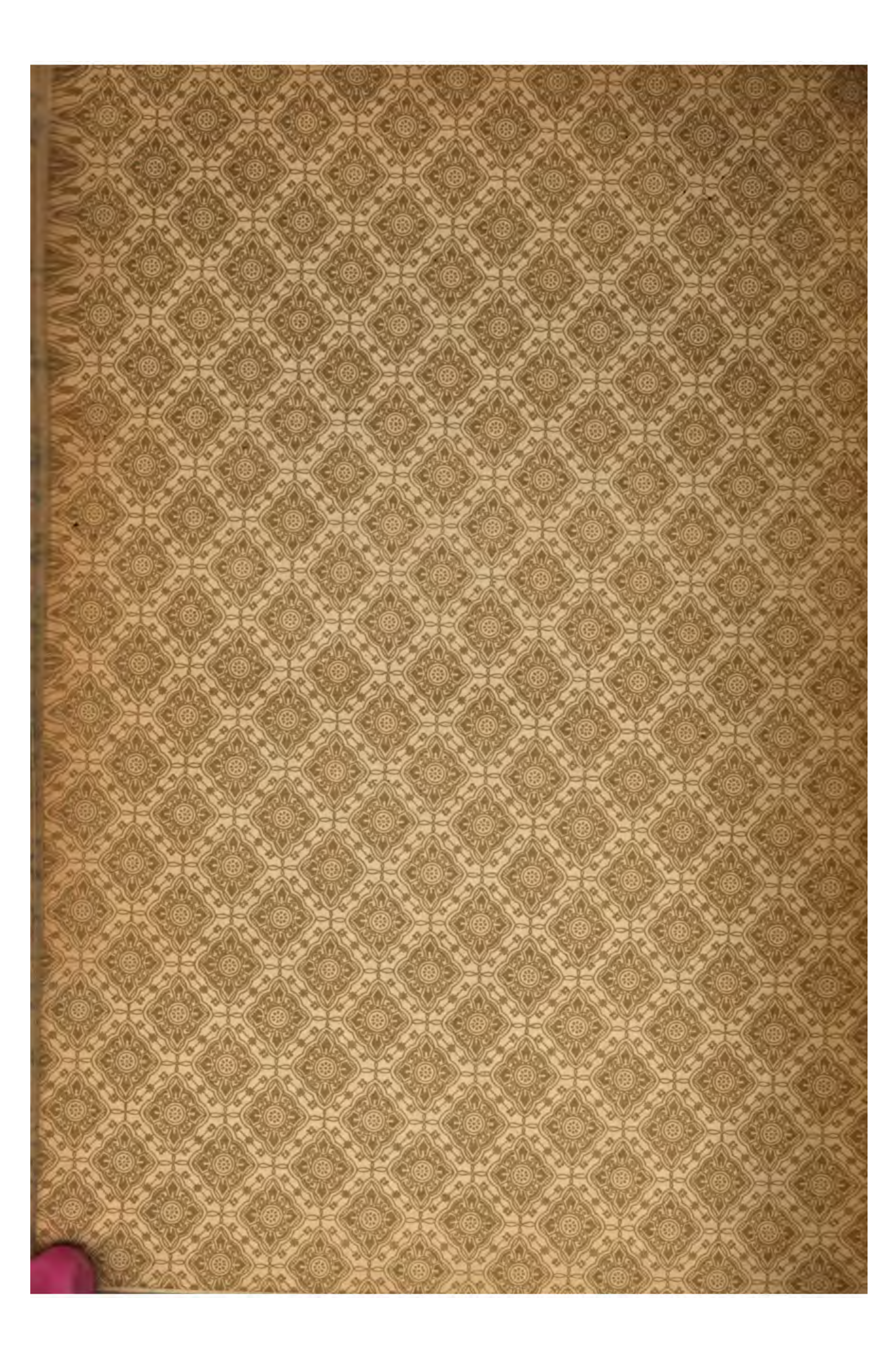
Die meiste Verantwortlichkeit pflegen übrigens die ersten Offiziere zu tragen, meistens ein trefflicher Schlag. Fast alle jüngeren Lloydoffiziere waren Marinelieutenants und verstehen sich deshalb nicht bloſs auf Disziplin, sondern auch auf gute Manieren.

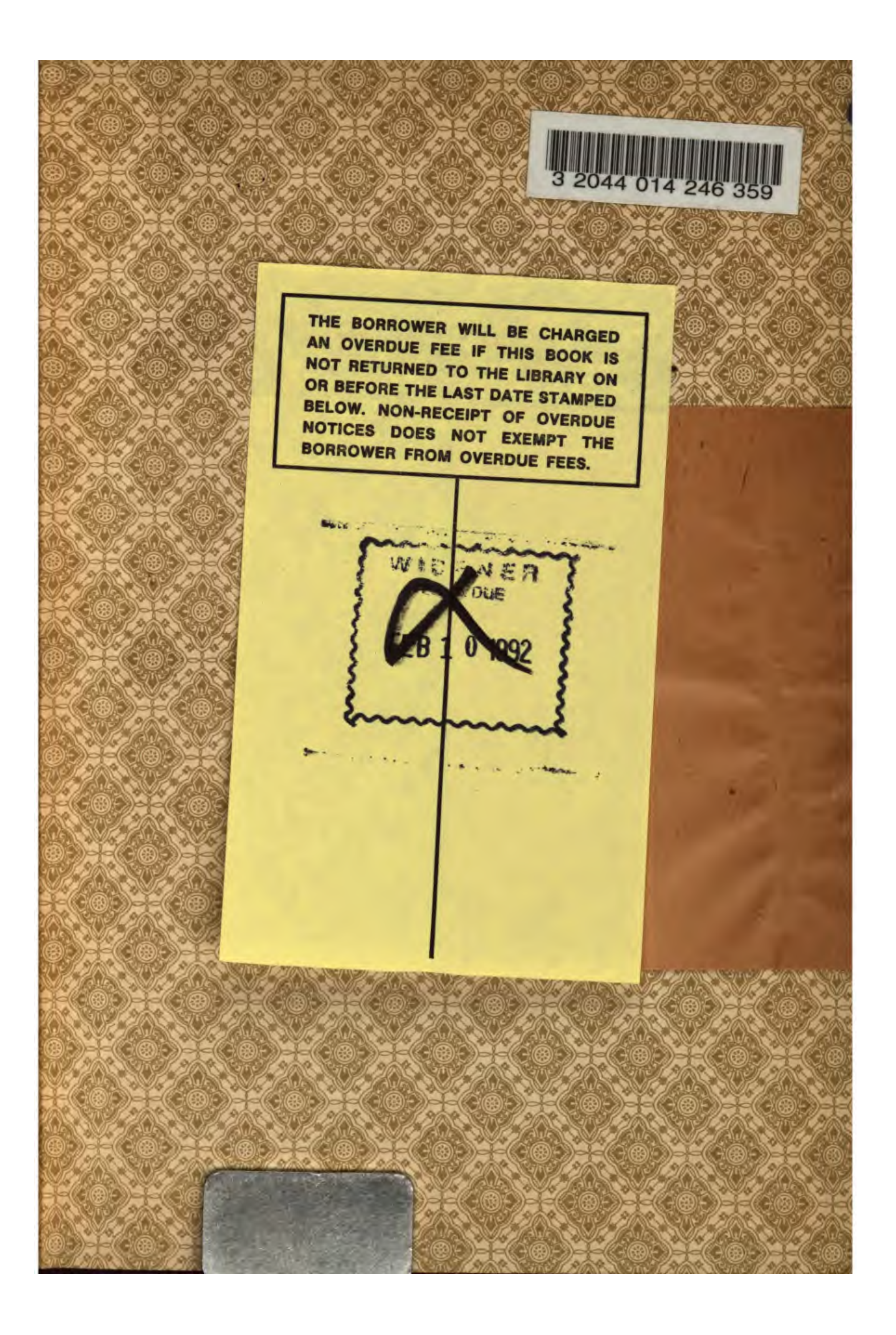
Der gute alte W. von der „Spree“ war übrigens ein wackerer Kapitän, aber so oft ich mit ihm reiste, bekam er Gallensteinkoliken, so daſs ihm der Arzt mit der Morphiumspritze helfen muſste. Was nützt da schlieſslich der beste Kapitän? Es ist aber doch gut gegangen, denn solange der treffliche Pollack auf der Kommandobrücke stand, konnte er in Ruhe seine Gallensteine pflegen.

Da wir bei der Medizin angelangt sind, so möchte ich den Schiffsgesellschaften dringend ans Herz legen, ihren durchweg tüchtigen Ärzten bessere Facilitäten zu gewähren. Es ist geradezu unerhört, daſs während in den Salons Tausende zu unnötigem Luxus verschwendet werden, die einfachsten medizinischen Einrichtungen fehlen. Es ist vom heutigen ärztlichen Standpunkt gebieterisch zu fordern, daſs jeder Dampfer ein Laboratorium, einen Röntgenapparat und ein Verband- resp. Operationszimmer im modernen Stil besitze. Wie viele Menschenleben hängen ja doch davon ab. Die Dampferlinien Deutschlands, des Landes, welches die moderne Medizin in so hervorragender Weise repräsentiert, sollten es sich zur Ehre rechnen, voranzugehen als gutes Beispiel für die anderen.

Spät am Abend landen wir in Bremerhaven. Wir können nur die Schattenrisse der Häuser erkennen, aber hell im Herzen regt sich leuchtend das unauslöschliche Heimatsgefühl, welches die Seele in freudiger Bewegung erzittern läſst.

Druck von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW.




3 2044 014 246 359
THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

